This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Slav 3078.61.6

Harvard College Library

BOUGHT WITH INCOME

FROM THE BEQUEST OF

HENRY LILLIE PIERCE,

OF BOSTON.

Under a vote of the President and Fellows,
October 24, 1898.

Dec. 8, 1900.

Rußland

unter dem

Mikroskop.

F. Wachsmuth.

Von einem bekannten Ungenannten.

Gott ist hoch und der Zaar weit.
Russisches Sprüchwort.

Hamburg, 1861.
B. S. Berendsohn.

Slav 3013.61.6
~~Slav 701.14~~

DEC 8 1900
LIBRARY

Pierce fund

Vorwort.*)

Schon vor mehreren Jahren wies ein schottischer Statistiker auf den Umfang der Gebiete hin, die Rußland in dem kurzen Zeitraume, seit welchem es eine Weltstellung einnimmt, sich ringsum von seinen Nachbarn angeeignet hat. Seine Erwerbungen von schwedischem Gebiete übersteigen das noch übrig gebliebene Königreich; — seine Erwerbungen in Polen sind fast so groß als das Kaiserthum Oestreich. — Von der europäischen Türkei hat es einen Flächeninhalt übernommen, der größer ist als das gesammte Königreich Preußen, ausschließlich der Rheinprovinz; von der asiatischen Türkei ein Gebiet, das dem der sämmtlichen kleinern deutschen Staaten fast gleich kommt. Von Persien erhielt es einen Zuwachs von der Größe Englands, und in der Tartarei erwarb

*) Dieses Vorwort ist zum Theil ein Auszug aus dem ersten Artikel der „Miscellen über Rußland," mit welchem gegen Ende 1850 die „Hamb. Nachrichten" mehrere in ihrem Feuilleton abgedruckte Artikel dieses Buches einleiteten.

es eine Oberfläche, die nicht kleiner ist, als die der europäischen Türkei, Griechenlands, Italiens und Spaniens zusammengenommen.

Die Eroberungen Rußlands während der letzten 70 Jahre gleichen an Ausdehnung dem gesammten Gebiete, das es in Europa vor 70 Jahren besaß, und die russische Grenze hat sich den Hauptresidenzen Deutschlands um 700 englische Meilen, Constantinopel um 500, Stockholm um 930 und Teheran um 1000 englische Meilen genähert.

So hat es erobert!

„Und so mußte es erobern," sagt Herr v. Haxthausen, der deutsche Gelehrte, „so lange es sich um den Gewinn einer innern Einheit und Unabhängigkeit und einer äußern soliden Stellung handelte. Es konnte nun einmal ohne die Meeresküste des baltischen und schwarzen Meeres niemals ein compacter in sich geschlossener und äußerlich mächtiger Staat werden! Aber nun darf es keine erobernde Macht mehr sein; denn jede fernere Eroberung wäre ihm eine Last, kein Vortheil, kein Zuwachs seiner Macht. Jedes Dorf, das es gegenwärtig erobern möchte, würde eine nicht zu berechnende Vermehrung der Last und Schwäche innerer Macht sein. Rußland hat mit der Eroberung

seines Innern noch länger als ein Jahrhundert zu thun! Was helfen ihm eine Million unzuverlässiger Unterthanen in einem eroberten Lande, die es durch eine zahlreiche Armee bewachen lassen muß, während es durch Eroberung seines Innern in wenigen Jahren 10 Millionen zuverlässiger und homogener Unterthanen gewinnen kann?" —

Das ist die tiefbegründete Meinung eines deutschen Philosophen und Statistikers.

Aber es ist eine alte Erfahrung, daß eine Macht, die im Erobern glücklich ist, keine Grenzen kennt! Und zwei Weissagungen, die wir weiter unten anführen werden und von denen die eine mehr als die andere im russischen Volke von Mund zu Munde gehen, mögen beweisen, daß Rußland mit seinen Eroberungen noch nicht zufrieden ist. Und wenn die letztverflossenen Jahre ihm keinen neuen Länder-Zuwachs brachten: nur zu gut hat es verstanden, sie zu benutzen, und so viel hat es gewonnen, daß der Ausspruch des Herrn v. Gentz „La Russie est la seule puissance qui ait peu à perdre et tout à gagner dans une conflagration générale," *) als theilweise bewährt angesehen werden

*) Rußland ist die einzige Macht, die bei einem allgemeinen Brande wenig zu verlieren und Alles zu gewinnen hat.

könnte. Der Zaar reichte seinem kaiserlichen Nachbaren freundschaftlich die Hand und um so ehrfurchtsvoller und gläubiger schauen die Südslaven auf die schöne Sonne (so nennt bekanntlich der Russe seinen Zaaren), vor deren Strahlen manche Krone Europa's eben so erblichen, wie der türkische Halbmond. —

Das unklare Phantasiebild des Panslavismus, das der Zaar, mochte er auch halb darüber lächeln, halb darüber grollen, kluger Weise nicht störte, bedarf, um Leben zu gewinnen, allerdings der zeitweiligen Kraftäußerungen; aber eine scheinbare selbst genügt und führt zu Erfolgen, die um so sicherer sind, je vorsichtiger die Politik ist, welche sie unterstützt. Man weiß, wie klug die russische Politik schon seit Jahren ihre Fäden in den Donaufürstenthümern, in Serbien, Bosnien und in Griechenland gesponnen hat; und man weiß auch, welche Fortschritte es überall in den letzten Jahren machte. Zwar scheinbar that es vor zwei Jahren Rückschritte. In Betreff der Donaufürstenthümer hat es sich bequemen müssen, den Tractat von Balta Liman einigermaßen zu erfüllen, und die Pforte nimmt eine Miene an, als wolle sie Rußland nicht länger allein regieren lassen. — In Bosnien wird Omer Pascha des Aufstandes Herr —

und in Griechenland rief England ein Halt. Aber die Truppen, die aus den Donaufürstenthümern zurückgezogen wurden, lassen sich völlig durch Agenten und ergebene Beamte ersetzen; ein Aufstand, wie der Bosnische war, läßt sich schnell genug wieder hervorrufen, und wie viel mehr als England der Zaar in Griechenland vermag, zeigen die kirchlichen Verordnungen, die dort in der neuesten Zeit erlassen wurden und die der Minister, der sie gab, hart, sehr hart büßte. — Oestreich vermag wenig mehr im Osten! — Zwar hat Rußland sich großmüthig gezeigt, indem es sich weder Galizien abtreten ließ noch den Meerbusen von Cattaro. Aber bis zu diesem Meerbusen herrscht es schon jetzt; es beschützt die „freien" Berge der Montenegriner zwischen dem See von Scutari und dem Meer von Cattaro, und in St. Petersburg fing man an, den Vladika zu weihen. — Der Zaar war großmüthig; für diesmal genügte es ihm, Oestreichs Schutzherr geworden zu sein. Ruhig zieht der russische Adler seine Flügel ein; er wartet des Augenblicks, wo er sie nochmals schützend über den kaiserlichen Nachbarn auszubreiten hat; und dann wird er sie wahrscheinlich weit genug ausbreiten, um mit der Spitze in's Adriatische Meer

zu tauchen. Mit der Spitze des linken Flügels — der rechte ist ja schützend in die Ostsee gerichtet, und schon streift er und bezeichnet die Bucht, die zum Haltpuncte ausersehen ist. Der Zaar ist großmüthig; er schützt nicht nur das große Oestreich und das kleine Dänemark: er sorgt auch für Deutschlands Bestes und spricht gelegentlich ein beruhigendes Wort.

Der Engländer! — Man kann nicht von Rußland und seiner bedrohlichen Stellung reden, ohne an England zu denken. Aber giebt es für England denn wirklich keine andere Möglichkeit, Rußland gegenüber, als Feindschaft und Kampf? Ist es für alle Fälle unmöglich, daß an die Stelle der französisch-russischen Pläne zur Theilung Europa's ein — allerdings anders modificirter — englisch-russischer Plan trete? — Wer sind denn jetzt die beiden Großmächte unter den Fünf?

Eben so viel Gefahr als von England her möchte jedenfalls Rußland von sich selber drohen. Nicht als ob sie so nahe wäre, daß der Deutsche sich mit dieser Gefahr über die eigene beruhigen könnte; im Gegentheil kann sie noch sehr fern liegen, welcher Meinung wol Viele sind, die Rußland kennen und Viele, welche es durch dieses Werk noch näher kennen lernen werden.

Mögen die Polen wühlen und agitiren: die russische Polizei kennt ihr Amt und der Bauer ist allzusehr gewöhnt an Knute und Brantwein. Doch jedes Ding hat sein Maaß; die Axt ist oft schon unsichtbar an den Baum gelegt, der in den Himmel zu wachsen droht. Und der Axt bedarf es vielleicht nicht einmal: der Riesenbaum, der nach Europa und Asien seine Zweige hinüber streckt, ist an mehr als einer Stelle morsch.

Wäre es freilich wahr, was Rußlands Freunde erzählen, dann müßte man auf Rußland mit ähnlichen Empfindungen schauen, wie auf den Staat der neuen Welt, der in riesigem Wachsthum sich von einem Weltmeer zum andern ausdehnt und im Wachsen an Kraft gewinnt. Nach dem Pentarchisten ist es Rußland überhaupt gar nicht mehr um Vergrößerung zu thun; nur unter der russischen Frauenregierung machte sich die Eroberungssucht geltend. — Es kommt nur darauf an: mahnen uns Andere, Rußlands Institutionen erst wirklich kennen zu lernen; dann werde man schon anders urtheilen. Und diese Kenner bemühen sich nun, uns den Despotismus als patriarchalische Sitte zu schildern, die das Volk mit religiöser Innigkeit festhält; sie

sprechen bewundernd von der einfachen Frömmigkeit der russischen Popen und der Erhabenheit des Kirchengesanges; sie sehen in dem militairischen Schematismus der Verwaltung, in der Stufenfolge der Rangclassen einen wohlgebildeten Organismus u. s. w. —

Und was endlich den Zustand der Leibeigenen angeht, von dem sie behaupten, er sei so übel nicht, so wird man, trotz der gleichmäßigen Vertheilung der Aecker in den Dörfern — Niemandem einreden können, daß das Leben der Bauern in den Schwarzstuben besonders idyllisch oder behaglich sei. Wie es mit dieser Behaglichkeit und mit dem patriarchalischen Verhältniß zwischen dem Leibherrn und seinen armen Bauern beschaffen ist, das verräth sich durch Thatsachen, die nur allzu deutlich reden, deren wir in diesem Werke eine Menge auf ganz unparteiische Weise reden hören. Der Leibeigene, mag er auf dem Gute des Herrn Frohndienste thun oder in der Stadt auf Obrók gestellt sein, ist sehr übel daran. Und wenn es auch, wie bekannt, dem leibeigenen Kaufmanne gelingt, sich Reichthümer zu erwerben, so ist dann der Obrók ein um so härterer Widerspruch. Mag man vielleicht zu weit gehen, wenn

man den bekannten Ausspruch Mirabeau's: „faul vor der Reife," auf Rußland anwendet; aber man geht noch vielmehr zu weit, wenn man von den Slawen, wie dies mehrfach geschehen, eine Verjüngung des westlichen Europa erwartet. — Jedenfalls muß man zwischen Süd-Slawen und Russen wohl unterscheiden.

Man kann zugeben, daß der Russe manche gute Eigenschaft besitzt; er ist in orientalischer Weise gastfrei, er ist anstellig und gewandt, ein genialer Nachahmer, auch fehlt es ihm keineswegs an originellen Ideen; aber seine Betrügerei ist so groß, daß sie Peter'n I. zu einem bekannten Worte Anlaß gab, und seine Trunksucht ist nicht minder groß. Dabei ist er in der ländlichen Wirthschaft eher Verwüster, als Pflanzer, denn er hat von Natur weder Sinn noch Lust für den Ackerbau; aber im Schacher, der ihm auf eine leichte Art Geld einbringen kann, und im Betrügen übertrifft er den Juden. Ein Volk, bei dem der Despotismus und Rang- und Geldsucht die Hauptfactoren des Lebens bilden, trägt nicht viel verjüngende Elemente in sich. Daß aber dies zum großen Theil die bewegenden Factoren sind, werden

uns viele dem Leben entnommene Skizzen in diesem Werke zeigen.

Damit wollen wir aber keineswegs sagen, daß die Freiheit eines uneinigen Deutschlands von dem Despotismus des einigen Rußlands nicht gefährdet sei; im Gegentheil! Deutschland hat, im Fall es sich nicht einigen und kräftigen wird, von dem russischen Despotismus das Schlimmste zu erwarten.

Das wirklich große Genie sieht nicht nur die Dinge der Gegenwart in ihrem wahren Lichte, sondern ihm ist auch mancher Blick in die Zukunft vergönnt.

Die Russen betrachten ihren hochseligen Zaaren Peter I. nicht bloß als den großen Reformator ihres Reiches, das er auf die hohe Stufe der Machtvollkommenheit gehoben hat, sondern auch als einen Propheten, dessen Weissagungen nothwendig in Erfüllung gehen müssen; sie betrachten sein Werk, das er organisirte und in Bewegung setzte, als ein riesenhaftes Triebwerk, dem Nichts Einhalt thun kann, und von dem die russische Regierung noch heute und fernerhin gewaltig und unwiderstehlich auf der Bahn, die der große Zaar vorgezeichnet, fortgetrieben wird, bis

entweder das Ziel erreicht ist, oder bis das rollende Riesenwerk an einen Felsen stößt und der Koloß in Trümmer zerfällt.

Wir wollen aus einer Rede, welche einst Peter der Große in Mitten vieler Bojaren hielt und der wir Seite 80 und 81 gedenken werden, hier nur Folgendes anführen.

„Deutschland, Frankreich, England und andere Länder wurden nur dadurch so mächtig, weil sie die Künste und Wissenschaften, die der Zeitgeist aus Griechenland zu ihnen geführt, aufgenommen, gehegt und gepflegt haben. Aber ich bin überzeugt, daß die Wissenschaften jene Länder wieder verlassen und dann bei uns so lange Wohnung nehmen werden, bis sie auch uns wieder verlassen und nach Griechenland, wo sie ihren Ursprung nahmen, zurückwandern werden. Wenn ihr das große Werk," sagte er zu den Bojaren, „das Wir durch Gottes Gnade in's Leben gerufen, ernstlich und mit Liebe angreifet, und ihr es euern Nachkommen also anzugreifen an's Herz leget: so werden die Russen dereinst im Stande sein, die gesittetsten Völker zu beschämen und die Ehre des russischen Stammes auf die höchste Stufe der

Macht und Vollkommenheit zu bringen. Amen.“ „Jei, jei!“ (wahrhaftig) antworteten die Bojaren.

Der größte Günstling Peters I., der Fürst Menschikow, dem es vor allen Andern gestattet war, dem Zaaren seine Meinung frei zu sagen, war mit dem Ausspruche seines Gebieters „Bis die Wissenschaften von Rußland wieder nach Griechenland wandern werden“ nicht zufrieden. Daher bemerkte er einmal dem Zaaren, als er ihn bei guter Laune fand, daß diese Prophezeihung Sr kaiserlichen Majestät eben nicht mehr Trost für Rußland, als für die übrigen Länder, mit Ausnahme Griechenlands, enthielte. „Du Thor!“ antwortete ihm der Zaar, „wer wird denn Griechenland dereinst beherrschen? Sind die Russen nicht wahre Brüder der Griechen? Forsche einmal fleißig in der Geschichte der Völker, so wirst du das finden — und sind sie es nicht durch das Höchste im Leben und im Tode, durch unsere heilige Religion? Wer vermag in den Rathschluß des ewigen dreieinigen Gottes einzudringen, um zu erforschen, warum diese unsere christlichen und eigentlichen Brüder unter dem schmählichen und schweren Joche des Erzfeindes seufzen?

Aber wer anders, als der ewige dreieinige Gott, hat die alte Verheißung unter die Griechen gebracht, auf deren Erfüllung die schwer Geprüften harren, nämlich die Weissagung, daß nur von ihren Brüdern, den Russen, einst Hülfe und Rettung für die Griechen kommen wird?“ —

Inhalt.

Seite.

Aus dem Leben des Kaisers Nicolai. ..... 1.
Bild des Ausländers in Rußland ..... 43.
Russische Weissagungen ..... 76.
Der Zaar und sein vollendetes 25jähriges Regierungsjahr. 87.
Russischer Leichtsinn und Egoismus ..... 91.
Allerlei russische Streiche ..... 106.
Ein seltsamer und kurzer Prozeß ..... 122.
Hauptursache des russischen Bestechungssystems ..... 139.
Das russische Form- und Uniformwesen ..... 156.
Das Unterrichtswesen ..... 175.
Außerordentliche Streiche eines russischen Professors der Medizin ..... 194.
Streiche aus dem Leben des berüchtigten und als practischer Arzt berühmten russischen Doctors St. ..... st.
I. Der Professorstudent ..... 209.
II. Die echte Perle als Arzenei ..... 218.
III. Der reiche Patient ..... 226.
IV. Der kranke General-Gouverneur ..... 232.
V. Die unverschämte Forderung ..... 237.
VI. Die russische Brantweinspacht und des Doctors Untergang ..... 241.
Das russische Wort Nitschewó ..... 250.

Das verhängnißvolle Feuerwerk 258
Der russische Soldat und Invalide 278
Das seltsamste Compliment von der Welt (Ein Charakterbild des Russen.) 290
Curiosität 309
Napoleon und der russische Pöbel in Moskau im Jahr 1812. 311
In Sibirien thront ein gold'nes Königsweib. Sein ganzes Land ist Goldes voll. (Aus einer russischen Volkssage) 334
Russische Diebe 371
Die russischen Budotschniken oder Polizeisoldaten 377
I. Die falschen Banknoten 381
II. Das Präsent des Kaisers 387
III. Die silberne Theemaschine 390
IV. Das gestohlene Fortepiano 394
V. Der raffinirteste Diebstahl 406
VI. Auch eine Gewaltthätigkeit 416
Schlußwort 419
Züge aus dem Leben des russischen Generalissimus Fürsten Italiißky, Grafen Suwórow Rymnikßky. (Aus einem russischen Manuscript.) 435

Aus dem Leben des Kaisers Nicolai.

Die Anekdote zeichnet charakteristischer, als ausführliche Beschreibungen. Sie ist die Geschichte in Bonmots. — Franz. Sprichwort.

Kaiser Nikolai ist Soldat im ganzen Umfange des Wortes. Er ist ein ausgezeichneter Reiter, sitzt zehn und mehr Stunden ununterbrochen zu Pferde, und diese Anstrengung bekommt ihm, als wär's eine Erholung. Sein Commandowort gleicht einem harmonischen Donner und ist auf eine Achtelstunde hin zu vernehmen. Er ist der größte Liebhaber von Paraden, Musterungen und kriegerischen Uebungen, denen er nicht selten bei 16 bis 18 Grad Kälte zu Pferde ohne Mantel viele Stunden lang beiwohnt. Oeffentlich erscheint er nie anders, als in Generalsuniform. Seine Gestalt wie sein ganzes Thun und Wesen bringt einen wahrhaft majestätischen Eindruck hervor; er ist der schönste Militair, ja, er könnte als solcher dem idealisirenden Künstler zum Musterbilde dienen. In allen Zweigen des Offizierdienstes gewandt, unterließ er es früher sogar nicht, sich selbst im Trommelschlagen, Trompetenblasen und Pfeifenspiel zu üben. Aber er ist auch eben so thätig im Cabinet,

er arbeitet nicht selten bis nach Mitternacht und dessenungeachtet empfängt er oftmals, zumal im Sommer, seine Minister schon vor sechs Uhr in der Frühe. Doch herrscht der militairische Geist bei ihm in solchem Grade vor, wie es noch bei keinem seiner Kaiserlichen Vorfahren der Fall war.

Noch nie war aber auch der russische Soldat so gut einexercirt und Alles, was zum Kriegswesen gehört, in so musterhafter Ordnung, als unter Nikolai's Regierung. Ein ausgezeichneter Soldat, und gehörte er auch dem untersten Range an, kann den Kaiser begeistern und zu einer Art von Großmuth stimmen, wie es die größte wissenschaftliche Celebrität nicht über ihn vermöchte. Als er im Jahr 1836 das südliche Rußland besuchte und einer großen Heerschau beiwohnte, war ich Augenzeuge einer seltsamen Dienstbeförderung. Der Kaiser sah hier einen schönen Grenadier, der sich meisterhaft in Reih und Glied bewegte. Eine solche Erscheinung konnte seinem Scharfblicke unmöglich entgehen. Er ließ den Soldaten vor sich treten. „Ich gratulire, du bist Unteroffizier!" sagte er. — „Kaiserliche Majestät! es ist der beste Soldat in meiner Brigade," bemerkte der Commandeur. — „Ich gratulire, du bist Offizier!" sagte der Kaiser. Und der Soldat war Offizier und lernte nun vor allen Dingen seinen Namen schreiben.

Die russische Garde, besonders die Garde du Corps der Kaiserin übertrifft an Pracht und Herrlichkeit Alles, was mir dieser Art je vor Augen gekommen ist. Nach

dem Gesetze können eigentlich nur Söhne aus den ältesten Geschlechtern Offiziersstellen in dieser Garde bekleiden; reich müssen sie ebenfalls sein und wenigstens 5000 Rubel Silber zu verzehren haben. Das Gehalt nämlich ist klein, wie das aller Offiziere der gesammten russischen Armee, und die vier Prachtuniformen, die ein solcher Gardeoffizier haben wie überhaupt aller Aufwand, den er machen muß, erfordern keine geringe Mittel. Dazu wird von diesem Corps verlangt, daß es ausgezeichnet im Exercitium, fein im Salonton geübt sei und daß seine Mitglieder, d. h. alle Offiziere die deutsche wie die französische Sprache geläufig sprechen können. Als der Kaiser ein paar Jahre später abermals in dem südlichen Rußland war und eine große Musterung abhielt, sah er einen jungen schlanken Rittmeister vom zweiten Kuirassierregiment, der mit allen Eigenschaften eines ausgezeichneten Reiters begabt, seine Schwadron vorführte. „Wie heißt der Offizier?“ fragte Nikolai. — „Kaiserliche Majestät! es ist der Rittmeister F. F....., ein braver Cavalleriſt!“ antwortete der Divisions-Commandeur. — „Er taugt unter die Garde Ihrer Majestät der Kaiserin!“ entschied Nikolai. Und F. F....., ein armer, aber überaus ehrlicher Junge, trat als Stabsrittmeister in die Garde der Kaiserin, und hatte in diesem Dienste der Pracht Ansprüche auf eine glänzende Partie, die er denn auch bald machte, indem er eine junge, schöne, liebevolle und reiche Frau heirathete.

Der Höchste in der Armee, der General-Feldmarschall,

Fürst Paskéwitsch ist es, welcher die Vorliebe der Kaisers am meisten besitzt. Als dieser Feldherr im Jahre 1831 die Siege in Polen erfochten hatte, war der Kaiser, wie sich das denken läßt, voll der äußersten Freude und Dankbarkeit. Die Zeitungen haben vor nicht langer Zeit mitgetheilt, daß Nikolai befohlen, dem Fürsten Paskéwitsch, selbst in Gegenwart Sr. Majestät, alle militairische Ehre, die sonst nur dem Kaiser gebührt, zu erweisen; daß aber diesem ewigen Günstlinge des Glückes nach der Einnahme von Warschau eine noch größere Ehre zu Theil ward, das haben die Zeitungen zu melden versäumt! Als sich nämlich der Feldmarschall nach Vollendung seines Sieges nach St. Petersburg begab, und er in die Stadt einritt, präsentirte die Hauptwache am Thore das Gewehr. Mit Befremden betrachtete Paskéwitsch den in Ehrfurcht salutirenden Offizier, der die Wache commandirte. Er stieg vom Pferde, näherte sich und wollte vor dem Offizier niedersinken: denn es war der Kaiser selbst, der den Feldherrn auf diese Weise empfing.

Im russischen Militair findet folgende Offiziersrangordnung Statt. 1) Präporschtschik (in der Cavallerie Cornet; schon Offizier), 2) Secondelieutenant, 3) Premierlieutenant, 4) Stabhauptmann, 5) Hauptmann. Die Stabsoffiziere folgen wie im preußischen Dienste auf einander.

Es war ebenfalls in Südrußland, daß der Kaiser Nikolai von einem Präporschtschik hörte, der als solcher Unter-Secondelieutenant vier russischen Regenten gedient

hatte, nämlich: Catharinen II., dem Kaiser Paul, Alexander und Nikolai; er befand sich auch jetzt noch als Präporschtschik in einem Garnisons-Bataillon, das in einer kleinen Gouvernementsstadt lag. Höchst erstaunt und neugierig den alten Kriegsmann zu sehen, ließ der Kaiser ihn vor sich kommen. „Bätjuschka! (Väterchen) was für Wünsche hast du noch? Sprich aufrichtig, welche Gnade soll ich, dein Herr und Kaiser dir gewähren?“ fragte Nikolai und sah mit Wohlgefallen auf das Thun und Wesen des noch immer rüstigen Alten. „Wenn Ew. Kaiserliche Majestät mir zur Gnade erbötig sind: so bitte ich allerunterthänigst, mich zum Secondelieutenant zu befördern!“ antwortete der wunderliche Alte, und wollte dem Kaiser zu Füßen sinken. Dieser aber umarmte ihn, beförderte ihn auf der Stelle zum Secondelieutenant und machte ihm ein Geschenk von 4000 Rubel.

Die großen Fortschritte, die in Rußland unter Kaiser Nikolais Regierung in Kunst und Wissenschaft gemacht worden, die vielen Kreis- und Pfarrschulen, die er stiftete, die Vorzüge, welche die Beamten aus dem Cultusministerium hinsichtlich ihres Gehalts, Ranges und der Pension vor allen andern russischen Beamten genießen und ähnliches beweisen, daß der Kaiser auch ein Verehrer der Künste und Wissenschaften ist und daß ihm die Aufklärung seines Volkes mehr als den meisten seiner Vorfahren, Peter den Großen ausgenommen, am Herzen liegt. Aber trotzdem wird ein Dichter oder Gelehrter sein Glück nie bei ihm machen. — Der

Dichter Schleifer, der Lehrer an einem Cadettencorps zu St. Petersburg ist, hat den Kaiser Nicolai und sein ganzes Haus mit hoher Begeisterung und auf eine äußerst schmeichelhafte Art besungen. Die Gedichte sind von poetischem Werthe, aber der Lohn dafür blieb lange aus — und war am Ende nur geringfügig.

Das Aeußere des Kaisers ist ein wenig zu ernst und stolz, um anstatt Furcht: Behaglichkeit und Vertraulichkeit einzuflößen: nur seine Günstlinge können sich in seiner Nähe wohl fühlen, und auch sie nur so lange, als er ihnen durch Wort und Blick seine Gewogenheit zu erkennen giebt. „Zaar nje ljúbit schutitj.“ (Der Kaiser liebt nicht zu spaßen) sagt man sprichwörtlich, und der Satz schließt große Consequenzen in sich. Nach alt-russischer Sitte, die noch heutzutage unter dem gemeinen Manne herrschend ist, duzt der Kaiser seine Vertrauten. Wehe aber, wenn er dieses „Du“ plötzlich mit einem „Sie“ vertauscht! der Schlaf und die Ruhe fliehen den Unglücklichen! — Das schöne blaue Auge Kaiser Nikolais ist durchdringend und erinnert in mancher Beziehung an das Friedrichs des Großen. Im Kreise seiner Familie kann Nikolai ebenso gütig und gemüthlich sein, als er in der Regel hart und unerbittlich gegen Jeden ist, den die Strenge der Gesetze verurtheilt. Mein Beruf verschaffte mir die höchst seltene Ehre des Zutritts zu seiner Person. Einige Male saß ich in seiner unmittelbaren Nähe. Er scherzte und plauderte in der unbefangensten Art mit mir. Von dem Wesen des

gewaltigen Selbstherrschers war auch nicht die geringste Spur zu entdecken, tiefe Gemüthlichkeit und herzliches Wohlwollen äußerte sich in allen seinen Zügen und Worten. Plötzlich wurde ein Minister gemeldet. „Er mag eintreten!“ war der Bescheid. Der Minister erschien mit einem schriftlichen Berichte, der Kaiser trat ihm entgegen. Gnädiger Himmel! welch eine Verwandlung! Mir schien es, als ob auf einmal eine schwarze Gewitterwolke vor die heiter scheinende Sonne getreten. Wie durch einen Zauber hatte sich die trauliche Miene des freundlichen Mannes in den eisernen Ernst des unerbittlich gebietenden Autokraten verwandelt: nur der Furcht verbreitende, gewaltige Selbstherrscher aller Reußen stand in Blick, Wort und Geberden vor dem Minister. Dieser war bald abgefertigt, worauf er sich entfernte. Der Kaiser aber nahm wieder Platz in meiner Nähe, und siehe da, er bot auch sogleich wieder das Bild der Liebe und Güte dar, das mich vorhin bezaubert und mit Zuversicht erfüllt hatte.

„Der Kaiser liebt nicht zu spaßen!“ Wie er es mit den Ministern macht, so verfährt er auch, manchmal ein wenig sonderbar, mit den höchsten militairischen Würdenträgern. Einmal machte er dem Oberbefehlshaber der Kaukasischen Armee Vorwürfe wegen des kläglichen Krieges gegen die Räuberhorden (Tscherkessen). Der General antwortete: „Es ist Ew. Kaiserlichen Majestät bekannt, daß die berühmtesten Ingenieurs des In- und Auslandes, die den Kriegsschauplatz studirten,

darin übereinstimmen, daß diese Gebirgsvölker im ersten Jahrhundert noch unbesiegbar seien. Wo soll man ihnen eine entscheidende Schlacht liefern, da sie nicht von ihren Gebirgen gehen und auf diesen wie Gemsen umherspringen? Die Gebirge, Kaiserliche Majestät! ....“ — „Was Gebirge!“ fiel ihm der Zaar ein, „und wenn sie sich auch in den Himmel erheben, so werde ich Brücken hinaufbauen und meine Armee hinüberführen!“ Sein General legte den Oberbefehl nieder und wurde General-Gouverneur der Ostseeprovinzen. Nun übernahm der Graf und jetzige Fürst Worónzow das Obercommando auf dem Kaukasus und zwar mit solcher Unumschränktheit, wie sie keinem seiner vielen Vorgänger eingeräumt waren. Mit dieser führt er noch jetzt den Krieg, ist auch schon so glücklich gewesen, manchen kleinen Sieg über die Gebirgsvölker zu erringen; allein sie stehen mit den ungeheuren Summen und den großen Menschenopfer, die sie gekostet haben in keinem Verhältnisse! Man könnte fast sagen, was in einem Jahre erobert wird, geht im andern Jahre wieder verloren.

Die großen Verdienste des Grafen und nachherigen Fürsten Wittgenstein im Jahre 1812 sind in Rußland bekannt; aber von den Geschichtschreibern des russisch-deutschen Krieges zu wenig gewürdigt; er hat vielleicht mehr, als ein anderer Feldherr, Kutusow nicht ausgenommen, zur Rettung Rußlands beigetragen, er hat St. Petersburg gerettet, indem er mit seinem, dem ersten russischen Armeecorps, das französische Heer bei

Kliastitzy, das die Residenz an der Newa bedrohete, vernichtete. Er warf mit seinem Corps die französische Avantgardedivision unter Legrand bei Jakuboba über die Drissa zurück und schützte dadurch St. Petersburg vor der großen Gefahr, in der es sich befunden. Seine Verdienste wurden damals auch anerkannt, denn sein Einzug in St. Petersburg war glänzend wie der eines römischen Imperators: auf lauter Lorbeerzweigen und Kränzen ritt er in die Stadt ein. Beim Ausbruche des letzten Türkenkrieges wurde er russischer General-Feldmarschall und führte die Armee gegen die Türken. Hier war er nicht so glücklich. — Dazu kam dann noch, daß der Kaiser den Kriegsschauplatz besuchte; seine Anwesenheit bei der Armee mußte schlechterdings den Einfluß des Feldherrn in jeder Beziehung schwächen. Wittgenstein zögerte, eine Hauptfestung mit Sturm zu nehmen, da ihm der Preis an Menschenleben, die ein solcher Versuch unvermeidlich kostete, allzu theuer schien. Der Kaiser warf dem Feldmarschall dieses Zaudern vor. „Kaiserliche Majestät!“ sagte er, „es war bis jetzt noch unmöglich! . . .“ — „Was unmöglich? die Festung kann ich mit den Zähnen nehmen!“ entgegnete der Kaiser zornig. — „Darum eben bin ich dazu nicht im Stande: denn ich habe fast keine Zähne mehr im Munde,“ versetzte der greise Feldherr, an dessen Stelle bald darauf Dibitsch trat. Wittgenstein zog sich nun auf seine Güter, in der Gegend von Odessa zurück, wo wir oft Gelegenheit hatten, ihn zu sehen. Es war eine schöne große

Gestalt, in seiner vollen Uniform war er imposant. Er sprach gern deutsch und sein Dialekt war, wie der eines geborenen Sachsen, welcher erst vor kurzem aus seinem Vaterlande gekommen. Er war ein treuer russischer Patriot. Ein paar Jahre nach Dibitsch's Tode, wurde er vom Könige von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Daß aber Nikolai den alten Feldherrn, trotz jenes unangenehmen Vorfalls, noch immer liebte und schätzte, ist unter vielem Andern auch aus folgendem zu ersehen. Zu der großen Heerschau, die im Jahr 1836 in der Gegend von Odessa Statt fand, lud der Kaiser auch den ehrwürdigen General-Feld-Marschall ein, der, kraft seines hohen Ranges eigentlich gar nicht verabschiedet war, noch verabschiedet werden konnte, nur daß er sich nicht mehr zur activen Armee zählte. Wittgenstein erschien. Nicolai empfing ihn mit großer Güte und wies ihm den Ehrenplatz im Wagen neben seiner Gemahlin, der Kaiserin an. „Kaiserliche Majestät!" sagte der greise Feldherr, indem er sich für diese große Ehre bedankte, „noch fühle ich Kräfte genug, bei solchen Gelegenheiten ein Schlachtroß zu tummeln!" — Der Kaiser lächelte überaus freundlich und ließ ihm sogleich eins seiner besten Reitpferde vorführen. Der rüstige Alte bestieg es mit der Gewandtheit eines Jünglings und tummelte es während der ganzen Kriegsübung nach Willkür. — Als Wittgenstein in Jahre 1835 seine Tochter besuchte, die mit dem damaligen Civilgouverneur von Charkow, Fürsten Trubezkói verheirathet ist, beschäftigte sich gerade der Criminalhof

in dieser Stadt mit einem Deutschen, der überwiesen war und der auch selbst eingestanden hatte, falsche Silberrubel gemacht zu haben. Ein solcher Verbrecher wird mit der Knute und Verbannung nach Sibirien bestraft. Da der Deutsche bettelarm und schon ein alter Mann war, erbarmte sich Wittgenstein seiner, indem er sich unverzüglich für ihn beim Kaiser verwendete. Er bewirkte auch in kürzester Frist die völlige Freiheit des schon fast Verurtheilten. Es war dies eine Unternehmung dergleichen nur den größten Günstlingen Nikolai's gelingen kann. Wittgenstein starb 1843.

An einem andern Tage, als mir abermals die höchst seltene Ehre zu Theil ward und ich mich in der unmittelbaren Nähe Sr. Majestät des Kaisers Nikolai befand, wurde ein ausländischer General gemeldet, der schon vor einigen Tagen Audienz bei Hofe gehabt hatte. Auch diesmal befahl der Kaiser meine Entfernung nicht. Der General trat ein und ließ sich neben mir nieder. Der Zaar war überaus freundlich gegen ihn. Man unterhielt sich in deutscher Sprache, die Nikolai in dem feinen weichen, Petersburger Dialecte vorzüglich schön spricht, scherzte und lachte. Endlich wendete sich das Gespräch auf die Berliner Witze und die Carricaturenjournale. „Es sind Stümper!" sagte der Kaiser, stand auf und holte einige Holzschnitte. Sie stellten eine Militairperson in hohen Kuirassierstiefeln mit einem quer auf dem Kopfe sitzenden Federhute dar. „Es sind Stümper!"

wiederholte der Kaiser mit großer Heiterkeit, „sehen Sie, Herr General, das soll Ich sein?“

Die Zeiten und der Sinn des Kaisers haben sich seitdem verändert. Seit den Märzereignissen spricht Kaiser Nikolai nicht mehr mit der frühern Heiterkeit von dergleichen Spottbildern, sondern vielmehr mit Entrüstung. Wäre er es im Stande, er würde sie sammt ihren Urhebern an einem Tage vernichten. Noch mehr, die Märzereignisse haben ihn dermaßen mit Kummer und Sorgen erfüllt, daß er seinen ganzen Einfluß aufbietet um das Wort „Constitution“ aus dem Wörterbuch der deutschen Politik zu streichen. Eine neue Republik in Europa gilt dem Zaaren für ein unhaltbares Schattenwerk, dem jede Gewähr der Dauer fehlt.

Der Constitutionalismus dagegen ist dem Autokraten furchtbar, weil er droht, Deutschland zu vereinigen und es Rußland in drohender Haltung gegenüber zu stellen. Ein einiges Deutschland würde in einem Tage die Riesenpläne zertrümmern, an denen das russische Cabinet seit länger als einem Jahrhundert mit eiserner Consequenz arbeitet. Der Gedanke dieses Planes verräth sich in Manchem, das wir später hie und da andeuten werden.

Im Uebrigen hat Kaiser Nikolai einen großen Regentengeist, und er ist ein so consequenter Fürst, daß er sicher hält, was er verspricht; — er verspricht freilich nichts, als Despotismus. Für die Verhältnisse seines Volkes aber mag dieser Despotismus immerhin eine

Nothwendigkeit sein. „Regieren ist eine schwere Kunst," am schwersten ist sie in Rußland. Welche Mißbräuche, althergebrachte Sitten, tief eingewurzelte Gewohnheiten und Vorurtheile stellen sich hier selbst einem Zaaren, trotz seiner Unumschränktheit, hindernd in den Weg, wenn er in seinem Reiche civilisiren und organisiren will! Welche Strenge, Vorsicht, Klugheit und wie viele Opfer der verschiedensten Art waren erforderlich, ehe der Kaiser Nikolai den Fanatismus der „Starowérzen" (Anhänger der alten russischen Kirche) so weit aus dem Felde zu schlagen vermochte, wie es keinem seiner Vorgänger gelang. Wir werden noch öfter diesen Sectiern begegnen, die einen großen und geheimnißvollen moralischen Einfluß ausüben, und die in den Gefahren des Vaterlandes als die treuesten Patrioten befunden worden.

Unter Kaiser Alexanders Regierung führte der Geldwucher ein Uebel herbei, das bis zum Jahre 1839 einen hohen Grad erreichte. Um dem Papiergelde nämlich einen möglichst bevorzugten Werth zu verschaffen, waren fast alle Behörden angewiesen, die Steuern und andern Abgaben nur in Banknoten anzunehmen. Das „Paßbüreau für Ausländer" z. B. wollte weder Gold noch Silberrubel sondern nur Papiergeld annehmen, und es wies auch das Erbieten zum Agio zurück. Das kleine Silbergeld: Fünf-, Zehn-, Fünfzehn-, Zwanzig- und Fünfundzwanzig-Kopekenstücke so wie auch das Kupfergeld standen mit den Bankassignaten auf gleichem Werthe, 10 bis 15 Procent höher, als die Silberrubel.

Der Geldwucher fand mehr in den Provinzen, als in St. Petersburg Statt. Hier galt der Silberrubel 3 Rubel 75 Kopeken Banco, während er in allen Provinzen 4 Rub. Bco. galt. Dafür stand aber auch hier das Papier-, Kleinsilber- und Kupfergeld wieder um so viel höher. Wollte man irgendwo eine Sache kaufen, die keinen vollen Silberrubel kostete, so wollte der Kaufmann kein Kleingeld herausgeben. Auf diese Art war man genöthigt, den Silberrubel oder das Gold bei einem Wucherer wechseln zu lassen, wobei er von etwa einem Thaler preuß. Court. 4 Groschen Agio nahm. Dieses Geschäft war überaus Vortheil bringend, daher spielten auch fast alle Behörden, Krämer und Kaufleute den Geldwechsler. Wie würde es uns vorkommen, wenn Jemand für 2, 4 — 10 Groschen Etwas kaufen wollte, und er hätte nicht so viel Kleingeld, sondern nur Thaler und man ihn deshalb zum Geldwechsler schicken wollte? Das Unangenehmste bei dieser Sache war, daß alle Geldsorten, besonders aber die Banknoten und das Kleinsilber- und Kupfergeld in den Provinzen von Jahr zu Jahr höher im Course stiegen, während alles in St. Petersburg immer gleichen Werth behielt. Welch ein großer Nachtheil für den Handel in den Provinzen, da die meisten Producte aus der Residenzstadt bezogen werden müssen. In Klein-Rußland war ich oft Augenzeuge, wie die Bauern auf dem Markte den Frauen das Gemüse u. dgl. wieder aus den Körben rissen, als sie sahen, daß man ihnen mit

Silberrubel bezahlen wollte. Hatten aber die Landleute ihre Producte verkauft, so gingen sie zu den Geldwechslern und tauschten ihr Papier- und kleines Geld gegen bedeutenden Rabatt in Silberrubel um, denn ihre Leibherren nahmen den Obrok (Steuer der Leibeigenen) in dieser Geldsorte gern an. Tausend Klagen erhoben sich, aber das Uebel war schon so tief eingewurzelt und mit allerlei Verhältnissen verflochten, daß es die Regierung nicht so rasch ausrotten konnte. Endlich, im Jahre 1839 wurde das gegenwärtig bestehende Coursſystem fertig und in Stadt und Dorf mittelst Trommelschlag bekannt gemacht, kraft dessen in ganz Rußland nicht mehr nach Banknotenrubeln, sondern wieder wie im vorigen Jahrhundert, nach Silberrubeln gerechnet werden sollte. Dabei wurde den Geldwechslern, die bisher ganz nach Willkür gehandelt, zum Gesetz gemacht, nicht mehr als einen Kopeken Silber vom Rubel Agio zu nehmen. (100 Kopeken machen einen Rubel aus.) Wie ein Wetterstrahl waren kurz vor der Kaiserlichen Bekanntmachung alle Silberrubel verschwunden und das bisher so kostspielig gewesene Kleingeld war in ungeheuren Massen zu haben. Dies rührte daher, daß man bei dem Wechsel des Courses an dem Silberrubel das Wenigste und an dem Kleingeld das Meiste verlieren mußte. Die Geldwechsler, die das Kleingeld faßweise dastehen hatten, verloren ungeheure Summen. Aber auch mancher Handwerksmann, dem man in aller Eile

Rechnungen in lauter Kleingeld ausgezahlt hatte, verlor Hunderte dabei.

Die Geldwechsler waren wüthend über diesen Kaiserlichen Ukas, der ihrem abscheulichen Wucher mit einemmale ein Ende machte, sie hetzten den Pöbel auf. Ich war Augenzeuge, wie der Trommelschläger sammt dem Vorleser von ihm gestäubt und mißhandelt wurde. Im Gouvernement Charkow traten die Geldmenschen zusammen und trachteten auf dem Wege der Bestechung das alte System in dieser Statthalterschaft wieder einzuführen. Man sagt, sie hätten beschlossen gehabt, eine Million und mehr daran zu setzen; allein ihr Unternehmen, es konnte nicht anders sein, schlug fehl, und zwei derselben haben sich aus Verzweiflung darüber erhenkt, weil sie nichts besseres werth waren! —

Das ist nur ein kleines Bild von den tief eingenisteten Uebeln, die Kaiser Nikolai beim Antritt seiner Regierung vorfand, und die nur ein eiserner Wille wie der seinige, zu beseitigen im Stande war; doch ist an manchen andern Mißverhältnissen auch sein eiserner Wille zu nichte geworden, z. B. an der Auflösung der Leibeigenschaft!

So lange diese Feindin aller Civilisation und alles Christenthums nicht aufgehoben wird, muß uns Rußland immer ein furchtbares und unheimliches Land bleiben. Wer aber soll die Leibeigenschaft aufheben? Allerdings der Kaiser; allein das ist kein Unternehmen so leichter Art, als es draußen erscheinen mag. Es unter-

liegt keinem Zweifel, daß Nikolai seit lange mit dem kühnen Entschlusse dazu umging; allein die Ausführung war ihm noch immer zu gefährlich. Als vor ungefähr 10 Jahren Perowsky, ein Mann von vielseitigem Geiste und großer Rechtschaffenheit, Minister des Innern wurde, sagte Nikolai zu ihm, daß es auf einem christlichen Boden ferner keine Sklaven mehr geben könne, es sei die größte Aufgabe des Jahrhunderts, die Leibeigenschaft aufzulösen, und sie müsse gelöst werden, denn er dulde nicht länger, daß seine Unterthanen Sklaven seien. Und die sich seinen Allerhöchsten Befehlen zu widersetzen wagten, müßten nach Sibirien, wo sie hingehörten. Es schien damals dem Zaaren ein Ernst zu sein, eine wahrhaft westeuropäische Civilisation in seinem Reiche einzuführen, denn er sagte auch zum Minister der Rechtspflege, daß all die unmenschlichen Gesetze zu Nichte gemacht und statt ihrer, weise, menschliche und unserm Jahrhundert würdige, geschaffen werden müßten. Und zum Minister des Unterrichts sagte er, er befehle ihm darnach zu trachten, daß seine Behörde des Staatsrath's auch der schönen Benennung, die man ihr vor Jahren gegeben, vollkommen entspreche, nämlich: Ministerium der Volksaufklärung (ministerija narodnowa prosswetschtschenija).

Und wenn wir diesen edeln Wunsch Nikolai's bisher nicht erfüllt, und seine Allerhöchsten Befehle nicht vollzogen sehen, so können wir die Ursache hievon nicht in seinem Willen suchen, sondern vielmehr in dem

Uebermaß von Uebelständen und Verhältnissen tausenderlei Art, die in seinem Riesenreiche seit Jahrhunderten tief eingewurzelt, und mit einander verwachsen sind, daß er sie nicht ausrotten kann, ohne eine sociale Revolution herbeizuführen, die, wie gegenwärtig noch die russischen Zustände stehen, ganz Europa bedrohen würde.

Das größte Uebel in Rußland ist die Leibeigenschaft, diese Feindin aller Civilisation, die früher oder später eine ungeheure Trübsal über Rußland herauf beschwören wird. Sie fortbestehen zu lassen in dem Zeitalter der westeuropäischen Cultur ist ebenso gefährlich, als eine rasche Aufhebung derselben. Es wird ein furchtbares Schauspiel geben, wenn die 40 Millionen Sklaven einmal eigenmächtig ihre Fesseln sprengen werden. Man meint im Allgemeinen, so etwas sei in Rußland unmöglich. Es ist wahr, das gemeine russische Volk ist so sehr an Schläge, an Branntewein und Sklaverei gewöhnt, daß es gewiß am meisten Schuld ist, an den traurigen Zuständen, in denen es sich noch eben so gut, als vor 150 Jahren befindet, woraus man wol schließen könnte, daß es zu einem Aufstande solcher Natur nicht fähig ist. Allein das Jahr 1848 hat uns gezeigt, was in der Welt Alles möglich ist. Eine rasche Aufhebung der Leibeigenschaft ist der russischen Regierung von mehr als einer Seite gefahrdrohend. In dem Grade, wie ein Uebel älter und tiefer eingewurzelt ist, wird auch die Aufgabe, es zu beseitigen, schwerer und die Gefahr, die sich dabei erhebt, größer sein. Die unübersehbare

Menge von Uebelständen müßten erst aus dem Wege geräumt und eben so viel neue Hilfsmittel geschaffen werden, mit einem Worte, es müßte noch ein halbes Jahrhundert mit großer Energie civilisirt und cultivirt werden, ehe man den gemeinen Russen, aus der Sklaverei zur Freiheit überführen könnte, ohne ein ungeheures Elend über das ganze Land herauf zu beschwören. Die edelsten und scharfsinnigsten Männer, welche Rußland näher kennen gelernt haben, sind dieser Meinung, und Kaiser Alexander verlor allen Muth, wenn er an die Aufgabe dachte, die er zu lösen beschlossen hatte.

Sollen wir uns des abgenutzten Ausdruckes bedienen, so ist der russische Sklave noch nicht reif zur Freiheit! Da man aber seit 150 Jahren, als man anfing, eine westeuropäische Cultur nach Rußland zu verpflanzen, bisher so viel wie nichts gethan hat, ihn reif zur Freiheit zu machen, so drängt sich schlechterdings die Frage auf: wann will man ihn denn endlich reif dazu machen? Alle Vorschläge, welche die Regierung dem Adel machte, sich mit seinen Leibeigenen im Guten abzufinden, daß man die Sklaverei — wenigstens dem Namen nach, auflösen könnte, sind eitel; denn die Gutsherrn werden, wenn die Regierung nicht mit aller Gewalt eingreift, immer sagen, der Bauer sei ein Gegenstand, mit dem der Leibherr nicht unterhandeln könne noch wolle. Von der einen Seite droht der, sich noch im rohesten Zustande befindende russische Leibeigne das größte Unheil im Lande anzurichten, wenn man ihn in Freiheit setzen würde.

Und von der andern Seite wäre der hohe Adel zu Allem fähig, wenn ihm die Regierung plötzlich sein altes Recht nehmen wollte. Es giebt Gutsherren, die im Besitze von 1000, 10,000, 100,000 und mehr Leibeigenen sind,* und da man jeden erwachsenen gesunden Bauern zu dem Werthe von 1000 Rubel B.-A. (über 286 Rubel Silber) berechnet, so ergiebt sich, welche Summen der Adel durch die Beseitigung der Leibeigenschaft einbüßen würde. Der Gutsherr sagt nie, ich habe so und so viel Bauern oder Leibeigene; er sagt, ich habe so und so viel Seelen, und wenn er das sagt, so versteht er nur das männliche Geschlecht darunter. Daher auch das Sprichwort, daß die Weiber in Rußland keine Seele hätten. „Ja iméju pjät sot dusch!" (ich habe 500 Seelen) sagte einmal ein junger Edelmann zu seinem französischen Lehrer. „Ich wünschte, Sie hätten eine einzige Seele", versetzte dieser. — Kaiser Nikolai hat durch seine Civilisationsmaßregeln, durch Manifeste und Ukase die Rechte des hohen Adels in mancher Beziehung sehr beschränkt; aber die Abschaffung der Leibeigenschaft mag ihm aus verschiedenen Gründen noch immer zu gefährlich vorkommen. Und dennoch beschloß er vor ungefähr zwölf Jahren diese große Aufgabe unter jeder Bedingung zu lösen. Im Jahre 1841 ging ein Gerücht in St. Petersburg, der Kaiser habe die Leibeigenschaft wirklich aufgehoben. Man könne mit

* Der Graf Felix Potocki besaß deren 165,000.

jedem Tage das Manifest hierüber in den öffentlichen Blättern erwarten. In allen Gesellschaften St. Petersburgs sprach man davon, wie von einer völlig vollendeten Handlung, und ein russischer Stabsarzt, der als belletristischer Schriftsteller bekannt ist, sagte allenthalben: „das heiße ich mehr, als die Janitscharen vertreiben!“ Unterdessen wartete man vergebens auf das Kaiserliche Manifest — und plötzlich war das Gerücht dergestalt verstummt, daß kein Mensch es mehr wagte, ferner noch eine Sylbe darüber laut werden zu lassen. Was den Kaiser Nikolai veranlaßt haben mag, seinen Entschluß wieder aufzugeben, das erkläre derjenige, der den vertrautesten Blick in das ganze Räderwerk der russischen Staatsmaschine gethan hat. Aber selbst der Versuch war nicht ohne alles Resultat geblieben. Es gab bis dahin Edelleute, die Leibeigene besaßen, ohne daß sie bedeutenden Grundbesitz hatten, arme Schelme, die sich fast allein von ihren paar Leibeigenen ernähren ließen. Hatte ein russischer Beamter (bis zum Jahr 1844) die achte Rangclasse erreicht, so gehörte er sammt seiner Nachkommenschaft zum Adel, kraft dessen er Leibeigene besitzen durfte. Seit dem Jahre 1844 befähigt erst die fünfte Classe, der Staatsrathsrang, der für Viele unerreichbar ist, zu diesem Rechte. Ich will hier nur ein Beispiel anführen, auf welche Art solche Beamten zu Leibeigenen kamen und auch ferner noch, wenn gleich viel seltener als früher, dazu kommen werden. Ein reicher Gutsbesitzer hatte

bei der Gouvernements-Regierung eine Sache auszufechten; die Acten wurden einem Stolnatschalnik (Chef eines Tisches, an dem 4 bis 10 Schreiber arbeiten) übergeben. „Wenn Sie mir die Sache bis zu der und der Zeit in Ordnung bringen, werde ich Ihnen ein ansehnliches Geschenk machen. Ich weiß schon was Sie gerne hätten!“ — sagte der Gutsbesitzer zum Stolnatschalnik. Und dieser beeilte sich dem Wunsche nachzukommen. Das ansehnliche Geschenk bestand in einer ganzen Familie Leibeigener; Vater, Mutter, drei Söhnen und vier Töchtern. Da der Stolnatschalnik keinen Grundbesitz hatte, worauf er seinen neuen Leibeigenen Beschäftigung anweisen konnte, so entließ er sie auf Obrok, d. h. er bestimmte jedem Einzelnen eine Summe, die er jährlich seinem neuen Herrn zu entrichten hatte. Die Familie mußte sich nun trennen, damit jedes einzelne Glied seinen Obrok verdiene.

Einige Jahre nach jenem Gerüchte wurde auf Allerhöchsten Befehl bekannt gemacht, daß Edelleute, die keinen Grundbesitz von einem gewissen in dem Ukas bestimmten Umfange besäßen, ihre Leibeigenen sofort frei zu geben hätten. Glücklich waren Alle, die solche arme Edelleute wie jener Stolnatschalnik, zu Herren hatten, sie erhielten ihre Freiheit! Man sieht jedoch hieraus, daß der Selbstherrscher aller Reußen die kleinen Edelleute nicht fürchtet, wol aber die großen.

Der eiserne Wille des Kaiser Nikolai brach ferner auch noch in einer andern tief eingewurzelten und mit

tausend Verhältnissen verwachsenen Sache. Schon längst hat er die berühmtesten Mathematiker, Theologen, Finanzmänner u. dgl. m. in Thätigkeit gesetzt, um den neuen Kalender auch in Rußland einzuführen. Allein das Ergebniß aller Mühe und Arbeit blieb bis auf den heutigen Tag ein unbefriedigendes. Der Kaiser hat noch heutzutage mit vielen Uebelständen und Hindernissen zu kämpfen, die schon Peter I. bei dem Streben nach seinem großen Ziele, im Wege lagen. Obgleich der Zaar die Einheit von Staat und Kirche in seiner Person vereinigt, so setzt ihm doch bei seinem Civilisiren und Organisiren das Kirchenwesen gewisse Grenzen, und die Politik gebietet ihm, nicht mit Gewalt darüber hinwegzuschreiten. Denn wenn die Popen einmal ihren Einfluß beim Volke verlieren würden, so sähe es auch um die weltliche Macht schlimm aus. Abgesehen von den andern großen Schwierigkeiten, die bei der Einführung des neuen Kalenders überwunden werden müßten, ist das russische Kirchenwesen es schon allein, das ein solches fast unmöglich macht. — Die Einführung des neuen Kalenders würde die schwache Vereinigung und Versöhnung, die man in neuerer Zeit mit großer Mühe zwischen den Altgläubigen und den Gliedern der Staatskirche zu Stande gebracht, an einem Tage und vielleicht auf immer wieder vernichten. Die Altgläubigen aber, in nationaler Beziehung der Stolz und die Zuversicht Rußlands, sind, wie oben bemerkt, in allen Gefahren des Vaterlandes als die umsichtsvollsten und treuesten Patrioten befunden

worden. So üben sie dann auch einen großen moralischen Einfluß auf die russische Regierung aus, und diese wagt es kaum, Gesetze zu geben und Veränderungen vorzunehmen, die ihnen mißfällig sein könnten. Nun aber würde der Kaiser bei der Einführung des neuen Kalenders dasselbe zu erwarten haben, was Peter dem Großen widerfahren ist. Dieser Zaar befahl das neue Jahr mit dem ersten Januar, und nicht mit dem ersten September, desgleichen auch die Zeitrechnung von Christi Geburt, und nicht von Erschaffung der Welt, anzufangen. Nun richteten die Altgläubigen ein großes Unheil an, sie verfluchten ihren großen Zaaren und predigten, wo sie nur konnten, er sei der leibhaftige Antichrist, denn es stünde in der Bibel geschrieben, daß der Antichrist die Zeiten verändern würde u. dgl. m. Peter der Große verfuhr mit grausamer Strenge gegen diese Fanatiker. Aber er ist auch noch bis auf den heutigen Tag ein Gegenstand des Fluches dieser einflußreichen Sectirer.

Wenn man die ungeheure Masse von Hindernissen die einem russischen Zaaren, trotz seiner Unumschränktheit, beim Civilisiren seines Volkes im Wege stehen, klar überschauen könnte, so würde man den Kaiser nicht so blind und heftig verurtheilen, wie es in der Regel geschieht. — Nikolai ist daneben ein musterhafter Familienvater, er liebt die Seinigen mit aller Zärtlichkeit, die Krankheit oder der Tod eines Gliedes seiner Familie beugt ihn tief und läßt ihn schmerzliche Thränen

vergießen. Betrachtet man aber dagegen seine Kälte und Unerbittlichkeit wider diejenigen, die seinem furchtbaren Strafgesetze zum Opfer fallen, und seine Neigung, ein Urtheil lieber zu schärfen, als zu mildern, so müssen wir gestehen, daß wir zwei der herrlichsten Herrschereigenschaften an ihm nicht wahrnehmen, nämlich: die wahrhaft fürstliche Großmuth und das christliche Mitleid, welches wir am wenigsten an einem Monarchen, der sich und seinen Staat vor allen andern einen christlichen nennt, vermissen mögen. Kaiser Nicolai hat in seinem Lande Großes ausgerichtet; er war einige Zeit unser Ideal eines russischen Regenten, aber bei aller Aufmerksamkeit konnten wir die beiden Eigenschaften, die wir an Menschen so gerne sehen, an ihm nicht entdecken. Wir fanden sie auch an keinem einzigen Gliede seines ganzen Hauses. Diejenigen beneiden wir nicht, die in dem Umschwerfen von Ducaten, wenn ein russischer Held im Auslande reis't, die fürstliche Großmuth und das christliche Mitleid erkennen. Nikolai's großer Regentenruhm, den ihm kein Historiker schmälern kann, würde dereinst glänzender in der Weltgeschichte erscheinen, würde er von dem milden Strahlenscheine umflossen sein, der so wohlthuend für das Herz ist, wenn er mitleidiger und großmüthiger gegen seine armen Mitmenschen wäre, deren Schicksal die Vorsehung in seine Hände gelegt hat.

Kein Mensch in Rußland darf es wagen, den Kaiser auf öffentlicher Straße weder schriftlich noch mündlich anzureden. Das ist ein altes schreckliches

Gesetz, und wer es übertritt, der hat keine geringe Strafe zu erwarten. Der Kaiser erscheint öffentlich, wie oben bemerkt, stets in Generals-Uniform; er geht oder fährt durch die Straßen von St. Petersburg wie Jedermann und großentheils ohne irgend einen Begleiter; wer ihn nicht kennt, glaubt irgend einen General, davon es in der Residenzstadt so viele giebt, zu sehen. Erblickt man ihn in einer Straße, die sehr belebt ist, wie z. B. auf dem Newskischen Prospecte, so kann man ihn leicht daran erkennen, daß Jeder ehrfurchtsvoll den Hut zieht. Möge aber der Kaiser fahren, gehen oder stehen, wo er wolle, die Polizeileute sind immer in seiner Nähe, theils sichtbar — theils unsichtbar. Selbst der Kundige Rußlands muß manchmal erstaunen über das urplötzliche Erscheinen der Polizei, so weiß sie überall die Nähe des Kaisers zu errathen. — Es traf sich einige Male, daß ich sah, wie der Zaar in einer einsamen Straße von Jemandem angeredet wurde, den er aber jedesmal kurz abfertigte. Kaum war er darauf 10 bis 20 Schritte weitergegangen, so erschien auch schon die Polizei, plötzlich, als wäre sie vom Himmel oder aus der Erde gestiegen, und schleppte den Verbrecher fort. Es trifft sich auch, wenn gleich selten, daß der Kaiser selber Jemanden, der ihm entgegen kommt, anredet; aber auch solch Einer wird ohne Gnade von der Polizei fortgeschleppt, und vor allen Dingen will sie dann wissen, was der Zaar gesagt hat.

Es ist bekannt, daß die Polizei in Rußland gegen

den Adel, zu welchem jeder ordentliche Beamte ohne Ausnahme gehört, keine Gewalt hat, es sei denn, daß er sich eines Diebstahls oder ähnlichen Verbrechens schuldig gemacht, oder auch, wenn Einer bei großen Paraden und sonstigen großen Festlichkeiten, wo die Polizei eine strenge Ordnung handhaben muß, auf die ostmalige Ermahnung derselben nicht achten will. Nur gegen den Bürger, wie überhaupt gegen jeden Nichtadeligen verfährt sie mit äußerster Willkür. Jeder Beamte ist an seinem Frack (Vice-Mondir) zu erkennen und diese Vice-Mondir oder auch die Staatsuniform ist der Schild, der ihn gegen die dreiste Willkür der Polizei schützt. Einmal sah ich, wie Kaiser Nikolai einen Beamten anredete, der mit den Orden des heil. Wladimir IV. und der heil. Anna III. Classe geschmückt, aber ziemlich betrunken war und die Straße entlang schlenderte. „Wie heißen Sie und wo dienen Sie?“ fragte ihn der Kaiser. Der Trunkenbold schien plötzlich nüchtern geworden, er verbeugte sich mit vieler Grazie vor dem Zaaren und sagte mit großer Geistesgegenwart: „Kaiserliche Majestät! wir haben heute das Namensfest eines tapfern Offiziers gefeiert, der sich das Georgenkreuz bei der Erstürmung von Eriwan verdiente, und ich habe mich bei dieser Feier ein wenig vergessen. Aber ich appelire an die Gnade Ew. Kaiserlichen Majestät.“ — „Sie begeben sich auf der Stelle nach Hause!“ sagte der Kaiser, und sagte ihm noch Etwas, wovon wir unten erzählen

werden. Der Zaar ging seines Weges; er war kaum 20 Schritte weit gegangen, so hatten die Polizeileute den Beamten auch schon nach üblicher Weise in der Cur. „Was hat Se. Majestät der Kaiser zu Ihnen gesagt?“ fragten sie ihn. „Das geht Euch nichts an!“ entgegnete dieser. „So müssen sie mit zum Oberpolizeimeister, der wird Sie schon zum Geständnisse bringen!“— „Seht Ihr nicht, daß ich Beamter und Ritter bin? wie unterstehet Ihr Euch, mich wie einen Bürgerlichen anzufallen? Ich bin der und der, und nun rathe ich Euch, mich ungehindert gehen zu lassen, sonst werde ich Euch das Gesetz lehren.“ Die Polizeileute, welche dem Offiziersstande angehörten, wollten davon nichts wissen, sondern ihn vielmehr fortschleppen oder mindestens von ihm erfahren, was Se. Majestät gesagt habe. Es entstand ein heftiger Wortwechsel. Aber der Beamte, ein schlauer Kopf, machte ihnen noch einige Bemerkungen, darauf ließen sie ihn ungehindert seines Weges gehen; sie aber begaben sich sogleich zum Generalpolizeimeister und erzählten ihm den Vorfall. „Aber was hat Se. Majestät zu ihm gesagt?“ fragte dieser. „Excellenz, er will es nicht gestehen!“ — „Nicht gestehen? Auf der Stelle einen schriftlichen Befehl gegeben und ihn hieher beschieden!“ befahl der Polizeichef. Es geschah sogleich. Der Beamte gehorchte aber auch dieser Aufforderung nicht. Der entrüstete Polizeichef schickte sogleich einen andern Offizier an ihn ab, aber auch dieser kam mit dem Bescheid zurück, daß der Beamte

dem Befehle Sr. Excellenz nicht nachkommen könne. Jetzt beschloß der Oberpolizeimeister, sich selbst zu dem widerspenstigen Cavalier zu begeben; er hatte aber noch Geschäfte bei seinem Vorgesetzten, dem General-Gouverneur, daher ging er vorher zu diesem, dem er auch den Vorfall mittheilte. „Aber was hat Se. Majestät der Kaiser zu ihm gesagt?“ fragte auch dieser. „Hohe Excellenz, er will es durchaus nicht gestehen. Ich habe ihn zweimal zu mir beschieden und er verweigert zu erscheinen, so daß ich entschlossen bin, selbst zu ihm zu fahren.“ — „Lassen Sie das sein, ich werde ihn zu mir bescheiden,“ sagte der General-Gouverneur. Der Cavalier aber ließ auch ihm melden, daß er dem Befehle Sr. Hohen Excellenz nicht Folge leisten könne. Nun fuhr der General selber zu ihm. „Warum leisten Sie nicht Folge, wenn ich, der General-Gouverneur, befehle?“ fragte er ihn. — „Hohe Excellenz! Se. Majestät der Kaiser haben mir Allergnädigst befohlen, solchem Befehle nicht zu willfahren!“ versetzte der Beamte. „Was soll das bedeuten? — Sind Sie verrückt geworden, oder wollen Sie mit mir, dem General-Gouverneur, Scherz treiben? Ich frage Sie, warum Sie nicht bei mir erschienen sind, als ich es befohlen?“ „Hohe Excellenz! Se. Majestät der Kaiser haben mir Allergnädigst befohlen, diese ganze Woche unter keiner Bedingung aus dem Hause zu gehen.“ — „So, aber was hat Se. Majestät sonst mit Ihnen gesprochen?“ „Weiter nichts, als daß ich sieben Tage Hausarrest hätte.“

Der General-Gouverneur lächelte ernst, aber befriedigt und zog ab. Damit war die Neugierde der Polizei, die ihr das Gesetz auferlegt, gestillt.

Es ist eine entsetzliche Maßregel des despotischen Staates, daß Niemand den Kaiser anreden noch ihm eine Bittschrift überreichen darf. Alle Bittschreiben müssen erst durch die Hände seiner Creaturen gehen, die sie dann entkräften oder auf die lange Bank schieben. Und so erfährt der Kaiser von dem Druck und Elend seines Volkes sehr wenig oder nichts. Er will aber auch oft nichts erfahren, was wir unten aus einem spätern Zuge ersehen können.

Kaiser Alexander machte einmal eine Ausnahme von dieser despotischen Regel. Vor einer Reise nach Moskau ließ er bekannt machen, daß er auf dieser Reise und auch am zweiten Tage seiner Ankunft in der alten Zaarenstadt, alle Bittschriften in eigener Person in Empfang nehmen werde. Es war zu erwarten, daß bei dieser goldenen Gelegenheit viele Bittende und Klagende sich einfinden würden; allein eine solche Masse von Bittschriften, als überreicht wurden, hatte man dennoch nicht erwartet! Es mußte eine eigends hierzu bestimmte Comité, ich weiß nicht aus wie viel Mann, eingesetzt werden, welche zehn Jahre ununterbrochen an diesen Bittschriften gearbeitet hat. Seitdem war dem Kaiser die Lust vergangen, seinem Volke solche Gnade zu erweisen, und Nicolai mag sich wol ein Beispiel

daran genommen haben. Wehe dem, der sich unterfängt, dem Zaaren eine Bittschrift überreichen zu wollen!

Eines Tages ging ich zu St. Petersburg über den Isaaksplatz, der Kaiser Nikolai kam, wie mir schien, aus dem Senatsgebäude, er war ohne irgend einen Begleiter und ging raschen Schrittes an mir vorüber. Ich grüßte und konnte nicht unterlassen mich ein paar Augenblicke darauf umzudrehen, um dem schönen, stolzen Manne nachzusehen. Da bemerkte ich in einiger Entfernung vom Wege des Kaisers einen armen Bauern. Im Schafspelze lag er auf beiden Knieen, die Stirn auf die Erde gedrückt, in einer Lage, wie der andächtige Russe in der Kirche oder vor einem Heiligenbilde zu beten pflegt. Auf seinen Hinterkopf hatte er ein Packet, wahrscheinlich eine Bittschrift, gelegt. In dieser Lage harrte er der Ankunft des Zaaren, seines Gottes auf Erden. Der Kaiser aber ging an dem so im Staube liegenden Menschen vorüber, ohne ihm auch nur einen Blick zu schenken. Ein Schauer durchrieselte mein Gebein, als ich sah, daß er keine Gnade für ihn hatte. Kaum hatte ich mir in Seufzern Luft gemacht, so hatte auch schon die Polizei den unglücklichen Menschen ergriffen, und unter Faustschlägen ins Gesicht und unzähligen Rippenstößen wurde er fortgeschleppt. Gott weiß, was sie mit ihm angefangen haben. Ich muß gestehen, dieses Ereigniß gab mir keine besonders schöne Meinung von der hochgepriesenen patriarchalischen Gemeindeordnung der Russen. Das Wort Zaar hat in

Westeuropa keinen guten Klang, wahrscheinlich, weil es einen Autokraten bezeichnet. Zaar ist wohl von dem Worte Cäsar abgeleitet und bedeutet so viel als Kaiser. Andere behaupten, es sei slavischen Ursprungs. Es gaben sich viele russische Großfürsten von Wladimir I. ab, diesen Titel und wollten als Kaiser betrachtet sein. Der Papst Gregor XIII. sandte einmal einen Nuncius an den Zaaren Iwan Wassilijewitsch, den „Grausamen" und ließ ihm den königlichen Titel unter der Bedingung anbieten, daß er sich dem heiligen Stuhle unterwerfe. Dieser aber trug dem Nuncius auf, Sr. Heiligkeit zu sagen: Er sei Zaar Iwan, das sei: Kaiser von Rußland und König vieler Königreiche. Kein russischer Zaar war indeß von einem auswärtigen Souverain als eigentlicher Kaiser anerkannt, bis endlich Peter der Große im Jahre 1721 allen fremden Gesandten an seinem Hofe melden ließ, daß er auf Ersuchen seines treuen Volkes, des Senats und aller Stände seines Reiches, den Titel Kaiser angenommen habe. Er ließ auch bald darauf in seinem Lande bekannt machen, daß der deutsche Kaiser und fast alle andern Souverains, mit Ausnahme Dänemarks, diesen Titel anerkannt hätten. Das geschah indeß erst während der Regierung Elisabeths, die 1741 den Thron bestieg. Von nun an nannten sich alle russische Regenten in ihren Manifesten und Ukasen: „Wir N. — von Gottes Gnaden Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen u. s. w." Dieser höchste Titel wurde aus dem Römischen entlehnt:

„Imperator wird der Kaiser und Imperatriza die Kaiserin genannt.“ In der Regel wird auch noch das Wort ghossudár, ghossudárünja (Herr und Herrin) vorgesetzt. Das Wort Zaar bedeutet eigentlich das Oberhaupt eines Volkes im echt patriarchalischen Sinne, und da das russische Volk sich als eine einzige Familie betrachtet, so ist der Zaar Vater derselben, wie ihn der schlichte Russe auch noch heutzutage mit dem Worte Batjuschka und die Zaarin mit Matuschka, bezeichnet. (Väterchen; Mütterchen.) Durch die russische Kirchensprache wird das Wort Zaar noch etwas deutlicher erklärt. Hier verliert es das despotische und nimmt fast eine constitutionelle Färbung an. Wie aus einem alten russischen Gedichte, das der Censor heutzutage ohne alle Barmherzigkeit streichen würde, wollte es Jemand neu auflegen, deutlich zu sehen ist, hatten die Bojaren im Anfang des 17. Jahrhunderts einstimmig beschlossen, daß die russische Regierungsform auch dem Geiste des Wortes „Zaar“ entsprechen müsse. Der wahre Geist des Wortes Zaar sei aber in der heiligen Schrift zu sehen — mit einem Worte, sie wollten eine constitutionelle Regierung. Diese Regierungsform einzuführen, war ihnen damals ein Leichtes, denn es war gerade in der Zeit der russischen Usurpation und Anarchie.

Iwan, der „Grausame“ erschlug seinen Sohn, den Kronprinzen, mittelst eines Stockes, wodurch er freilich in eine tiefe Schwermuth versank und wahrscheinlich auch seinen Tod beschleunigte. Nun hatte er noch zwei

Söhne, Fjedor und Dmitri. * Fjedor der ältere, der ihm auch in der Regierung folgte, war ein äußerst beschränkter Kopf, der sein größtes Vergnügen darin fand, daß er in der Kirche die Glocken läutete. Seines schwachen Kopfes wegen schuf sein Vater einen Regierungsrath aus dreißig und einigen Mitgliedern, an dessen Spitze vier Bojaren, Lieblinge Iwan's, standen, um dem jungen Zaaren mit weisem Rathe beizustehen. Fjedor's Schwager und erster Minister, der berüchtigte Boris Gudenow aber, der nach der Krone trachtete, räumte mittelst Gift und Verbannung das ganze Regierungspersonal aus dem Wege. Selbst des Zaaren Tochter, ein kleines Kind und auch dessen Bruder Dmitri schickte er in jene Welt. Indeß behaupten einige Geschichtschreiber, dieser Dmitri sei auf dieselbe Art vom Tode errettet worden, wie einst die Pfalzgräfin Genoveva, und der erste angeblich falsche Dmitri der wieder zum Vorschein kam, sei der echte gewesen. — Plötzlich starb auch der Zaar Fjedor, ohne daß es Jemand wagen durfte, zu fragen, an was er gestorben. So furchtbar hatte sich schon damals der Minister und Truchseß Boris Gudenow gemacht! Jetzt that dieser was andere Usurpatoren vor und nach ihm thaten: er

* Einige halten diesen Dmitri für den Sohn des ältesten Bruders jenes Fjedor's. Demnach wäre er sein Neffe, nicht sein Bruder gewesen. In der russischen Geschichte ist noch Vieles dunkel.

nahm die Krone nicht eher an, als bis man sie ihm so zu sagen aufnöthigte. Also strebte er nach Dem, das er schien vermeiden zu wollen. Die Ermordung des Dmitri, sei sie bloß beabsichtigt gewesen, oder in der That geschehen, hatte höchst unglückliche Folgen für das ganze Land, denn es erschien gar bald Einer, der sich für den, wie Genoveva geretteten Sohn Iwan's ausgab, welcher von den Polen mächtig unterstützt, an der Spitze eines großen Heeres nach Moskau zog, wo sich Alles für den rechtmäßigen Herrscher erklärte. — Gudenow starb plötzlich, und Dmitri bestieg den Thron. Er besaß aber nicht die Eigenschaften, ihn lange behaupten zu können, denn noch ehe ein Jahr verging, wurde er wieder entthront und ermordet. Seine Gemahlin, eine geborne polnische Gräfin entging der Wuth des Pöbels. Aber bald sprengten die Polen und die unzufriedenen Russen im Volke aus, Dmitri sei bei jenem Aufruhr glücklich entkommen denn man habe im Versehen statt seiner einen Andern ermordet. — Er aber sei doch einmal der rechtmäßige Zaar. So trat ein zweiter Dmitri auf, dem ebenfalls ein großes Kriegsheer zu Gebote stand. Er wurde aber geschlagen und gefangen genommen. Später erschien ein dritter und endlich gar ein vierter Dmitri. Die Polen unterstützten drei von ihnen ganz besonders, aber der letztere dieser Abenteurer wurde dem Zaaren bald ausgeliefert. Auf diese Art wurde Rußland eine Reihe von Jahren schrecklich verwüstet.

Fjedor, Iwan's des „Grausamen“ Sohn, der ohne Erben starb, war der letzte Zaar aus Rurik's Stamme. Nach vielen Jahren der Anarchie traten die Bojaren, die Geistlichkeit und der sogenannte Bürgerstand zusammen, einen neuen Herrscher zu wählen. Die Wahl fiel endlich auf den 16jährigen Michail Romanow, dessen Geschlecht, wie es heißt, am Ende der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus Preußen nach Rußland gekommen sei. Michail nahm im Jahr 1613 die Regierung unter den Bedingungen an, wie die Bojaren sie ihm gemacht hatten. Laut deren durfte der Zaar ohne die Zustimmung beider Kammern weder Krieg erklären noch Frieden schließen, weder neue Abgaben auflegen noch Ländereien und ähnliches Eigenthum der Krone veräußern, weder einen Edelmann am Leben bestrafen noch dessen Güter confisciren, mit einem Worte: er beschwor eine Verfassung, die den Monarchen sehr beschränkte. Die Ukasen begannen auch mit folgender Redensart: „Der Zaar hat befohlen und die Bojaren haben's bestätigt (angenommen). Diese Bojaren-Constitution beschworen aber nur drei Zaaren: Michail, sein Sohn Alexei und sein Enkel Fjedor III. Denn als Peter I. zur Regierung kam, lös'te er beide Kammern auf und erklärte sich als unumschränkter Monarch.

Das eigentliche Volk hat jedoch dabei wenig oder nichts verloren, denn es blieb vor wie nach in seiner Knechtschaft. 117 Jahre nach Einführung dieser Constitution suchten die Bojaren abermals ihr Ansehen

geltend zu machen; denn als sie 1730 Anna zur Kaiserin erwählten, machten sie ihr dieselben Bedingungen, wie sie ihrem Ur-Urgroßvater Michail Romanow gemacht worden. Anna willigte in diese Bedingungen ein. Aber kaum war sie zur Kaiserin gekrönt, so erklärte sie sich als Selbstherrscherin aller Reussen! Der alte russische Adel hatte nach dem Tode Alexander's I. nichts weniger als die Einführung solcher Bojaren-Constitution zum Ziele. Allein was könnte ein solches russisches Unding dem eigentlichen Volke nützen? Hätten die russischen, und 1830 die polnischen Großen das wahre Wohl des Volkes vor Augen gehabt, es wäre mit ihren Unternehmungen gewiß besser gegangen. Diese Herren wollten gern mit regieren, aber das Volk sollte ihr Sklave bleiben, das war ihr großes Ziel!

Pilatus nannte Christum: „der Juden König." In der russischen Kirchensprache wird Christus: „Zaar der Juden" genannt. Was wir im Deutschen in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, König, nennen, nennt der Russe in seiner Sprache Koról. Die russischen Grammatiker sind bescheidener als ihre Regenten waren, sie sagen: Zaar sei bei den alten Slowjänen mit dem Worte König von ganz gleicher Bedeutung gewesen.

Das russische Volk hat von der Entstehung und Fortbestehung seiner Gemeindeverfassung folgende Begriffe. Als Gott den Menschen schuf, gab er ihm die ganze Erde zu Lehn. Als die Menschen zahlreicher wurden, theilten sie sich in Familien. In dem Grade,

wie eine Familie größer, arbeitsamer und von Gott begnadigter war, wurde auch ihr Land, das sie zu Lehn trug, umfangreicher. Die russische Familie wurde durch die drei Brüder: Sineus, Rurik und Truwor, wie auch durch Ruriks Nachfolger, welche alle Russenkinder und noch andere zu einer einzigen Genossenschaft vereinigten und sehr viel Land erwarben, überaus groß. Gott war dieser Familie besonders gnädig, denn sie wurde nach und nach mit so viel Gliedern und Land gesegnet, daß sie heutzutage eine der größten von der ganzen Welt ist. Jede Familie muß einen Vater oder ein Haupt haben, dem die Kinder unbedingt gehorchen müssen. Vater der russischen Familie ist immer der Zaar, der nach seiner Liebe und Weisheit das Land unter seine Kinder vertheilt. Du sollst Vater und Mutter ehren, damit es dir wohl gehe auf Erden. So lehrt und befiehlt das Gebot Gottes. Wer also den Zaaren nicht liebt und ehrt, wie er seine Kinder liebt, der übertritt dieses Gebot, und der Vater kann ihn züchtigen und ihn von dem Mitnießungsrecht an dem Gesammtgut der Familie ausschließen.

Das russische Forstwesen wurde lange auf die gewissenloseste Art behandelt und viel zu spät für manche Gegend des Reiches richtete man endlich sein Augenmerk auf diesen wichtigen Zweig der Staatswirthschaft. Die ehemaligen großen Waldungen in der Nähe von St. Petersburg und in Finnland, von wo aus man das Holz zu Wasser nach der Residenzstadt schaffte, waren

wol die Ursache, daß man die Möglichkeit eines Holzmangels vergaß. Diese Wälder wurden auf die unsinnigste Weise gelichtet. Schon vor 21 Jahren, als man in St. Petersburg anfing, die Straßen mit Holzblöcken zu pflastern, verkündeten einsichtsvolle Männer die kommende Theurung des Holzes in der Residenzstadt. Seit zwei Jahren ist in der That das Brennholz so hoch im Preise gestiegen, daß der gemeine Mann nur mit Entsetzen an den strengen und langwährenden Winter denkt. Die russischen Oefen sind nur zur Holzfeurung eingerichtet. Aber es fehlt hier auch an anderm Feurungsmaterial. Unter Kaiser Nikolai's Regierung, besonders in den letzten zehn Jahren wurde das Forstwesen so gut organisirt, daß es gegenwärtig fast nichts zu wünschen übrig läßt; allein viel zu spät für die Gegenwart, denn so schnell werden die gelichteten Wälder nicht wieder dicht! In der Nähe von St. Petersburg und in andern Gegenden des Reiches sind Forstschulen errichtet, großartige Lehranstalten, wie sie vielleicht in keinem andern Lande existiren. Die jungen Leute, welche hier ihre Studien gemacht haben, stehen beim Austritt aus der Schule im Range eines Offiziers, und wenn sie in den Dienst treten, tragen sie vollständige Militairuniform, die sich durch die hellgrüne Farbe und die Silberstickereien am Kragen von der der Armee unterscheidet.

Vor ungefähr zehn Jahren fiel ein Forstbeamter, wie man allgemein erzählte, aus puren Lamen und

Grillen seines hohen Chefs, des Fürsten G. in dessen Ungnade, und verlor sein Amt. Der Mann war arm und Vater von vielen Kindern und da er sich ausschließlich dem Forstwesen gewidmet und er nicht leicht ein Amt in einem andern Bereiche bekleiden konnte, so sah er einer traurigen Zukunft entgegen. Die Kinder schrieen um Brod und der Vater sah sich genöthigt, in Demuth die Gnade seines gewesenen hohen Chefs, des Fürsten, anzuflehen. Er war auch eines Tages so glücklich, seine unterthänige Bitte persönlich an Se. Excellenz zu bringen. „Ja Waß imeju w widú!" (ich werde Sie vor Augen haben, d. h., wenn ein Amt offen ist, werde ich es Ihnen zu wissen thun) sagte der Fürst. Dieser Ausspruch aber ist eine russische Zweideutigkeit, dessen die Chefs aller Behörden sich zu bedienen pflegen, wenn Jemand bei ihnen um ein Amt einkommt und sie ihn nicht gerade zu abweisen wollen. Der arme Forstmann ging dennoch nicht ohne Hoffnung nach Hause, denn der Fürst war ja eben nicht unartig gegen ihn, und in diesem Ressort fehlt es nie oder doch nur selten an einer offenen Stelle. Ein einziger Federzug, ein Wink Sr. Fürstlichen Excellenz wäre hinlänglich gewesen, dem armen Familienvater wieder Brot zu verschaffen; allein dazu hatte Se. Erlaucht (den allerwenigsten russischen Fürsten kommt das Prädicat „Durchlaucht" zu) keine Lust. Die Armuth des Forstmannes wurde von Tag zu Tag drückender, und wenn er seine abgemagerte Familie ansah, wollte

ihm das Herz brechen. Es blieb ihm nichts übrig, als den Fürsten abermals um Gnade anzuflehen, daher kam er denn auch noch einige Male schriftlich mit seiner Bitte bei ihm ein; aber immer ward ihm der Bescheid: Der Fürst habe ihn vor Augen. Der unglückliche Mann gerieth am Ende in Verzweiflung und seine Frau hörte ihn öfter vor sich hinmurmeln: „I ja Knäsa imeju w widú. (Und ich habe den Fürsten vor Augen.) Eines Tages lud er zwei Pistolen, steckte sie zu sich, küßte seine Frau und fünf Kinder zärtlich und tröstete sie damit, daß er heute gewiß seinen Zweck erreichen würde. — Jetzt begab er sich auf den Newßkischen Prospect in die Nähe des Hauses, wo der hohe Forstchef sich in Angelegenheiten seines Amtes öfter einzufinden pflegte. Das Unglück wollte, daß er auch heute hier erschienen war. Der Förster wartete nicht lange auf sein Opfer, denn kaum war er einige Minuten hier, so erschien auch schon der Fürst, um in seinen Wagen zu steigen. Da durchbohrte ihn die Kugel, daß er entseelt niedersank. Die zweite Pistole hatte der Förster für sich selbst bestimmt; allein sie ward ihm, noch ehe er sie auf sich richten konnte, von den Leuten, die sich in einem Nu hier versammelt hatten, aus den Händen gerissen. Daß der Förster den Fürsten nicht persönlich gekannt habe — wie Viele erzählen, ist eine Unwahrheit, wie die, daß der Kaiser ihn auf Bitte des Großfürsten Michail begnadigen wollte. — Dieses Ereigniß drängte auf

mehrere Tage alle andern Neuigkeiten des großen St. Petersburg in den Hintergrund, überall sprach man fast von nichts Anderm. Der Kaiser aber gerieth in Wuth, als ihm der Tod des Fürsten S. gemeldet wurde, er befahl, den Missethäter nach der ganzen Strenge der Gesetze zu richten. Der Unglückliche wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und zu 2000 Spitzruthen und lebenswieriger Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt. Die Motive, aus welchen die Mordthat hervorgegangen, ließen erwarten, daß die Gnade Sr. Majestät das Urtheil mildern würde. Fast in allen Kreisen der Gesellschaft hegte man diese Hoffnung. Als aber dem Zaaren das Urtheil zur Bestätigung vorgelegt wurde, verdoppelte er die 2000 Spitzruthen. Bei der Hinrichtung schlugen die Soldaten so lange auf den unglücklichen Menschen, bis sein ganzer Körper zerfetzt und er in Ohnmacht gesunken lag. Nun wurden alle ärztlichen Künste angewandt, um den unmenschlich zugerichteten Körper zu heilen, damit die Execution auf's neue anfangen könnte; denn es war ja erst ein Theil der Strafe bestanden. Aber eitle Mühe! Der Mensch war zu Tode gepeitscht!

Bild des Ausländers in Rußland.

Die großen Geschäfte, welche viele Ausländer in Rußland gemacht, die Reichthümer, die sie daselbst erworben haben sind sehr lockend; täglich hört man von verschiedenen Nationen, namentlich von Deutschen und Franzosen das Bedauern aussprechen, daß die russ. Regierung das Reisen in ihr Land, besonders in neuester Zeit, für jeden Nichtrussen so sehr erschwert habe. O ja, es war einmal eine Zeit, wo der Ausländer jeden Faches in Rußland große Summen verdienen und ein gar herrliches Leben daselbst führen konnte; allein diese goldene Zeit ist längst vorbei! Und wenn man auch von diesem und Jenem hört, daß er noch vor ganz Kurzem in Rußland gut gefahren ist, so will das nichts heißen. Denn einzelne Glücksfälle haben wir in Deutschland und in anderen Länder eben so gut und noch häufiger als in Rußland, und wenn wir wenig davon hören, so rührt dieses daher, daß es eben nicht als etwas Außerordentliches betrachtet wird. Es sei hier fürs erste von St. Petersburg die Rede, indem diese

Stadt in der Regel die erste ist, die der Ausländer sich zu seinem Aufenthalte wählt, und zwar aus ganz einfachen Gründen. In allen russischen Provinzen mit Ausnahme weniger Orte, sieht es noch traurig und wüst aus, und sie gewähren dem Fremden, der die russische Sprache nicht spricht, den langweiligsten und unvortheilhaftesten Aufenthalt.

Kommt ein Ausländer nach St. Petersburg (oder Moskau), so ist er auch schon den Ränken der Polizei unterworfen. Die längste Frist, die er hier ohne Aufenthaltsschein leben darf, ist 24 Stunden.

Gehört der Ausländer dem Künstler-, Lehrer-, Kaufmanns- oder Privatstande an, so kostet ihm der Aufenthaltsschein gegen 10 Thaler pr. Crt., gehört er dem Handwerksstande an, etwas weniger. Dieser Schein muß mit jedem neuen Jahre gegen einen neuen vertauscht und immer wieder mit demselben Preise bezahlt werden. Kommt also Jemand gegen das Ende des alten Jahres in Rußland an, so hat er in kurzer Zeit den Aufenthaltsschein zweimal zu zahlen.— Es ist freilich überall ein schlimmes Verhältniß für einem Fremden, der mit schwacher Casse ankommt und weder Freunde noch Bekannte hat, die ihm mit Rath und That beistehen; aber schlimmer als in Rußland ist es nirgends; denn hier darf Einer auch nicht die geringsten Geschäfte so anfangen, ohne vorher die Erlaubniß der Obrigkeit eingeholt zu haben, und diese zu erhalten, kostet eben so viel Mühe als Geld. Kein Lehrer darf, selbst nicht

einmal das A. B. C. einer Sprache oder Wissenschaft lehren, ohne daß er vorher ein Examen bestanden, wobei er den abscheulichsten Ränken und Kniffen unterworfen ist: Es darf Niemand ein Inserat, möge es kund thun, was es wolle, in die Zeitung einrücken lassen, ohne es vorher dem Polizeimeister vorgelegt und dessen Erlaubniß zum Einrücken erhalten zu haben. Und nicht die unbedeutensten Handelsgeschäfte darf Einer machen, der nicht Kaufmann ist, d. h. der nicht die Steuer einer der drei Gilden zahlt. Wer aber Kaufmann werden will, muß russischer Unterthan sein. Was ist aber ein russischer Unterthan, der dem nichtadeligen Stande angehört? Er ist das beklagenswertheste Geschöpf der civilisirten Welt. Er steht wie ein Stiefkind unter der Ruthe, Peitsche und dem Stocke im eigentlichen Sinne des Wortes. Er ist allen Quälereien der Polizei ausgesetzt, welche das Recht hat, ihn zu züchtigen. Wenn sie befiehlt hie oder da zu erscheinen, so muß er Alles bei Seite lassen und der Aufforderung nachkommen, oder er hat geradezu Schläge zu erwarten. Einmal sah ich in einer großen Gouvernementsstadt, daß alle Ausländer, welche dort lebten, nach der Polizei strömten. Hier angekommen wurde Einer nach dem Andern gefragt, wie er heiße, und wenn er seinen Namen gesagt hatte, hieß es, je nach dem besseren oder schlechteren Kleide, daß Einer anhatte: „Sie sind" oder „Du bist es nicht" und darauf konnte Jeder wieder seines Weges gehen. Die Ursache dieses seltsamen Verfahrens war, daß die Polizei einen

Deutſchen ſuchte, von dem ſie wußten wie er hieß, aber nicht, wo er wohnte und deſſen ſie auf dieſe ſonderbare Art habhaft zu werden trachtete. Das Drolligſte bei der Sache war, daß man auch die Franzoſen, Engländer, Italiäner und ſogar die drei Spanier, die hier lebten, auf die Polizei beſchied. Alles was nicht ruſſiſch iſt, heißt hier zu Lande in der Regel „Njemez" (Deutſcher). Seltſam iſt es und es zeigt eine gewiſſe Verachtung an, welche die ſlawiſchen Stämme gegen den Deutſchen hegen, daß ſie ihm dieſen Namen, der einen Stummen bedeutet, gegeben haben, während ſie ſich Slowjänen d. h. Männer der Rede oder des Ruhmes (von Slówa das Wort, oder Sláwa der Ruhm) nennen. Wenn die Griechen jeden Ausländer, Barbaros nannten, ſo thaten ſie das nicht ohne Grund, denn ſie hatten ſich vor allen Völkern durch Geiſtesbildung und Kenntniſſe der ſchönen Künſte ausgezeichnet. Wenn aber die ſlawiſchen Stämme, die noch heutzutage zu den uncultivirteſten Völkern Europa's gehören, das Wort Slawe mit großer Selbſtgenügſamkeit und das Wort Njemez (Deutſcher) mit Verachtung ausſprechen, ſo ſpricht das gerade nicht zu ihrem Vortheil. Man könnte zwar dagegen einwenden, daß die Slawen alle Völker des Abendlandes mit dem Namen Njemez bezeichnet hätten, was denn auch theils daraus erhelle, daß der gemeine Ruſſe noch heutzutage jeden Nichtruſſen einen Njemez nennt, und wie denn auch die unwiſſenden Beamten, was oben bemerkt, nicht ſelten thun. Da man aber in der ruſſiſchen wie überhaupt

in allen slawischen Sprachen kein anderes Wort zur Bezeichnung des Deutschen hat, so erhellt daraus, daß man es einzig und allein zur Bezeichnung desselben bildete. Der Ungar scheint sein Nemet und der Türke sein Nemetsch von dem Njemez der Slawen entlehnt zu haben. Wie diese aber zu der Bildung dieses Wortes kamen, weiß ich nicht. Jedenfalls ist es sprachwidrig, nicht analog mit seinem Ländernamen: Germania (wie der Russe Deutschland nennt). Franzus und Franzija, Italijänez und Italija, Schweizarez und Schweizarija und so alle Länder und Völkernamen in der russischen Sprache sind sich doch analog, und klingen harmonisch; aber Njemez ein (Stummer) und Germania klingen übel.

Die russischen Nominalisten mögen uns indeß über die Ableitung dieses Wortes belehren. Wir hätten seiner hier nur in aller Kürze erwähnt, wenn es nicht charakteristisch für die Nation wäre, die wir schildern.

Wie man ein Wort, das irgend einen Mangel, ein Gebrechen u. d. gl. bezeichnet, nie mit Ehrerbietung auszusprechen pflegt, so spricht auch der Russe das Wort Njemez jedenfalls mit tiefer Geringschätzung wenn nicht geradezu mit Verachtung aus. „On Njemez!“ (Er ist ein erbärmlicher Mensch!)

Die Polen haben gar ein Sprichwort, dessen sie sich zwar in Deutschland nicht bedienen, wohl aber in ihrem Lande, wo ich es tausendmal gehört, und das da lautet:

„So lange Licht bleibt und Sonnenschein,
Kann der Pole nicht des Deutschen Bruder sein“.

Bei der ersten Katastrophe in Rußland werden die russischen Patrioten, die sogenannten „Deutschfresser, wie reißende Thiere, über den Ausländer, herfallen, wahrscheinlich, um wieder von der Stufe der Cultur, auf welche sie durch deutsche Mühe und Wissenschaft gebracht worden, in ihre alte Rohheit und Grausamkeit, in den Schlamm ihrer Unwissenheit herab zu sinken.

Aber nicht allein die Polizei, sondern auch der russische Adel erlaubt sich nicht selten gegen den Ausländer, namentlich gegen den Deutschen, eine Gewaltthätigkeit, wie er sie nur an seinen Leibeigenen auszuüben gewohnt ist.

In jener Gouvernementsstadt hatte sich seit mehreren Jahren ein Handschuhmachermeister aus Würtemberg niedergelassen. Er war im Besitze eines bedeutenden Vermögens und machte Kaufmanns-Geschäfte. Neben den Producten, die in seiner Werkstätte verfertigt wurden, hielt er auch in seinem Laden eine Menge von andern Luxusartikeln. Der Mann hatte die Gewohnheit, an heißen Tagen in bloßen Hemdsärmeln vor seiner Thüre und auch manchmal in seinem Laden zu erscheinen. So Etwas ist allerdings ein großer Verstoß gegen die russische Etiquette! Allein der Schwabe, ein von sich sehr eingebildeter Mann, kehrte sich nicht daran. Eines Tages stand er so im Laden. Es kam ein russischer Edelmann nebst seiner Gemahlin angefahren; beide stiegen aus und gingen hinein, zwei Diener folgten ihnen. „Pfui! was ist das für ein frecher, ungezogener

Mensch!“ sagte die adlige Dame auf Französisch zu ihrem Gemahl. Dieser gab den zwei Dienern sogleich einen Wink. Die beiden Kerle stürzten augenblicklich auf den Handschuhmacher und ohrfeigten ihn dermaßen, daß ihm das Blut aus Mund und Nase rann, und er um Hilfe schrie. Die Herrschaft aber setzte sich geschwind in ihren Wagen, die Diener stiegen auf, der Kutscher trieb die Pferde an und so flohen alle Vier im Galopp auf und davon. Der Handschuhmacher kannte den Edelmann. Er begab sich sogleich, blutig wie er war, zum Gouverneur, der ihm auch Genugthuung zu verschaffen versprach. Allein der Edelmann schob alle Schuld auf seine Diener, und die Kerle beharrten auch auf der Aussage, daß sie das aus freien Stücken gethan hätten, weshalb ihr Herr ganz unschuldig an der Sache sei. Die ganze Genugthuung, die dem armen Schwaben ward, bestand darin, daß man die beiden Kerle auf der Polizei tüchtig durchprügelte.

Die Söhne der Bürger müssen Soldaten werden, und wenn sie keine Universitätsstudien gemacht haben, werden sie in Friedenszeiten nie oder doch nur äußerst selten zu Offizieren befördert. Wie es aber um das Leben eines russischen Soldaten beschaffen ist, werden wir später darthun. Mit einem Worte, der russische Bürger ist die bedauernswertheste Creatur, die von der Polizei wie vom Adel gehudelt und nicht selten geprügelt und geohrfeigt wird, wovon wir noch manchmal erzählen werden. Findet solche Mißhandlung gegen

reiche Bürgersleute selten oder nicht Statt, so wird dafür ihr Geldbeutel desto mehr in Anspruch genommen: was der Arme mit seinem Felle bezahlt, bezahlen diese mit ihrem Gelde. Der Bauer ist der Sklave seines Herrn, der Bürger ist der Sklave der Obrigkeit. Der von Natur leichtsinnige Russe ist mit seinem Stande zufrieden, weil er in der Sklaverei geboren und erzogen ist. Ganz anders aber verhält sich dies mit einem Ausländer, der an Freiheit und Humanität gewöhnt ist und nun in reiferen Jahren russischer Bürger wird! Peter der Große wußte schon vor 150 Jahren recht gut, daß der Ausländer keine Lust zeigen würde, russischer Bürger zu werden, daher mußte er ihm auch ganz besondere Freiheiten bewilligen, wenn er ihn in sein Land locken und seine Russen von ihm cultivirt haben wollte. Wir müssen hier einen Blick auf die Zustände Rußlands, wie sie am Ende des siebzehnten Jahrhunderts beschaffen waren, richten.

Man weiß aus der Geschichte, wie es sowohl um das Civil- als um das Kriegswesen Rußlands stand, als Peter I. die Regierung übernahm. Es waren damals zwar schon zwei Jahrhunderte verstrichen, daß die Russen ihre Unterjocher, die Mogolen und Tataren, nicht bloß aus Rußland vertrieben, sondern auch sogar einen Theil des feindlichen Landes erobert, und sich als eine furchtbare Macht gezeigt hatten. Als das russische Heer aber mit den disciplinirten und sieggewohnten Truppen Karls XII. in Krieg gerieth, da schlugen bei

Narwa 8 bis 9000 Mann Schweden die ganze russische Armee dergestalt auf's Haupt, daß 20 bis 30,000 Russen todt oder schwer verwundet auf der Wahlstadt lagen. Karl XII. ein eben so ehrgeiziger und kurzsichtiger als tapferer Fürst rief seinen Soldaten zu: „Schlagt sie doch nicht alle todt, sonst haben wir ja nichts mehr zu fechten!" Darauf soll er denn 20 bis 30,000 Mann Russen, die er noch gefangen nahm und entwaffnen ließ, auf russisch zugerufen haben: „Itittje domói!" (geht nach Hause). Und er ließ sie auch wirklich alle frei abmarschiren. Als Peter I., der damals in Nowgorod war, wo er in der Eile 12 Regimenter Infanterie zusammenraffte, um sie nach Narwa zu führen, die völlige Niederlage seiner Armee erfuhr, wollte er fast verzweifeln. Doch ein Genie wie er war, konnte nicht lange muthlos bleiben. Er zeigte gar bald wieder jenen über alles Unglück erhabenen Geist, durch den er alles das Große vollbrachte, und sprach die prophetischen Worte: „Ich weiß wohl, daß die Schweden uns noch manchmal schlagen werden; aber endlich werden wir gelernt haben, auch sie zu schlagen." —

Wäre aber Karl XII. kein so hochmüthiger und eigensinniger Mann gewesen, er hätte die russische Macht, die nach und nach zu einer so ungeheuren Größe heranwuchs, damals in ihrem Keime ersticken können, denn es wäre ihm ein Leichtes gewesen, mit seinem ausgezeichnet tapfern Heere die Russen bis nach Moskau zu jagen und ihren Zaaren zu zwingen, unter jeder

Bedingung Frieden zu schließen. Statt dessen aber trieb er seinen Hochmuth so weit, daß er nicht nur die 20 bis 30,000 Mann Gefangenen zu ihrem Zaaren mit dem Bescheide schickte: „Wir sind von den Schweden geschlagen worden", sondern er ließ auch diesem, der mit großer Energie alle Mittel ergriff, ein neues Heer auf die Beine zu bringen, vollkommene Zeit dazu, indem er sagte: „Wenn ich Einen Schweden gegen zehn Russen stellen kann, so wird der Sieg immer mein sein!" Und so freute er sich schon im Geiste, die russische Armee, die der junge Zaar ihm bald wieder entgegenführen würde, eben so, wie bei Narwa, auf's Haupt zu schlagen und die Gefangenen wieder „domói" zu schicken. Wie sehr der Schwedenkönig sich aber in seiner Berechnung geirrt, und welches große Unglück er durch seinen Hochmuth über sein armes Land heraufbeschwor, weiß man aus der Geschichte. Carl XII, die Seele seines damals Alles überwältigenden Heeres, ging nun nach Polen, um die Sachsen zu schlagen, und den König August vom Throne zu stoßen. Mit ihm zog aber auch das Kriegsglück aus der schwedischen Armee, die er in Liefland zurückließ, um die Russen im Zaume zu halten. Der Zaar aber ließ einen Ruf an alle kriegsgeübte Ausländer ergehen, und versprach einem Jeden, der in sein Heer eintreten wollte, höhern Rang und Sold und eröffnete ihm die Aussicht zu den höchsten militairischen Würden. Dieses Manifest des Zaaren hatte eine glückliche Wirkung, denn

die Kriegslustigen jedes Ranges und fast jeder Nation, besonders aber viele Deutsche, strömten in Menge herbei und traten in russische Dienste. In kurzer Zeit war nicht bloß ein mächtiges Heer, sondern auch eine russische Flotte geschaffen, und so bot der Zaar zu Wasser und zu Lande den Schweden dergestalt Schach, daß sie ihn seine Lieblingsstadt, St. Petersburg, ungehindert bauen lassen mußten. Er setzte die Reform seines Reiches, die er schon ein paar Jahre früher begonnen hatte, mit großer Energie fort. Es strömten immer mehr und mehr Ausländer, Kriegsleute, Gelehrte, Künstler und Handwerker herbei, die ihm seine großen Ideen verwirklichen halfen. In den Provinzen setzte er, nach dem Beispiele anderer civilisirter Staaten, obrigkeitliche Personen ein, auf welche Art er die Gewalt der Statthalter, die bisher nach Willkür zu schalten und zu walten gewohnt waren, völlig brach. Er wollte daß sein Reich, in Geist und Form dem cultivirten Westeuropa ähnlich sähe. So befahl er allen Russen, sich den Bart zu scheeren und sich nach westeuropäischer Art zu kleiden. Das weibliche Geschlecht befreite er von der Sklaverei alter Sitten und Gebräuche. Bisher durfte kein Weib, außer in Gegenwart ihres Mannes, öffentlich erscheinen. Der Zaar aber veranstaltete Theater, Bälle, Concerte u. d. gl. m., bei welcher Gelegenheit die Frauenzimmer in westeuropäischen Trachten ohne allen Zwang erscheinen durften. Die durch ein altes Gesetz geheiligte Sitte, nach der die

Eltern die Heirath ihrer Kinder dergestalt leiteten und schlossen, daß das junge Ehepaar sich erst in der Brautnacht kennen lernte, wodurch es natürlicher Weise so viele unglückliche Ehen gab, fand der Zaar eben so erbärmlich als ungerecht. „Leute, die sich einander heirathen sollen, müssen sich schlechterdings vorher sehen und prüfen, ob sie auch für einander geschaffen sind," sagte er und forderte das Freien und Heirathen, wie es in allen civilisirten Staaten Europas üblich ist. Bisher war es auch Gesetz, daß die Zaaren sich nur mit Töchtern ihres Landes verheiratheten. Dieses Gesetz hob Peter I auf und gab ein anderes, kraft dessen die russischen Prinzen und Prinzessinnen nur Personen aus regierenden Häusern heirathen sollten. Er selber hatte jedoch, zum Aerger der russischen Großen und besonders der Geistlichkeit, eine Ausländerin, Katharina I, seine zweite Gemahlin, geheirathet, welche nicht fürstlicher Abkunft war, die aber viel zur Rettung Rußlands beigetragen hatte. Nun bekamen auch viele Russen, sowohl Männer als Frauenzimmer, Lust, sich mit Ausländern zu verheirathen. Seitdem die Russen sich überzeugt haben, daß die deutschen Frauen in der Regel dem Haushalt besser vorstehen, als die russischen, so nehmen sie sich am liebsten eine Deutsche zum Weibe. Die ausländischen Offiziere, welche in den russischen Dienst getreten waren, hatten ihre Soldaten gar bald trefflich einexerciert, disciplinirt und einen echt kriegerischen Geist unter sie gebracht. Und so wurde es dem großen

Zaaren möglich, die Schweden nicht nur aus Liefland und Finnland zu vertreiben, sondern sie auch in Deutschland, namentlich in Pommern und Holstein, und später gar im Herzen Schwedens, zu bekriegen. So Etwas wäre Rußland nie im Stande gewesen, hätte es keinen so großen Regenten gehabt, und hätte dieser sich nicht durch die Kenntnisse und Mühe der Ausländer eine so herrliche Kriegsmacht geschaffen. Es waren zwar schon lange vor Peter I., namentlich unter Iwan des „Grausamen" Regierung, viele Ausländer in das russische Heer eingetreten; aber sie gelangten nur selten zum höhern Offiziersrange, welchen in der Regel die Großen des Landes einnahmen. Diese Herren waren zu hochmüthig und träge, ihre militairische Laufbahn von unten anzufangen; sie waren gewohnt, sogleich als Generale oder wenigstens als Obersten einzutreten. Peter der Große aber erklärte, daß solche Commandirenden nur selten etwas taugten. „Thut nach meinem Beispiel" sagte er. „Ich habe mich selber dem Recrutendienste unterworfen, indem ich eine zeitlang die Soldatenflinte handhaben, die Trommel schlagen und das Horn blasen lernte, und nachdem ich Gefreiter, Corporal u. s. w. gewesen, achtete ich mich erst fähig, Offizier zu werden." Seinem Beispiele mußten denn auch die Herren folgen, gern oder ungern. Heutzutage ist es üblich, daß jeder junge Mann, sei er auch der Sohn eines Generals, Grafen oder Fürsten, 6 Monate als Junker (Unteroffizier) dienen muß, ehe er zum Offizier befördert

werden kann. Was Peter I. in seinem Reiche Großes gethan, und daß er den Grund zu der gegenwärtigen Macht Rußlands gelegt hat, ist allgemein bekannt. Seine Grabschrift, die man ihm bald nach seinem Tode errichtete, erzählt uns in Kürze, was er war und was er vollbrachte. Sie lautet also:

„Hier liegt Alles, was sterblich war von dem unsterblichen Peter Alexejewitsch; überflüssig ist es, hinzuzusetzen, des Kaisers und Selbstherrschers aller Reussen; die (russische) Krone gab ihm keinen Glanz, sie vielmehr wurde glänzend, weil er sie trug. Schweige, Alterthum, mit deinen Alexandern oder mit deinen Cäsaren: das Erobern war leicht, wo jeder Soldat ein Held war. Er aber, der erst im Tode mit der Ruhe vertraut wurde, fand keine kriegerischen Unterthanen, keine Seelen, die den Ruhm ihrem Leben vorzogen. Sein Volk glich mehr den Bären seiner Wälder, denn Menschen. Und dieses Volk, so unbändig und wild es war, machte er gesittet und menschlich. — Gleich der aufgehenden Sonne zerstreute er die angeerbte Finsterniß, in der es befangen war, und durch sein Genie lehrte er es, Deutschlands Ueberwinder zu besiegen! Andere fanden ein sieggewohntes Heer vor; er aber schuf sein Heer selbst. Schäme dich, Kunst, einen Helden zu sehen,

der dir nichts zu verdanken hat! Jauchze, Natur! dieses Wunder war nur dein Werk!"

Welche Hindernisse hatte dieser Held zu überwinden, um seine Schöpfungen ins Leben zu rufen! Das russische Volk zeigt noch heutzutage, trotz der Reform, durch die seit 150 Jahren so Vieles in Rußland umgestaltet worden, einen fast unbezwingbaren Abscheu und Eigensinn wider Alles Neue und Ausländische, und wäre es auch noch so vortheilbringend, es mag keine Neuerungen und hält mit der größten Zähigkeit an seinen alten Sitten und Gewohnheiten fest. Aber nicht das Volk allein, nein, auch die Großen des Reiches, unter denen sich sogar sein Sohn, Alexei Petrowitsch befand, traten dem großen Zaaren überall hemmend in den Weg, sie suchten sich seinen Civilisationsmaßregeln zu widersetzen und ihn selbst zu verderben. Die großen Verschwörungen wider ihn, von denen die Geschichte so viel spricht, beweisen es. Die Geistlichkeit, deren Einkünfte er dadurch schmälerte, daß er einen großen Theil von ihren reichen Pfründen der Staatskasse zufließen ließ, war die Haupttriebfeder in dem Werke, das nicht allein den Fortschritten der Cultur Einhalt thun, sondern auch den großen Zaaren aus dem Wege räumen sollte. Daraus wird uns denn auch seine furchtbare Strenge, mit der er nicht allein gegen die höchsten Würdenträger der Kirche und des Staates, sondern auch gegen seinen eigenen Sohn verfuhr, begreiflich. Und so ist es auch leicht zu erklären, warum der Zaar eine so große

Neigung zu den Ausländern hatte, und sich am wohlsten in deren Gesellschaft fühlte. Sie verstanden und begriffen ihn, und halfen ihm seine hohen und herrlichen Ideen verwirklichen, und dabei waren sie, namentlich die Deutschen, seine treuesten und ergebensten Diener.

Da das russische Volk die Fähigkeit nicht zeigte, ihn begreifen zu können, und den größten Widerwillen gegen die meisten seiner Anordnungen äußerte, auch nicht freiwillig auf seine Plane eingehen wollte, so zog Peter der Große die Bande der Leibeigenschaft straffer an, als sie waren. Das war aber ein großes Unglück für dieses arme Volk, indem es dadurch noch heutzutage, in dem Zeitalter der westeuropäischen Cultur, so schmählich geknechtet ist. Peter I. würde größer und glänzender in der Weltgeschichte dastehen, hätte er das nicht gethan.

War das russische Volk vor 150 Jahren, wie Peters I. Grabschrift sagt, mit den Bären seines Landes zu vergleichen, so ist es dies auch noch größtentheils heutzutage. Man mag viele Gründe anführen, diese Behauptung zu widerlegen; man mag uns den Vorwurf machen, daß wir die Zustände des russischen Volkes, weder die der damaligen Zeit noch die der Gegenwart, kennten: aber jeder, der Rußland kennt, weiß es, daß die Civilisation mit der die Russen so gerne prahlen, bis auf den heutigen Tag in die unterste Schicht des Volkes nicht eingedrungen ist! Der Leibeigene darf, so lange er für seinen Herrn frohndet, keine Schule besuchen. Wir

waren mit einigen Edelleuten bekannt, die gerade nicht zu den strengsten Leibherren gehörten, welche ihre Bauern deshalb prügeln ließen, weil diese für sich selbst lesen und schreiben lernen wollten. Wo die Sklaverei oder Leibeigenschaft noch besteht, kann eigentlich von einer wahren Civilisation gar nicht die Rede sein. Daß der gemeine Russe aber größtentheils an seinen bedauernswerthen Zuständen selber Schuld ist, werden wir noch öfter Gelegenheit haben zu sehen. Der große Zaar hatte sich zu seinem großen Leidwesen überzeugt, daß die unteren Classen seines Volkes nun einmal die Fähigkeiten nicht zeigten, ihn zu begreifen. Daher konnte er auch kein echtes Bürgerthum entwickeln. Und so fand er es zur Erreichung seines großen Zieles für nothwendig, die Leibeigenschaft fester denn je bestehen zu lassen, und die Classe, welche man in Rußland Bürger nennt, der Peitsche und Ruthe im eigentlichen Sinne des Wortes zu unterwerfen. Er war der Meinung, wäre der Adel einmal civilisirt, so würde das Volk durch den Adel gebildet werden. Aber der große Mann, wie auch seine Nachfolger, haben sich hierin sehr geirrt! Den Ausländern, denen er so viel zu verdanken hatte, ertheilte er die weitesten Privilegien. Er betrachtete und behandelte Jeden als einen Gast, der keine oder nur äußerst wenig Steuer zu entrichten habe, dem es zu jeder Zeit frei stehe, das Land wieder zu verlassen, der keine Soldaten zu stellen habe, dessen Nachkommenschaft bis in die späteste Generation des Fremdenrechts genieße,

im Fall er sich nicht freiwillig in den russischen Staatsverband begäbe. Auch wurde jedem Ausländer gestattet, in den russischen Staats- oder Militairdienst zu treten, wo er, wie der russische Adel selbst, sich Rang, Orden und Pension erwerben könnte, ohne doch russischer Unterthan zu sein. Alle diese Privilegien Peters des Großen haben dessen Nachfolger bestätigt und sogar durch neue in eben dem Sinne vermehrt. Als Catharina II. jene Menge von Colonisten in ihr Land lockte, gab sie ihnen auch die weitesten Privilegien. Wenn ich auf meinen großen Reisen in Rußland ungeheure Strecken des schönsten Ackerbodens sah, die aus Mangel an Arbeitskräften und aus andern Ursachen noch immer nutzlos liegen, da dachte ich jedesmal, warum die Deutschen es wohl vorziehen mögen, lieber nach Amerika, als nach Rußland auszuwandern, indem doch hier so viel des fruchtbarsten Landes zum Bebauen fertig liegt, während es dort erst durch ungeheuren Fleiß urbar gemacht werden muß. Indeß wurde mir die Sache gar bald begreiflich. Wenn in Westeuropa auch noch heutzutage eine Menge irriger Begriffe von Rußland im Umlauf sind, so weiß man doch unter vielem Andern auch das mit Bestimmtheit, daß die Colonisten in Rußland, trotz ihrer Privilegien nicht anders, denn als russische Kronbauern zu betrachten sind. Ihre Privilegien schützen sie zwar vor manchen Gewaltthätigkeiten, denen der eigentliche Kronbauer in vieler Beziehung ausgesetzt ist, denn sie haben keine Rekruten zu stellen und sind auch im

Besitze einer eigenen Gerichtsbarkeit; allein schon vor Jahren hörte ich auf einigen dieser Colonien bitter klagen, daß man diese Leute immer mehr und mehr drücke und ihre Freiheiten, die für ewige Zeiten gegeben sind, nicht nur schmälern, sondern sie sogar zum Theil völlig zu Nichte zu machen trachte, besonders das Privilegium, welches sie bisher der Militairpflicht überhob. Und was wollen die armen Leute anfangen, wenn man sie über kurz oder lang mit allen Pflichten der russischen (freien?) Bauern belastet? Das ist der Dank für den unübersehbaren Nutzen, den deutscher Fleiß, deutsche Ordnung und Geschicklichkeit dem russischen Ackerbau gebracht haben! Die Menoniten im Gouvernement Jekatharinoslaw haben mit ihrer Einwanderung nach Rußland ungeheure Summen Geldes ins Land gebracht, denn es waren fast alle sehr wohlhabende Leute. Dabei haben sie auf ihrem ehemals so wüsten Steppenlande eine Ackercultur zu Stande gebracht, deren Gleichen man in dem übrigen Rußland kaum findet. Auch haben sie auf ihren Steppen, Waldungen angelegt, die recht gut gedeihen, mithin eine Aufgabe gelöst, an der bis dahin alle russischen Forstmänner und andere Sachverständige verzweifelten, eine Aufgabe, deren Lösung für Rußland von unberechenbarem Nutzen ist. — Als Katharina II. jene Colonisten, deren Nachkommenschaft man in Saratow'schen Gouvernement findet, nach Rußland lockte, versprach sie ihnen viel, hielt aber wenig. Die armen Leute hofften bei ihrer Ankunft in dem öden

Lande Alles vorzufinden, wie es ihnen kraft ihres Contractes versprochen war; sie fanden aber von Allem nur wenig vor, und dieses Wenige war im schlechtesten Zustande. Es war dies eine russische Versprechung!

Und nun trachtet man noch die Privilegien, die ihnen für ewige Zeiten garantirt waren, zu schmälern oder gar zu Nichte zu machen! Das weiß man in Westeuropa sehr gut, daher werden die Leute hier auch von einem Schauder ergriffen, wenn sie bloß von Rußland hören.

Unter Kaiser Nikolai's Regierung ist das Meiste zur Ausrottung und Umwandlung der alten den Fremden ertheilten Freiheiten geschehen. Noch in dem ersten Jahrzehend seiner Regierung war dem Ausländer, wenn er eine Russin heirathete, gestattet, zu bleiben, was er war, und auch seine ganze Nachkommenschaft genoß der Freiheiten des Vaters mit einziger Ausnahme der Religion; die Kinder mußten nämlich unbedingt in der russischen Religion erzogen werden. Nach früheren Gesetzen war es bei gemischten Ehen sogar gestattet, daß man die Knaben in der Religion des Vaters und die Mädchen in der der Mutter erziehen konnte. Jetzt ist dies Alles nicht mehr so: wenn der Ausländer eine Russin heirathen will, muß er vorher russischer Unterthan werden. Es ist ihm zwar gestattet, sich mit einer schriftlichen Bitte an den Kaiser zu wenden, um das Fremdenrecht in solchem Falle behalten zu dürfen; allein dergleichen Bitten sind mit großen Weitläufigkeiten verknüpft

und erreichen so selten ihren Zweck, daß nur die Wenigsten geneigt sind, sich an die Gnade des Kaisers zu wenden. Das Cultusministerium, das einzige von allen Ministerien, hat noch das alte Privilegium der Ausländer bewahrt; in ihm kann man noch dienen ohne russischer Unterthan zu werden, wenigstens war es noch vor nicht langer Zeit also.

Man leistet beim Antritt seines Amtes nur den Dienst-, nicht den Unterthaneneid. Aber auch an diesem, von Peter dem Großen gegebenen Privilegium, hat man in neuester Zeit viel gerüttelt und geschüttelt, und es wird wahrscheinlich bald umstürzen. So viel wurde schon vor ein paar Jahren festgesetzt, daß die Kinder eines Beamten aus dem Cultusministerium, sobald der Vater den Rang erreicht, der den Erbadel mit sich bringt, russische Unterthanen werden müssen. Das ist gerade kein Unglück, denn als Edelmann läßt es sich in Rußland schon eher leben; doch ist das höchst unangenehm, daß der russische Adel nicht ins Ausland darf, wann und wie er will, und daß die Erlaubniß zu reisen eben so viel Schwierigkeiten und Bitten beim Kaiser, als Unkosten in finanzieller Hinsicht verursacht. Eines der ältesten Privilegien, das nicht leicht aufgelöst werden kann, besteht noch fort, nämlich, daß eine Generation von Ausländern, in Rußland geboren, auch ferner noch zu dem Staate gerechnet wird, dem ihr Stammvater angehörte. So giebt es heutzutage noch viele Deutsche, Franzosen, Engländer und Andere, deren Groß- und

Urgroßväter schon in Rußland geboren und erzogen wurden, und die oft keine andere Sprache als die russische verstehen, trotz dem aber noch immer als deutsche, französische, englische u. s. w. Unterthanen betrachtet werden müssen. Der ausländische Paß, der sich vom Vater auf den Enkel vererbt und den man mit großer Sorgfalt bewahrt und jährlich in Gestalt eines Aufenthaltsscheines erneuert, was die oben genannte Summe jedesmal kostet — erhält ihnen das Recht, Ausländer zu bleiben. Seit mehreren Jahren bemüht sich die russische Regierung sehr, dieses alte Privilegium auf eine geschickte Art zu beseitigen. Zuerst fing sie mit den Beamten und dem Militair an. Ein Ukas verordnete vor ungefähr 14 Jahren, daß kein Offizier im russischen Heere dienen könne, es sei denn, daß er den russischen Unterthaneneid geleistet habe. Den Civilbeamten wurde dieses noch einige Zeit früher, als dem Militair zu wissen gethan; nur für die Beamten aus dem Cultusministerium blieb es, wie gesagt, beim Alten. Viele Beamte, besonders Offiziere, verließen darauf den Dienst. Sodann ward verordnet, daß jeder Kaufmann russischer Unterthan sein müsse. Zu dieser Classe gehört jeder, der ein Geschäft betreibt, das in Etwas in's Kaufmannsfach schlägt, z. B. Schneider, die fertige Kleider, Wagenmacher, die neue Wagen oder auch alte zu verkaufen haben u. dgl. m. Ferner auch alle Speisewirthe, Conditoren, die ein besonderes Zimmer halten, in dem sie ihre Gäste bewirthen, ja sogar die

Schweinemetzger und hundert Andere müssen Kaufleute und mithin russische Unterthanen sein. Seitdem haben viele Ausländer keine Lust, ihren Geschäftskreis zu erweitern, denn sobald sie eine gewisse Anzahl, die gerade nicht groß ist, von Arbeitern beschäftigen, werden sie als Fabrikanten betrachtet und jeder Fabrikant muß Kaufmann sein, d. h. die Pflichten und Steuern eines Kaufmannes erfüllen und entrichten. Die Kaufmannschaft in Rußland ist in drei Classen abgetheilt. Die Kaufleute erster Gilde zahlen über 2500 Thaler preuß. Court. jährliche Abgaben, und dafür haben sie das Recht, den ausgedehntesten Handel zu treiben, wovon späterhin noch die Rede sein wird; die der zweiten Gilde zahlen über 500 Thaler preuß. Court., dürfen aber nur Geschäfte im Umsatze von etwa 60,000—80,000 Thalern machen; die der dritten Gilde sind die kleinsten, zu denen alle diejenigen gehören, die sich Specereihändler u. s. w. nennen; sie müssen aber doch gegen 200 Thaler jährlich bloße Steuern bezahlen, und ihr jährlicher Umsatz darf nach dem Gesetze eine gewisse Summe, die mit solchen Abgaben in keinem Verhältnisse steht, nicht übersteigen. Nun haben aber auch alle Kaufleute noch bedeutende Nebensteuern zu entrichten, und allerlei städtische Angelegenheiten zu besorgen, wovon sich die Meisten dadurch los machen, daß sie abermals bedeutende Summen zahlen. Denn Viele haben keine Lust, irgend ein städtisches Amt zu verwalten, wozu sie doch als Kaufleute verpflichtet sind. Die russischen Spitzbübereien treten auch

hier deutlich an's Licht. Ich kannte einige Kaufleute erster Gilde, die lieber Tausende anwendeten, um nur eines solchen Amtes überhoben zu werden. Und wenn die Rechtsgelehrten trotz der Bestechungsgelder es doch nicht dahin bringen konnten, ihnen diesen heißen Wunsch zu erfüllen, da zahlten jene Herren den Paßbeamten bedeutende Summen, daß sie plötzlich in's Ausland reisen konnten. Wenn die Wahlzeit vorüber war, dann kehrten sie zurück. Ich will hier nur ein Beispiel anführen, das beweisen kann, was diese Herren Alles thun, um sich nur eines solchen Amtes zu überheben. Ein junger Kaufmann wurde bei allen seinen Handelsgeschäften vom Glücke dermaßen begünstigt, daß er in kurzer Zeit ein sehr reicher Mann geworden. Das erregte unter vielen Leuten seines Standes einen solchen Neid, daß man beschloß, ihn zu Grunde zu richten, d. h., man hatte ihn zum Vormund einiger Kinder bestimmt, deren ungeheures Vermögen in sehr kritischen Umständen war, und wobei er unvermeidlich in Gefahr kommen müßte, nicht bloß sein ganzes Vermögen einzubüßen, sondern auch noch in Untersuchung zu gerathen. Der junge Kaufmann war kein Filz, er belohnte Jeden großmüthig, der ihm eine Neuigkeit von einigem Interesse brachte, und so erfuhr er gar bald, was für einen Plan man mit ihm im Sinne hatte. Nun setzte er einige Winkeladvokaten in Thätigkeit; allein bei allen Kosten, die ihm das verursachte, hatte er keine Hoffnung, das Gewitter von sich abhalten zu können, denn seine Neider

hatten ihm den Untergang geschworen. Ein Beamter aus dem Waisengericht, der durch die Winkeladvokaten von dieser Sache hörte, begab sich eines Tages zu dem jungen Manne und entdeckte ihm unter vier Augen, wie er den Plan seiner Feinde vereiteln könnte; für den Rath und Beistand, den er ihm dabei leisten wolle, verlangte er aber 300 Rubel Silber. Der junge Kaufmann willigte ein und befolgte den Rath des Beamten. Er schenkte nämlich einem armen Waisenkinde 500 Rubel Silber, legte das Geld bei der dazu bestimmten Behörde nieder und erklärte sich als Vormund desselben. Da der junge Mann einen Jeden, der ihm in irgend Etwas behilflich war, gut belohnte, so kamen ihm auch alle Beamten, hohen und niedern Grades, bereitwillig entgegen, und so hatte er in einem Tage die ganze Sache abgemacht. Als nun seine Feinde in der Wahlzeit kamen, ihm jenes kritische Amt zu übergeben, erklärte er ihnen, daß er schon das Amt eines Vormundes verwalte, und da das Gesetz es nicht gebietet, zwei Aemter zu gleicher Zeit zu versehen, so sahen die Herren, daß ihr Unternehmen fehlgeschlagen war. Sie sannen daher auf neue Ränke, um ihn früher oder später zum Falle zu bringen. Ob es ihnen gelungen ist, weiß ich nicht.

Das Königreich Finnland hat bekanntlich eine eigene Verfassung und ein finnländischer Bürger genießt in mancher Beziehung dieselben Rechte wie der Ausländer. Viele Hunderte von Deutschen, die in St. Petersburg Handelsgeschäfte treiben, kauften sich Grundstücke in

Finnland, um als finnländische Bürger zu gelten. In den letzten fünf Jahren suchte die russische Regierung auch diesen Ausweg zu erschweren, und da wandten Manche zuweilen keine geringe Summe an, um auf dem Wege der Bestechung das finnische Bürgerrecht zu erhalten. Viele haben dort kostspielige Besitzungen, die ihnen soviel wie nichts eintragen; der Zweck aber, den sie damit erreicht haben, ist ihnen mehr werth als die Einkünfte, die das Capital bringen könnte. Es erhellt daraus, wie sehr der in Rußland lebende Ausländer sich sträubt, russischer Bürger zu werden. Allein bald wird kein Widerstreben mehr helfen. Mit dem Bürgerwerden in Finnland ist es schon seit ein paar Jahren aus, und selbst auf dem Wege der Bestechung ist nichts mehr zu erreichen. — Nach den Kaufleuten werden die Handwerker und Künstler an die Reihe kommen. Viele arme Teufel, die nachlässig mit ihren Pässen umgingen und nicht wußten, wohin sie gerathen, hat man schon gezwungen, russische Unterthanen zu werden. Die Polizei weiß in der Regel recht gut, wo ein solcher Paß hingekommen ist, aber sie thut, als wüßte sie es nicht. Von den ausländischen Regierungen haben die meisten keine Lust, der russischen zu willfahren, sonst wären bereits alle in Rußland lebende Ausländer gezwungen worden, den Unterthaneneid zu leisten. Doch sind durch die Verträge zwischen Preußen und Rußland in neuerer Zeit viele preußische Staatsangehörige gezwungen worden, russische Unterthanen zu werden. Jeder

preußische Unterthan muß seit 1840 einen Heimathsschein besitzen, kraft dessen ihm von Seiten seiner Regierung die Erlaubniß ertheilt ist, sich in Rußland aufhalten zu dürfen. Jeder Preuße aber, der keinen Heimathsschein aufzuweisen hat, wird, wenn er nicht russischer Unterthan werden will, aus Rußland verwiesen. Wo sollen nun preußische Unterthanen, die in Rußland geboren und erzogen wurden, einen preußischen Heimathsschein hernehmen? Tausenden von ihnen blieb nichts anders übrig, als den russischen Unterthaneneid zu leisten. Leute, die Geld hatten, schickten ihre Söhne nach Preußen und ließen sie als Freiwillige die festgesetzte Zeit im Heere dienen, um auf diese Weise einen Heimathsschein zu erhalten. Aermere Familien mußten aber ohne Widerrede auf ihr preußisches Vaterland verzichten. Wenn aber auch die andern deutschen Regierungen in diesem Falle wie Preußen, von dem Grundsatze ausgehen, daß ein Unterthan, der es bloß dem Namen nach ist, dem Staate in nichts nützen könne, und diesem Beispiele folgen sollten, so werden es doch England und Frankreich nie thun, und so wird das Privilegium, welches Peter der Große dem Ausländer für alle Zeiten garantirte, in Kraft bleiben, bis einmal ein Selbstherrscher aller Reussen, vermöge seiner unumschränkten Gewalt, es zu Nichte machen wird.

Die Meinung aber, daß Rußland den Lehrmeister des Auslandes nachgerade entbehren könnte, ist eine Täuschung, und das Ziel der Regierung bei der

Behandlung von Fremden liegt in einer andern Richtung. Die Cultur, die in beiden russischen Residenzstädten herrscht, ist nicht maßgebend für das Land. Man gehe nur in die russischen Provinzen und man wird sich überzeugen, daß hier die Zeit mehr als um ein Jahrhundert zurück ist. Man kann in den meisten Gegenden, selbst in vielen Gouvernementsstädten nicht einmal einen leidlichen Stiefel oder Rock gemacht erhalten, und findet man einen Meister, der sein Fach versteht, so ist das in der Regel ein Ausländer, deren Zahl jedoch sehr klein ist, und die von Jahr zu Jahr kleiner wird, indem nur die allerwenigsten guten Arbeiter Lust haben, aus St. Petersburg oder Moskau in die Provinz zu ziehen. In früheren Jahren, als der Aufenthaltsschein in den Residenzstädten dem Ausländer nur 10 Rubel B.-A. also keine 3 Thaler preuß. Court., und in den Provinzen nur 50 Kopeken B.-A. (etwa 4 Groschen preuß.) jährlich, und der Paß zum Reisen ebenfalls nur 4 Groschen kostete, da verlor sich mancher deutsche Handwerksbursche aus St. Petersburg, wenn er hier keine Arbeit fand, in die Provinz, wo er in der Regel Meister wurde, indem die Edelleute und Andere, welche ein gutes Stück Arbeit wünschen, wie es der Russe nun einmal nicht liefern kann, ihn mit Geld zur Niederlassung unterstützten. Seit mehreren Jahren aber hat die Regierung das Reisen von St. Petersburg aus, wie überhaupt im Lande, sehr erschwert. Will der Ausländer, und wenn es auch nur auf ein paar Tage wäre, von St.

Petersburg in die Provinz reisen, so muß er seinen Aufenthaltsschein gegen einen Reisepaß vertauschen, der einige Thaler kostet. Will er sich in Moskau aufhalten, muß er wieder eine Aufenthaltskarte haben, die ihn, wie in St. Petersburg, gegen 10 Thaler preuß. Court. kostet; in den Gouvernements- und Kreisstädten kostet sie etwas weniger. Auf diese Art werden die Fremden in der Provinz immer seltener, und der Russe, der so sehr zum Pfuschen geneigt ist, führt daselbst das Regiment in den verschiedenen Gewerbszweigen, die in den Residenzen dem Ausländer überlassen sind. Der Russe ist vielleicht der geschickteste Nachahmer von allen Nationen, und besitzt viel practischen Verstand. Giebt man ihm irgend ein Modell, nach dem er eine Copie machen soll, so fällt diese oft besser aus, als das Muster selbst. Aber er muß unter einem ausländischen Werkführer stehen, der ihn antreibt und den er fürchtet, sonst verpfuscht er seine Aufgabe. Und gerade hierin ist es zu suchen, warum die Ausländer früher so gute Geschäfte in Rußland gemacht haben und sie auch theils noch heutzutage machen. Der Ausländer wäre wirklich schon entbehrlich, wäre der Russe nicht so sehr zum Pfuschen geneigt. Allerdings hat dieser durch die ausländischen Lehrmeister viel von seiner Nationalität verloren, und die echten Patrioten legen dieses Peter dem Großen noch heutigen Tages zur Last. Der höchstgestellte Russe ist schon gar nicht mehr Russe, — er schämt sich eben so sehr seiner Muttersprache als seiner Nationalsitte —

er will Franzose sein! Daher der Zorn und das Bestreben der nationalen Partei, die Ausländer zu verdrängen und die Privilegien Peters des Großen zu schmälern oder besser gänzlich aufzuheben. Wenn diese Patrioten aber glauben, was sie denn auch laut und deutlich zu verstehen geben, daß der Ausländer jetzt schon und deshalb entbehrlich sei, weil der Russe in der Cultur sich namentlich mit dem Deutschen messen könne, so betrügen sie sich gar sehr. Es ist wahr, in den beiden Residenzstädten werden so vortreffliche Arbeiten aller Art gemacht, wie man sie nicht leicht in andern großen Städten Europas findet; allein von wem? Die ersten und geschicktesten Meister sind Ausländer, namentlich Deutsche! Allerdings hilft ihnen der Russe und er leistet sehr Gutes, jedoch nur unter ihrer Leitung. Und so ist er noch heutzutage ein Unmündiger und die Ausländer sind seine Vormünder. Wir wollen hier ein Beispiel anführen, aus dem sich, vielleicht nur mit wenigen Ausnahmen, auf das Ganze schließen läßt. Bei dem deutschen Schneidermeister in St. Petersburg, bei dem ich arbeiten ließ, lernte ich einen russischen Schneidergesellen kennen, der einen Frack so zu machen verstand, daß er mit seiner Arbeit in ganz Europa hätte Ehre einlegen können; im Nähen und Zuschneiden war er gleich geschickt, und dabei so fleißig und ordentlich, daß mir sein Meister im Vertrauen sagte, er habe noch nie einen so vortrefflichen Gehülfen gehabt. Zehn Jahre nachher traf ich denselben tief in der Provinz, wo er in einer bedeutenden

Gouvernementsstadt seit einigen Jahren Meister war. Als ich in seine Werkstätte trat und nach dem Wirth (Chossjain, so nennt der Russe jeden, der das Haupt einer Haushaltung ist) fragte, wies man nach dem großen Ofen hin, wo der Meister am hellen Tage ganz gemächlich auf der faulen Haut lag. Ich hatte schon die Lust wieder verloren, etwas bei ihm machen zu lassen; allein die Erinnerung an das Lob, welches ihm sein ehemaliger Meister in St. Petersburg gab, setzte mich über alle Bedenklichkeiten hinweg, und ich ließ mir verschiedene Kleidungsstücke von ihm anmessen. Zuerst machte er mir den Oberrock und als er fertig war und ich ihn in seiner Gegenwart anprobirte, sah ich auf einer Stelle desselben, die am meisten in die Augen fällt, einen runden Fleck. Wenn ich einen halb glühend gemachten Groschen fest auf ein Stück Tuch drücke, so entsteht ein Fleck, wie derselbe war. Was ist denn das da? fragte ich ihn und deutete auf die gesengte Stelle. Er betrachtete sie ganz unbefangen, kratzte mit dem langen Nagel, den er am Daumen hatte, als ob er Wolle darauf zu erzeugen vermöchte, darüber umher und sagte: „nitschewó!“ ein russischer Ausdruck, den wir später noch oft erörtern werden, das heißt: „Es hat nichts zu bedeuten!“ Aber der Rock war auch im Ganzen so schlecht gemacht, daß ich keine Lust hatte, ihn zu tragen. Woher nun eine so unglaubliche Verwandlung in der Fähigkeit dieses Menschen? Die Ursache hiervon war unstreitig, daß der Mann jetzt selbstständig war

und unter keinem Werkführer oder Herrn stand, den er fürchtete.

Wie sehr die deutsche Arbeit in Rußland geschätzt wird, geht aus einer Art von Sprichwort hervor. Der russische Kaufmann ist ein verschlagener Schelm, gegen den der pfiffigste Schacherjude auf seiner Huth sein muß, um nicht betrogen zu werden. Peter der Große kannte sein Volk und bemerkte mit Recht: „Ich bedarf der Juden nicht, meine Russen verstehen das Betrügen besser.“ — Ich kannte einen Schacherjuden, der schwer zu betrügen war. Er erhandelte einmal bei einem Russen Etwas, das er zehnmal um und um kehrte und betrachtete, ehe er den Handel schloß; er schwor bei Abraham und Jakob, einen vortheilhaften Tausch gemacht zu haben; als er aber nach Hause kam und die Sache zum eilften Male betrachtete, fand er, daß ihn der Russe abscheulich geprellt hatte. Will man bei einem Russen Etwas kaufen, so ist er unverschämt im Ueberfordern. Sagt man ihm nun, der Preis sei zu hoch, daß man darauf nicht bieten könne, so antwortet er mit bedeutungsvoller Miene: „Dórogó, no eto Nemezkaja róbata. (Es ist zwar theuer, aber es ist auch deutsche Arbeit.) Der Russe pfuscht und hat er Etwas verdorben, so sagt er: „nitschewó!“ Dies weiß der Kaiser und seine Großen, die ihre Bedürfnisse in der Regel von deutschen Meistern beziehen, recht gut. Aber es soll alles Volk im Reiche unter eine Religion und unter dasselbe weltliche Gesetz gebracht

den, was wir aus dem Proselytenmachen der russi-
n Popen in neuerer Zeit und aus dem Zwange, mit
n man die Ausländer zu russischen Unterthanen macht,
ht ermessen können, um so dem großen Ziele nahe zu
mmen, das die russische Regierung seit länger als
em Jahrhundert vor Augen hat, und von dem wir
s einen Begriff nach folgenden Verheißungen machen
nen.

Russische Weissagungen.

Es geht eine alte Weissagung im russischen Volke vo
Mund zu Mund, nämlich: daß wie Constantinopel vo
einem Kaiser Constantin erbaut, unter der Regierung eine
Constantin's von den Türken erobert worden, so au
durch einen Constantin wieder in die Gewalt der Christe
gebracht werden würde. Daß dieser Constantin e
russischer sein wird, versteht sich von selbst! Die
Prophezeihung ging von der russischen Regierung selb
aus, und seit länger als einem Jahrhundert strebt s
mit eiserner Consequenz dahin, sie in Erfüllung z
bringen.

Wenn wir auch sehen, wie Kaiser Nikolai sein
Söhne der Reihe nach auf die Namen seiner Brüde
taufen ließ, so ist es doch, in Betreff jener Verheißun
bezeichnend, daß er ein paar Monate vor dem Aus
bruche des letzten Türkenkrieges seinen zweiten Sohn
Constantin zu heißen befahl, und ihn nicht nur zum
obersten Befehlshaber seiner Flotte, sondern auch no

zu sonst Etwas bestimmte oder bestimmen wollte, worüber allerlei Gerüchte im Umlauf sind.

Unsere Zeit der Wirren und Schwäche ist für Rußland und seine Pläne eine große und bedeutungsvolle, und gerade neuerdings unterließ es nicht, sein Augenmerk stärker denn je auf die Dardanellen zu richten.

Es ist aber auch eine andere, viel weniger bekannte Prophezeihung im Munde des russischen Volkes, die ich mir der Seltsamkeit wegen von einem Dorfpopen im kasanischen Gouvernement im Jahr 1826 abschreiben ließ und welche in der Uebersetzung folgendermaßen lautet:

„Es wird ein schrecklicher Streit zwischen den germanischen Zaaren und deren gottlosen Völkern, die das Christenthum auszurotten streben, entstehen; aber ein heiliger russischer Zaar wird diese heidnischen Herrscher sammt ihren heillosen Völkern züchtigen, sie zu nichte machen, ihr ganzes Land von po móre (am Meere, wahrscheinlich Pommern) und Lipsk, wo einst edle Slaven herrschten, bis über das schwarze Meer hinaus einziehen und zu einem einzigen heiligen Zaarenreiche machen! Diese Verheißung aber wird erst dann erfüllt werden, wann das ganze russische Volk schon durch einen Einzigen von Gott gesalbten Zaaren glücklich ist, glücklich vom Baltischen Lusthaine bis zu Sitka's Eis, von Tauriens Rebenhügeln bis zu Lapplands Moosgefilden. Ist alles russische Volk schon glücklich durch einen Einzigen von Gott auserwählten Zaaren, dann wird auch

der schreckliche Streit zwischen den germanischen Herrschern und ihren gottlosen Völkern also beginnen und einige Zeit dauern, daß die ganze Christenheit, folglich auch das heilige Rußland in Furcht und Schrecken gesetzt und in seinem Glauben erschüttert werden wird! Aber getrost! dann, dann bricht auch die Morgenröthe der goldenen Verheißung an und vom deutschen Meere bis zu den äußersten Grenzen von Alt-Griechenland wird alles Volk zum wahren (russischen) christlichen Glauben bekehret werden, durch einen Einzigen heiligen russischen Zaaren. Und dann, o selige Verheißung:

„Verwandelt sich in Süden unser Norden,
Und Indiens Lenz prangt an der Newa Borden."

Daß England von dieser heiligen Verheißung, die in Versen und Prosa abgefaßt ist, auch schon gehört und gerade kein großes Vergnügen daran gefunden hat, scheint daraus zu erhellen, daß es die Tscherkessen, soviel als es kann, mit Geld und Waffen unterstützt, um dem Zaaren den Weg nach Indien so lange als möglich versperrt zu halten. Was wäre aus den Tscherkessen geworden, hätte ihnen England nicht so emsigen Beistand geleistet? Sie wären schon längst glücklich unter dem Scepter des heiligen Zaaren.

Ein alter russischer Kammerherr, der sich auf seine Güter zurückgezogen hatte, erzählte mir folgende, noch nicht bekannte, Anekdote von Peter dem Großen. „Als der Fürst Menschikow mit seinem Gebieter, dem großen Zaaren aus dem Schleswig-Holsteinischen, wo die Russen

den schwedischen General Steinbock bei Friedrichstadt schlugen, zurück nach St. Petersburg kehrte, sprach er viel von den vortrefflichen Häfen des deutschen Meeres (wie die Russen die Nordsee nennen), so daß Peter I. endlich wehmüthig sagte: „Nun habe ich den längst gewünschten Hafen im Ostmeer zum Vortheil des Handels meines Reiches, wo mir aber die Schiffe 7 bis 8 Monate im Eise liegen. Hätte ich auch dort (an der Nordsee) einen, wo der Winter kürzer und gelinder ist, und ich würde für mein Land Peter der große Große werden." — „Zaarische Majestät!" antwortete der größte Günstling des großen Zaaren, „St. Petersburg ist nicht an einem Tage erbaut worden, aber es wird gewiß einmal ein heiliger Nikolaus kommen, der seine Russenkinder in geweihetem Fahrzeuge, wenn auch nur in einer Bütte, an die Ufer des deutschen Meeres führen wird, wo sie den Hafen gründen oder einen schon fertigen einnehmen werden. — Die Geister seiner Ahnen, die dort ruhen, werden ihn beschützen." — Wenn diese Anekdote auch nichts weiter als ein russischer Witz und zwar gerade kein geistreicher ist, so trägt sie doch auch mit zur Auslegung der Träume bei, welche die Russen über die Herrschaft der Nordsee haben, die sie früher oder später zu erringen hoffen. Ja, es unterliegt keinem Zweifel; Rußland strebt seit länger als einem Jahrhundert, Herr des Sundes, wie der Dardanellen zu werden. Und wenn auch die ganze europäische Staatsweisheit darüber lächelt und dieses Streben als Schattenwerk

achtet, desto besser für das schlaue russische Cabinet, das auf diese Art um so sicherer an seinem Riesenplane arbeiten kann. Aber es wird Alles aufbieten, Deutschland in seiner Zerstückelung und Ohnmacht zu erhalten, und die dänische Macht in den deutschen Herzogthümern Schleswig-Holstein stärker denn je zu befestigen. Ein kräftiges einiges Deutschland mit einer Flotte in der Ost- und Nordsee wäre es, was Rußlands Riesenpläne mit einem Male zertrümmern würde. Dem winzigen Dänemark kann es leicht die Beute entreißen, den Engländer denkt es zu überlisten, — an einem einigen Deutschland aber würde seine ganze Macht zerschellen.

Die Worte Peters des Großen, nachdem er die schwedische Flotte geschlagen und den Vice-Admiral Ehrenschild gefangen genommen hatte, sind bekannt, sie enthalten große Consequenzen, und lauteten: „Die Natur hat nur Ein Rußland geschaffen und es darf keinen Nebenbuhler haben!“ — Als der große Zaar kurz vor dieser Seeschlacht bei den Ålandsinseln (1714) in der Mündung der Newa ein Schiff mit 80 Kanonen in See ließ, hielt er in Mitten der alten Bojaren, welche der Feierlichkeit beiwohnten, eine Rede. Da die Russen ihren großen Zaaren nicht bloß als den Schöpfer der russischen Macht, sondern auch als einen Propheten der Politik betrachten, so sind uns folgende Sätze aus dieser Rede sehr interessant. „Brüder,“ sagte er zu den alten Bojaren, „ist wohl Einer unter Euch, der vor dreißig Jahren zu ahnen gewagt hätte, daß er das baltische

Meer nach Art der civilisirten und kriegskundigen Völker mit einer russischen Flotte bedeckt und unser Land mit einem disciplinirten und erobernden Heere sehen würde? Die Künste und Wissenschaften haben ihren Ursprung in Griechenland, von wo aus sie der Geist der Zeit nach Italien und von da aus nach Frankreich, Deutschland, England, Schweden und Polen, aber niemals zu uns geführt hat. Diese Ungunst haben wir aber einzig und allein der Trägheit und dem Unverstande unserer Vorfahren zuzuschreiben. Jene Länder lagen in eben demselben Schlamme der Unwissenheit, in welchem wir bisher gelegen; aber ihre Beherrscher sahen es bald ein, daß da, wo keine Künste und Wissenschaften aufgenommen, genährt und gepflegt werden, auch keine wahre Cultur aufblühen kann, daher nahmen sie dieselben auf und ahmten den Griechen nach. Jetzt aber ist die Reihe an uns gekommen! Doch ist Euer Fleiß und Gehorsam und Euer guter Wille zum Gedeihen echter Bildung unumgänglich nothwendig. Die Wanderungen der Wissenschaften sind zu vergleichen mit dem Umlauf des Blutes im menschlichen Körper, und ich bin überzeugt, daß die Wissenschaften England, Deutschland, Frankreich und andere Länder verlassen und so lange Wohnung bei uns nehmen werden, bis sie dann von uns wieder nach Griechenland zurückkehren." —

Katharina II. verrieth nur allzudeutlich den Riesenplan, an welchem das russische Cabinet seit länger als einem Jahrhundert unermüdet arbeitet. Als ihr erster

Enkel geboren wurde, bestimmte sie ihn im Geiste dazu, das stolze mächtige England zu demüthigen. Zu diesem großen Zwecke mußte der Prinz nothwendig mit der Sprache, mit den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes ganz vertraut werden. Sie ließ ihn daher in seiner zartesten Jugend von lauter Engländern umgeben. Und als ihr zweiter Enkel geboren wurde, bestimmte sie ihn dazu, die Türken zu vertreiben. — Sie gab ihm eine griechische Amme und ließ ihn von lauter Griechen umgeben. Jener sollte ein zweiter Macedonier werden, ganz Indien erobern und Englands Grenzen bestimmen, sie ließ ihn daher auch Alexander taufen. Der andere sollte auch einem Helden des Alterthums gleich werden, er sollte die Osmanen aus dem Lande jagen und vereint mit seinem Bruder das ganze ehemalige byzantinische Reich unter die russische Herrschaft bringen, zumal da nach Peter I. Ausspruche die Wissenschaften und mit ihnen die Weltherrschaft nach Griechenland zurückkehren werden: sie ließ ihn daher Constantin taufen. Die philosophische Kaiserin sah in ihrer lebendigen Einbildungskraft schon die Welt in zwei Reiche getheilt und ihre beiden Enkel als Beherrscher derselben. Sie ließ auch die beiden jungen Prinzen malen und die Bildnisse in unzähligen Exemplaren im Lande verbreiten. Ein alter Senator, der in den Jahren 1835 und 36 in der Ukraine lebte, zeigte mir zwei Bildnisse eben dieser Prinzen. Alexander ist abgebildet, wie er mit dem Schwerte den bekannten gordischen Knoten löst,

sein Bruder trägt das Kreuz Constantin's des Großen, flammend, wie es diesem auf seinem Zuge nach Italien am Himmel erschienen ist. — „Schöne Sinnbilder! großartige Ideen, Excellenz, die im Auslande nicht unbekannt sind," sagte ich mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit; „aber unsere Diplomaten lächeln darüber, wie die berühmtesten Chemiker der neuern Zeit über die Ideen und das Streben der Goldmacher lächeln." — „Desto besser für unser Cabinet!" versetzte der Senator, „denn um so ungestörter kann es an seinem großen Plane arbeiten, bis Zeit und Umstände sich günstig zeigen werden, ihn auszuführen. Mag man nur immer glauben, das russische Cabinet jage einem schönen Schatten nach. Rußland wird seiner Aufgabe gewachsen sein."

Da der Senator ein ungemein gutmüthiger alter Mann war, so erwiderte ich mit eben derselben Freimüthigkeit: „Der ewige, allmächtige, schaffende und zerstörende Geist der Zeit bricht, wie uns die Geschichte lehrt, die Macht der Mächtigsten, er stürzt die alten Formen ein und schafft neue. Er demüthigte den Stolz Griechenlands, aber er machte auch der Weltherrschaft Rom's ein Ende!"

Desgleichen ging längst eine Sage im russischen Volke, daß sich ein Heiliger im Herzen Rußlands befände, an dessen Grabe, das aber noch nicht aufgefunden, Wunder geschehen würden. Die russische Regierung, von der auch diese Sage ausging, zögerte mit der Aufsuchung dieses Grabes. Endlich während der letzten

großen Revolution in Polen fand man es in der Kirche zu Woroneſch. Der Heilige war der Mitrophan (Biſchof) dieſes Kirchſprengels, der zur Zeit Peters I. gelebt und ſich in vielen chriſtlichen Tugenden ausgezeichnet hatte, und da ſein Leichnam ein Jahrhundert hindurch unverweſ't im Grabe gelegen, wurde er heilig geſprochen. Der Kaiſer ſchickte einen ſeiner General-Adjutanten nebſt mehreren hohen Offizieren nach Woroneſch, wo der Metropolit von Moskau, umgeben von ſeiner ganzen Kleriſei, das Grab einſegnete und es dem Volke zur Verehrung eröffnete. Man hob den Sarg aus dem Gewölbe empor, daß er in der Kirche zum Altar wurde, den man mit allerlei geweihetem Zierrath ſchmückte. Von dem Heiligen iſt nichts zu ſehen, als die eine Hand, die über der Bruſt des Leichnams zum Vorſchein kommt. Zu dieſem Zwecke wurde in den Sarg eine handgroße Lücke eingeſchnitten, die mit Perlen und Edelſteinen eingefaßt iſt. Dieſe Hand des Heiligen wird von den Wallfahrern, wie überhaupt von jedem frommen rechtgläubigen Ruſſen, der die Kirche beſucht, geküßt. Eine Nachbildung des Leichnams im biſchöflichen Ornate liegt oben auf dem Sarge. Dieſes Bild iſt oben durchbrochen, um die Hand hindurch zu laſſen. Darſtellungen, davon in verſchiedenen Stoffen und Größen ausgeführt, ſind in Millionen von Exemplaren durch Rußland zerſtreut. Es iſt faſt kein Bauer, der dieſes Heiligenbild nicht beſäße, das er in ſeiner Hütte an den Wänden hat und gleich dem Bilde des heil. Nikolaus

verehrt, oder welches er, aus Metall oder Steingut gefertigt, auf der Bruſt als Amulet trägt. Auch alle ruſſiſchen Kaufleute, und die Meiſten vom Adel erweiſen dem heiligen Mitrophan die innigſte Verehrung. Mir aber, und ich glaube es geht wohl tauſend Andern ſo, wurde, ſo oft ich dieſes Heiligenbild erblickte, unheimlich zu Muthe, denn das Geſicht iſt ſo gehalten, wie die Phantaſie des Menſchen ſich ein Geſpenſt vorſtellt. Seit der Heiligſprechung wallfahren jährlich Hunderttauſende mit allerlei Anliegen und Hoffnungen zu dem wunderthätigen Grabe, wo ſeitdem ſchon ſo viel Mirakel geſchehen iſt.

Der ruſſiſchen Regierung fehlte es nie an einem Vorrath von religiöſen Ideen, die ſie bei paſſenden Gelegenheiten zu politiſchen Zwecken zu verwirklichen wußte. In der Gouvernementsſtadt Kijew befindet ſich bekanntlich ein großes Felſengewölbe voll ruſſiſcher Heiligen, die unverweſ't in ihren ſteinernen Särgen liegen, und ſeit lange allerlei Wunder verrichten. Es hat auch hier einer von den drei Metropoliten (Oberhirten der ruſſiſchen Kirche) ſeine Reſidenz. Seit vielen Jahren pilgert das ruſſiſche Volk aus allen Gegenden des ungeheuren Reiches, den Adel nicht ausgenommen, zu den wunderthätigen Gräbern nach Kijew und opfert allerlei Gegenſtände, die es von zu Hauſe, manchmal Hunderte von Meilen weit, mitbringt, als Geld, fertige Hemden, Strümpfe, Röcke, ganze Gewebe Leinewand, Päcke Zwirn, Wollengarn u. dgl. m. Als ich dieſe Gräber

der Heiligen besuchte, wunderte ich mich nicht wenig über die Art, wie hier geopfert wird.

In der Nähe stehen große Kisten und Kasten, und eine Menge von Mönchen dieses Höhlenklosters ist bereit, die Opfergaben in Empfang zu nehmen. „Dawéi!“ (gieb her) schreien die Mönche, reißen den frommen Leuten Strümpfe, Hemden u. s. w. förmlich aus den Händen, um sie in die Kasten zu werfen.

Als im Jahr 1830 die Revolution in Polen ausgebrochen war, fand die russische Regierung es an der Zeit, den Strom der Wallfahrer abzubrechen. Das Gouvernement Kijew ist nämlich durch und durch polnisch gesinnt, viele polnische Patrioten hatten und haben noch zum Theil ihre Grundbesitzungen dort. Dieses war die Veranlassung, daß man das Grab des heiligen Mitrophan in dem echt russischen Gouvernement Woronesch eröffnete, worauf die Wallfahrer ihre Richtung dorthin nahmen. Die armen Heiligen in Kijew wurden nun sehr wenig besucht; einige Zeit hatten sie sogar alle frühere Wunderkraft verloren. — Die Wenigsten in Rußland wissen, daß die Heiligsprechung des Mitrophan von Woronesch einen rein politischen Zweck hatte.

Die russische Regierung aber erwartet mit unverrückter Consequenz die Zeit, wo sie auch jene zwei Verheißungen, die sich auf die Herrschaft über das schwarze und deutsche Meer (Nordsee) beziehen, in Erfüllung zu bringen vermag.

Der Zaar und sein vollendetes 25jähriges Regierungsjahr.

(Schon vor zwei Jahren geschrieben.)

Fast dieselbe politische Wichtigkeit, die man einst an den Moment knüpfte, wo der (jetzt verstorbene) Franzosenkönig die Augen schließen würde, knüpfen Unkundige, zumal in Polen und hin und wieder in Deutschland, ja sogar in Rußland selbst, an die vollendeten fünfundzwanzig Regierungsjahre des Kaisers Nikolai. Diese Erwartung geht hauptsächlich aus dem Glauben hervor, daß der Zaar nach dieser Zeit ganz unumschränkt herrschen könne — eine Eventualität, welche die russischen Großen von jeher und auch bei diesem Zaaren mit Angst erfüllet, und die deshalb mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern strebten. Allein dieser Glaube ist nichts als eine unbegründete Sage, die sich unter den Unwissenden fortgepflanzt hat; das Verschwinden der russischen Regenten kurz vor und nach dem fünf und zwanzigsten Regierungsjahre vom Schauplatze

der Welt hat in andern Umständen seinen Grund, als in der angeblichen „Unumschränktheit.“ — Die Regierung eines russischen Selbstherrschers, zumal die des Kaisers Nikolai, der bei allen seinen Manifesten mit einer Rücksichtlosigkeit und Energie zu Werke ging, die wir kaum bei Peter dem Großen sehen, ist so unumschränkt, daß sie kaum der Comparation fähig ist. Allerdings hat auch der jetzige Kaiser es noch immer mit dem Senat und der Synode zu thun. Allein Nikolai giebt Gesetze und löst Gesetze auf, wie es sein Herrscherstolz für gut findet, und Senat wie Synode müssen sich beugen vor seinem autokratischen Willen. Wir führen unter vielen nur einen Beleg an, der die Synode betrifft. — Ueberraschen mußte die Freiheit, mit der man in öffentlichen Gesellschaften wie auf der Straße sich über die Kaiserin ausließ, als sie ihrer Krankheit wegen nach Palermo reiste. „Hätte sie nicht nach der Krimm gehen können, da hätte sie ja auch ein italiänisches Bad gehabt; aber nein! sie muß die theure Reise nach Palermo machen. Und wir (der hohe Adel) sollen nicht ins Ausland reisen dürfen, sollen unser Geld hübsch im Lande verzehren — man weis't uns Kranken die überaus heilsamen Mineralquellen auf dem Kaukasus an?“ — Der Unmuth erreichte seinen höchsten Grad, als die Kaiserin wieder in St. Petersburg einzog; da sprach man laut und öffentlich von vielen, vielen Millionen Rubel, welche der Aufenthalt der Zaarin in Palermo, die Reise der Prinzen und Prinzessinnen, und endlich

des Kaisers, und die von dem Letzteren an Ausländer verschwenderisch vertheilten Orden, Dosen, Ringe und Uhren gekostet hätten, und man brachte mit diesen Ausgaben den Zustand des Gouvernements Pskow in Parallele, wo so Mancher während des italiänischen Aufenthalts Hungers gestorben sei. Es ist wahr, in Pskow herrschte damals eine große Hungersnoth. Ja, man hatte die Kühnheit, dem Kaiser nach seiner Rückkehr über die Noth im jenen Gouvernement Vorstellungen zu machen. Er entrüstete sich darob. „Das sind unverschämte Lügen!“ soll er gesagt haben, „denn ich habe kein Gouvernement, wo meine Unterthanen vor Hunger umkommen.“ Aber vollends gerieth der Kaiser in Zorn, als der in Rußland so großes Aufsehen erregende Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschien, der, allerdings hyperbolisch, aber nicht ohne manche treffende Wendung, einen russischen Staatsbankerott prophezeite. Besonders soll ihn das Citat aus Bürger's Leonore: „Die Todten reiten schnell!“ empört haben. Obgleich die Censur ihr ganzes Talent an diesem Artikel bewiesen, so kamen doch viele Exemplare desselben unversehrt ins Publicum, wie dies mit allen verbotenen Schriften zu geschehen pflegt. Das wußte auch der Kaiser sehr wohl, deshalb kam er dem Dinge zuvor. Er ließ den Artikel, freilich nicht ganz, mit Anmerkungen begleitet, ins Französische übersetzen und in das Journal „De St. Petersbourg“ einrücken. Der St. Petersburger deutschen Zeitung aber war es

verboten, den Artikel weder ganz, wenn auch mit Anmerkungen begleitet, noch im Auszuge aufzunehmen. Viele behaupteten damals, der Kaiser habe über diesen berüchtigten Artikel herzlich gelacht; daß er sich aber auch zugleich darüber ärgerte, beweis't der Umstand, daß sein Gesandter in München nicht eher ruhete, bis König Ludwig den Censor, der den Artikel durchgelassen, abgesetzt hatte. Der edle, freisinnige Ludwig, der Deutsche, aber gab indeß dem Censor ein höheres Amt in einer andern Stadt seines Reiches. Mochte die italiänische Reise gekostet haben, was sie wollte; der Kaiser sah sich bald darauf nach Geld um, wie man damals in St. Petersburg allgemein erzählte, und da er wußte, daß ein russisches Kloster neben andern großen Schätzen auch einen Riesenfond in baarem Gelde besaß, so machte er Ansprüche auf diesen. Er ließ daher den Ober-Procurator, das Mitglied, welches an der Spitze dieser höchsten geistlichen Behörde steht, zu sich bescheiden und erklärte ganz kurz und einfach, daß die Krone den Fond in Anspruch nehme. „Gegen welche Procente und auf wie lange befehlen Ew. Kaiserliche Majestät?...“ fragte jener mit pfiffiger Miene. „Bes procent i na wsegdá!“ (ohne Procent und auf immer!) antwortete der Kaiser. — So wenig kümmert er sich um die heilige Synode!

Russischer Leichtsinn und Egoismus.

Die russischen Patrioten, welche den Ausländer und ganz besonders den Deutschen hassen wie die Cholera, versprechen ihrer Nation eine überaus große geschichtliche Zukunft, einige nicht russische Gelehrte stimmen ihnen vollkommen bei. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Voraussetzung ihren beachtenswerthen Grund hat. Die 35 Millionen Großrussen, welche durch ihre merkwürdige Gemeindeverfassung eine einzige Familie ausmachen, deren Vater oder Haupt der unfehlbare Zaar ist, eine colossale Familie, welche eine und dieselbe Sprache redet, deren Glieder alle zu einer und derselben Kirche gehören, unter denen man in Bezug auf Nationalität auch nicht eine Spur von Trennungsgelüsten, Neid oder Eifersucht findet! Rechnet man zu dieser gleichartigen Volksmasse auch noch die 6 bis 8 Millionen Klein-Rußländer, die sich zwar in Sprache und Cultur zu den Großrussen verhalten, wie die Blämänder zu den Deutschen, aber doch eben so eifrige Vaterlandsfreunde sind wie ihre

großrußländischen Brüder und auch mit ihnen dieselbe Nationalkirche haben, so wird man einer so eng verbundenen Macht eine große Bestimmung nicht absprechen! Ob der Einfluß aber, den sie auf die Weltgeschichte zu üben vermag, auch glänzend und dauernd sein könne, darüber wollen wir erst urtheilen, wenn wir die allgemeinen Eigenschaften des Russen untersucht haben. Vorläufig sei hier gesagt, daß zur Erreichung eines Zieles, wie es die russischen Patrioten im Auge haben, mehr erforderlich ist, als rohe Kraft, und wäre sie auch noch so riesenhaft. Seit 150 Jahrrn hat Rußland mit großer Energie dahin gestrebt, mit Westeuropa auf eine Stufe der Cultur zu gelangen. Wie weit ihm dieses gelungen ist, das ist so ziemlich allgemein bekannt. Die untern Schichten des Volkes sind, wie schon oben bemerkt, um 150 Jahre zurück, die obern Schichten haben zwar eine äußere Glätte und Politur angenommen; — ist diese aber abgenutzt, so tritt sofort der rohe Stoff wieder hervor. Auch ist es der Regierung trotz ihres unabläßigen Strebens noch nicht gelungen, ein wahres Bürgerthum zu gründen; und es wird ihr noch lange nicht gelingen, wie das überhaupt noch keiner Regierung eines slawischen Stammes gelungen ist.

Die Sklaverei, wird man sagen, ist an all den traurigen socialen Zuständen der Russen schuld, sie muß vor Allem hinweggeräumt werden, zum Gedeihen echter Bildung und damit sich ein Bürgerthum entwickeln könne. O ja, wir sind auch der Meinung! Aber mehr noch als

die Sklaverei sind die Eigenschaften des Russen an seinen traurigen Zuständen schuld. Er ist leichtsinnig, sorglos, faul und träge von Natur, er fürchtet alle schweren und mühsamen Arbeiten wie das Feuer, und deshalb war er von jeher, und ist und bleibt er der schlechteste Ackersmann. Wo aber findet man ein Volk, das in der Weltgeschichte eine glänzende und dauernde Rolle spielte, ohne sich gut auf Ackercultur verstanden zu haben? Würde der Russe nicht durch die bedeutenden Steuern seines Leibherrn oder seiner Obrigkeit oder mit der Peitsche angetrieben, er bliebe auf der faulen Haut liegen und ließe Acker- und Viehstand verkümmern. Wer jene Classe von russischen (freien) Bauern, die kraft ihrer Vorrechte nur sehr geringe Steuern zu zahlen haben, und die fast eben so unabhängig sind, als der Bauer in Deutschland, kennen gelernt hat, der weiß, wie liederlich ihre Wirthschaft ist. Sie bauen nur so viel Acker, als zur Erzeugung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse erforderlich ist, das übrige Feld lassen sie wüst liegen oder sie verpachten es für ein Spottgeld an Speculanten, die sich ihre Liederlichkeit zu Nutzen zu machen wissen. Aber wir haben ja schon bei dem Schneider gesehen, was der Russe leistet, wenn er sein eigener Herr geworden ist, oder den Stock nicht mehr zu fürchten hat. Dabei ist er ein Feind alles Neuen und Fremden, und wäre es auch noch so vortheilbringend für ihn, wie wir ebenfalls schon oben bemerkt haben, denn er hat im Allgemeinen keine Begriffe von den Fort-

schritten, die in den verschiedenen Künsten und Gewerbszweigen in neuerer Zeit gemacht worden sind. Wir bemerken hier nochmals, daß die paar Hauptstädte Rußlands mit ihren mannichfaltigen Fabriken und Arbeitskräften nicht maßgebend sind für das ganze Land. Und hätten sich auch noch einmal so viel Kaufleute und Männer von Adel durch die Errichtung ihrer Fabriken hervorgethan, als es der Fall ist, so würde dieses alles noch immer wenig heißen. Sie schadeten aber durch ihre Fabriken dem Ackerbau, der in Rußland noch so weit zurück ist, ungemein viel, indem sie ihm einen großen Theil der ohnehin schwachen Arbeitskräfte entzogen haben; denn der gemeine Russe, der nun einmal keinen Sinn für Landwirthschaft hat, verläßt gern seinen Pflug und wird Fabrikarbeiter. Das zähe Festhalten an seinem alt Hergebrachten und die unbezwingbare Gewalt des Eigensinns fast jedes Russen traten als ein großes Hinderniß Peter I. entgegen. Es giebt Tausende von russischen Patrioten in allen Classen der Gesellschaft, die diesen Reformator noch heutzutage mit Vorwürfen überhäufen, indem sie erkennen, daß er den Bauer eher gehaßt als geliebt. Wenn diese Vorwürfe auch des Grundes nicht entbehren, wie wir schon oben bemerkt, so war die stiefväterliche Handlung des großen Zaaren doch keine Folge seines Despotismus. Der Eifer sein Volk zu bilden war bei ihm zur Leidenschaft geworden. Da traten ihm denn die Bauern überall in den Weg, sie verfluchten das Neue, das er

einführte oder einführen wollte; weder Knute noch Verbannung brachte sie zu einer besseren Meinung von dem großen Ziele, das ihr Zaar vor Augen hatte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Peter der Große die Leibeigenschaft aufgehoben hätte, wären die Bauern bereitwillig auf seine Pläne eingegangen. Was dieser Zaar zu seinem Aerger und Leidwesen erfahren mußte, das müssen auch noch heutzutage alle diejenigen Gutsbesitzer erfahren, welche eine westeuropäische Ackercultur auf ihren Grund und Boden verpflanzen wollen. Der Klein-Rußländer baut sein Feld noch mit demselben Ackergeräthe, mit welchem seine Urväter das Land vor einem paar hundert Jahren bearbeitet haben. Auch spannt er seine Ochsen noch so an, wie sie es thaten. Daß dieses Thier seine Hauptstärke im Kopfe hat, das begreift der Chochól (Kleinrußländer) nicht, und er ist auch viel zu eigensinnig, sich belehren zu lassen. So quält er sich und sein Vieh mit einer falschen Bespannungsart; was er in einem halben Tage verrichten könnte, daran arbeitet er zwei volle Tage. Dagegen etwas in der ländlichen Oekonomie zu verwüsten, dazu zeigt fast jeder Russe Lust und Eifer. So kann er z. B. kein Bäumchen in der Nähe seiner Hütte oder seines Dorfes sehen, er haut es nieder und verbrennt es. Als ich mich einige Zeit im Gouvernement Archangel aufhielt, ging ich öfter mit dem Präsidenten des Domainenhofes, Herrn Isch....., spatzieren. Wir kamen fast jedesmal an einer schönen Fichte vorbei, die an der Hauptstraße in einer

waldigen Gegend stand. Auf zwanzig Schritte ringsumher war alles Holz gelichtet. „Ich wundere mich sehr, daß man diesen Baum stehen ließ," sagte ich zu meinem Begleiter, „denn so Etwas ist eine zu schwere Aufgabe für den gemeinen Russen." Der Präsident lächelte und führte mich ein wenig rechter Hand, wo ich den Baum von der andern Seite sah, und siehe da, es hatte schon Einer seinen Eifer daran geübt: der Baum war von dieser Seite einige Zoll tief angehauen. „Der Kerl hätte ihn gefällt," sagte der Präsident, „wenn nicht zufälliger Weise ein Beamter aus der Kanzlei des Civil-Gouverneurs dahergekommen wäre und ihn fortgejagt hätte. Der Beamte erzählte dies seinem Chef, und da man den Kerl kannte, so ließ der Polizeimeister ihm für diesen Frevel fünfzig aufzählen. Den Baum hat man seit Menschengedenken in Ehren gehalten. Denn am selben Tage, als die Kaiserin das Manifest bekannt machte, daß die Todesstrafe in Rußland abgeschafft sei, wurde hier ein Frauenzimmer enthauptet. Das war die letzte Hinrichtung in diesem Gouvernement und vielleicht in ganz Rußland (mit Ausnahme der fünf, die 1826 gehenkt wurden). Man pflanzte diesen Baum auf derselben Stelle, wo das Mädchen den Mord beging und wo es auch enthauptet wurde. „Es ist wirklich wahr," fuhr der Präsident fort, was ich schon oft sagen hörte, „daß jeder gemeine Russe ein geschworener Feind aller Bäume ist. Hier in der ganzen Gegend ist es Jedem erlaubt sich so viel Holz

zu fällen als er nöthig hat, denn es ist Wald in Ueberfluß vorhanden. Und dessenungeachtet mußte sich der Kerl gerade an diesen Baum machen. Daß er so vereinzelt dasteht, das kann er nicht leiden!" sagte der Präsident. Ein paar Monate darauf hatte ein anderer Kerl den armen Baum völlig niedergehauen. Aber der Polizeimeister ließ dem Thäter so lange nachspüren, bis er ihn ermittelt hatte. Er befahl, ihm eine unmäßige Tracht Prügel zu geben.

Bäume zu pflanzen, dazu zeigt der Russe keine Lust. Daher kommt es denn auch, daß man in einem russischen Dorfe oder in seiner nächsten Umgebung so selten einen Baum sieht. Die Regierung läßt dem gemeinen Manne in dieser, für die Staatswirthschaft so gefährlichen Sache allzuviel Spielraum! In holzreichen Gegenden erlaubt sie ihm, so viel Holz zu fällen als er will. Im Winter fährt er mit seinem Schlitten in den Wald, haut die nächst erreichbaren Stämme nieder und fährt damit in die Stadt, um sie für ein paar Groschen zu verkaufen. Eine halbe Werst tiefer in den Wald zu gehen, wo altes ausgewachsenes Holz steht, dazu ist er viel zu faul, und so fällt er lieber die jungen Stämme. Auf solche Art sind denn auch die Waldungen in den volkreichen Gegenden fast alle verwüstet und die Holznoth hier und da bereits in einem Grade vorhanden, daß der Dünger zur Feuerung dienen muß. In der Nähe von Charkow, der Hauptstadt der Ukraine, giebt es ganze Wälder von wilden Obstbäumen

verſchiedener Art. Was könnte hier die Kunſt zur Veredlung thun; allein der Chochól iſt zu unwiſſend, zu eigenſinnig und zu träge dazu! Edles Obſt haben nur die Gutsherrn in ihren Gärten und Treibhäuſern. Der Bauer ſchüttelt das wilde Obſt ab und kocht oder brät es im Ofen, aber größtentheils macht er es ein, wie Kohl und Bohnen, und trinkt die Brühe davon. Er nennt dies Getränk auch Kwaß, wie der Großruſſe ſeinen Malztrank nennt. Aber auch die Waldungen von wilden Obſtbäumen haben die Klein-Rußländer ſeit dreißig Jahren unbarmherzig verwüſtet. Sie brachten an den Markttagen drei bis viermal in der Woche ganze Karren oder Schlitten voll Birn-, Kirſch- und Aepfelbäume zur Stadt und verkauften ſie für ein wahres Spottgeld, während ſie ſelbſt in ihren großen Oefen faſt kein anderes Holz als wilde Obſtbäume brannten. Der Ruſſe will von Allem, was er ſäet und pflanzet, ſofort die Früchte genießen. Daher zeigen auch die Edelleute ſo wenig Luſt, Obſtbäume in großem Maßſtabe zu pflanzen, ihre gelichteten Wälder wieder dicht zu machen und überhaupt ſolche Einrichtungen in's Leben treten zu laſſen, deren Nutzen erſt ihren Söhnen und Enkeln zu Theil werden würde. Ihre Güter zu verpfänden und das Geld zu verſpielen oder auf ſonſt eine Art durchzubringen, überhaupt luſtig für den Augenblick zu leben, das iſt ihr Lieblingshang. Daher auch ihre häufige Verarmung. Die meiſten Gutsherren in Kleinrußland haben ihre Güter an die Krone

verpfändet. Und dabei sind Viele gerade nicht pünktlich mit dem Zinszahlen. „Aber der Kaiser spaßt nicht“ und „die Krone verliert nichts,“ sagen zwei russische Sprüchwörter. Ich kannte mehrere Edelleute, besonders in Kleinrußland, die nicht pünktlich mit dem Bezahlen der Procente des Capitals waren, das sie von der Krone geliehen hatten, deren Güter daher plötzlich in einer Versteigerung den Meistbietenden zugeschagen wurden, wodurch jene völlig zu Grunde gerichtet waren. Als ich mich einige Zeit im Gouvernement Woronesch aufhielt, befand ich mich beim Grafen D...., der damals Kreis-Adelsmarschall war, sehr oft zu Gaste. Hier lernte ich eines Tages einen Gutsherrn, Namens B.....v. kennen, der ein prachtvolles Dorf mit 500 Bauern besaß, das er aber für 50,000 Rubel B.-A. an die Krone verpfändet hatte. Dieser Herr lud mich freundlich zu sich ein. Schon am andern Tage schickte er mir seine vierspännige Karosse zwanzig Werst weit mit einer artigen Bitte, doch unverzüglich zu ihm zu eilen, da der vierte Mann zur Whistpartie fehle. Ich stieg sogleich ein. Als ich bei ihm ankam, stellte er mich seiner Gemahlin, einer sehr liebenswürdigen Dame, und den Gästen vor. Darauf führte er mich in seinen Garten, den ihm ein Gärtner aus Sachsen herrlich eingerichtet. Nachdem er mir noch dieses und jenes gezeigt hatte, führte er mich in die Kirche seines Dorfes. Es war ein schönes, großes steinernes, Gebäude und prächtig eingerichtet, worauf die Bauern sich nicht wenig

einbildeten, denn die meisten solcher Dörfer haben nu hölzerne Gotteshäuser. Die Edelsteine an den Heili genbildern nebst dem Gold und Silber, das diese Kirc besaß, schätzte man allein auf 30000 Rubel B.-A im Werthe. — Gleich nach dem Mittagessen setz man sich an die Kartentische. Der Wirth wurde glei Anfangs mein Partner.

Wir gewannen den ersten Robber, und zwar eine ungewöhnlich großen, da wir, wie es in Rußlan üblich ist, und wie es hier genannt wird: „sturmowój (mit Sturm) spielten, wobei alle Honneurs, Stic u. s. w. gezählt wurden. — Herr von W. schwor, i sei der beste Whistspieler — er war über die Maaße heiter. Aber diese Heiterkeit sollte schnell getrübt werden denn wir hatten kaum den zweiten Robber angefange als ein Eilbote eintrat, den einige Freunde unse Wirthes aus Moskau mit der traurigen Nachric gesendet hatten, daß die Krone in öffentlicher Verstei gerung sein Dorf dem Meistbietenden verkauft habe Der Bote machte jetzt Herrn v. W. im Geheim die Bemerkung, daß man in aller Eile die besten Möbel und andere Sachen von Werthe aus dem Hause schaffen möge, ehe der neue Herr einträfe. Man fing sogleich das Werk an, aber es war eitle Mühe, denn es erschien gleich darauf ein Bevollmächtigter, des neuen Herrn, der auch nicht ein Stück Möbel aus dem Hause tragen ließ: weil in solchem Falle die Güter mit Bauern und Häusern, mit Kirchen und Möbeln und mit Allem

erkauft werden. Frau v. W. brach in ein lautes Weinen und Jammern aus. Und dabei erfuhren nun lle Anwesenden, daß ihr Gemahl seit ein paar Jahren mit dem Zinszahlen des Capitals, das er von der Krone auf sein Dorf genommen, nachläßig umgegangen war. Diese traurige Nachricht war für die arme Dame um so schmerzlicher, als ihr Gemahl ihr stets versichert hatte, er habe die Procente immer pünktlich entrichtet. Daß Herr v. W. seine Waldungen so unbarmherzig verwüsten und überhaupt eine große Unordnung, mit Ausnahme seines „Schloßgartens“ in seiner ganzen Wirthschaft aufkommen ließ, war Ursache, daß bei der Versteigerung so wenig auf sein Gut geboten, und daß es um weniger als die Hälfte des Werthes verkauft worden war. Nachdem die Krone ihr geliehenes Capital auf dieses Gut eingezogen und die Versteigerungskosten bezahlt hatte, erhielt Herr v. W. den Rest der Verkaufssumme, keine 60,000 Rubel B.-A. Und so war er seines schönen Dorfes, mit der prachtvollen Kirche, mit 500 Leibeigenen und einem paar Tausend Morgen fruchtbaren Ackerlandes quitt und ledig. Er hatte stets ein Haus voll Diener, seine Leibeigenen, und jetzt hatte er keinen einzigen mehr. Er mußte seine Schwester bitten, daß diese ihm ein paar von ihren Leuten schickte zur Bedienung für sich und seine Gemahlin. Am andern Tage fuhr er in die Gouvernementsstadt, wo er ein großes Haus miethete und tagtäglich Gäste bewirthete. Hier lebte er, vielleicht halb wahnsinnig geworden, wie

ein Verschwender, denn in einem Jahre hatte er sein ganzes Capital durchgebracht. — Etwa eine halbe Meile von seinem Dorfe hatte er gegen 500 Morgen Land, wo noch die schönsten Spuren eines ehemaligen Eichenwaldes zu sehen waren. Es traf sich einige Male, daß seine Freunde ihm riethen, hier neue Waldungen anzulegen, was ja ein Leichtes wäre, indem der Boden von Natur dazu bestimmt wäre und es dem Herrn auch nicht an Arbeitskräften fehlte. Er aber lachte seine Freunde aus, indem er sagte: ehe dieser Wald Vortheil brächte, wäre sein Gebein schon lange Staub! — Ja, der Russe will von Allem, was er pflanzt und säet, die Früchte genießen. Selbst bei Peter dem Großen tritt diese Eigenschaft in vielen seiner Einrichtungen deutlich hervor. Sein Civilisiren und Organisiren ging Hals über Kopf, ein Beweis, daß er hoffte, noch von dem Meisten, das er begründete, die Früchte zu ärnten. Er befahl, die altslawonische Sprache, die bisher Schriftsprache war, zu verdrängen und die russische statt ihrer zu gebrauchen. Nun wollte er in aller Eile eine russische Literatur eingeführt haben, und da das Ding nicht so schnell gehen und er sich doch noch daran erquicken wollte, so bildete man keine nationale, sondern eine nach den Ländern, die der große Zaar auf seinen Reisen gesehen hatte. Denn er wollte nun einmal noch bei seinen Lebzeiten eine russische Literatur eingeführt haben!

In der That! alle Zustände stünden in Rußland um hundert Procent besser, wenn die Russen nicht so

unzathmige, selbstsüchtige Leute wären. Ferner zeigt der gemeine Mann einen natürlichen Abscheu, irgend ein Handwerk zu erlernen. Dies ist gewiß eine Hauptursache, daß es in Rußland bisher unmöglich war, ein echtes Bürgerthum zu entwickeln. Hat der Russe dennoch ein Handwerk erlernt, so haben ihn in der Regel sein Leibherr oder seine Eltern mit der Peitsche dazu angetrieben. Daher bleibt er meist ein Pfuscher in seinem Fache; die Wenigsten machen eine Ausnahme hiervon. Pflicht und Ehrgefühl kennt er nicht; er setzt sich, leichtsinnig wie er von Natur ist, über beides hinweg und sucht seine stümperhafte Arbeit so gut als möglich zu verkaufen, wenn er nicht geradezu auf Betrug ausgeht, unbesorgt, ob der Käufer oder Gönner, der bei ihm arbeiten läßt, in ein paar Stunden oder Tagen zurückkommt, ihn mit Schimpfworten überhäuft und ihn in seiner eigenen Stube durchprügelt oder gar durch die Polizei züchtigen läßt. Die Schläge schüttelt er wie ein Pudel ab und sagt: „nischewó!" (Es hat nichts zu bedeuten). So setzt er sein Werk fort. Geht es ihm aber noch schlimmer, so verwünscht er seinen Herrn oder denjenigen, der ihn zwang, das Handwerk zu erlernen; ihm allein schreibt er dann sein Unglück zu. Wenn Leute, die Geld haben, sie mögen dem adligen oder nichtadligen Stande angehören, sich an einem armen Teufel von Russen rächen wollen, so geben sie dem ersten besten Quartal-Officier (Nadsiradel, Polizeicommissair) ein paar Rubel Silber, und er läßt

denſelben auf die Polizei bringen und ihm 25 oder 50 aufzählen. Auf dieſe Art laſſen auch die Meiſter ihre ruſſiſchen Geſellen und Lehrlinge, wenn ſie ſich nicht gut aufführen, beſtrafen. Eines Tages war ich bei meinem Schuhmacher, um mir ein paar Stiefeln anmeſſen zu laſſen. Er kam aus ſeiner Werkſtätte und ſagte in meiner Gegenwart zu ſeiner Frau: „ich muß wieder einen blauen Zettel (5 Rubel B.-A.) anwenden!“ Er ſprach das in einem ſolchen Tone, daß ich, ohne unbeſcheiden zu werden, fragen durfte, was er damit meine. „Ich habe da einen Geſellen,“ antwortete er, „der nicht pariren will!“ Auch die Putzmacherinnen und gnädigen Frauen laſſen ihre Näh- und Dienſtmädchen auf dieſe Art züchtigen. Wenn ein Beamter höhern Grades oder ſonſt eine Perſon von hohem Stande ſeinen Dienſtboten oder ſonſt einen armen Teufel von Ruſſen beſtraft haben will, ſo iſt der Befehl hinlänglich; wünſcht das aber ein Meiſter oder ſonſt Jemand ſeines Gleichen, ſo thut es die Polizei nicht, ohne ein Trinkgeld (na wodku). Der gemeine Ruſſe zeigt zum Krämerfache und überhaupt zu Allem, was keine körperliche Anſtrengung erfordert, am meiſten Luſt. Ein wahrer Handelsmann aber wird er ſelten und brächte er es auch zu einem bedeutenden Vermögen. Die Kaufleute erſter Gilde haben das Recht, Kauffahrteiſchiffe zu halten und überhaupt den ausgedehnteſten Handel zu treiben; aber gewöhnlich zeigt Einer eben ſo wenig Luſt als Geſchick dazu. Ein paar Ausnahmen hiervon,

wie z. B. der Tabacksfabrikant Tschukow, der Branntweinspächter Kusin und einige Andere, die sich durch Glück und ihren practischen Verstand aus der Leibeigenschaft zum Stande eines Comercienraths (eine Würde, die der Kaiser berühmten Kaufleuten ertheilt) hinaufarbeiteten und viele Millionen erworben haben, sind eben nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Daraus erhellt denn auch, warum der auswärtige Handel den Ausländern, namentlich den Deutschen und Engländern, in St. Petersburg und in den andern großen russischen Hafenstädten überlassen ist. Dem Grundzuge nach ist das Gemüth des gemeinen Russen gut und sanft, und Viele behaupten, er sei von Herzen besser, als alle andere Nationen d. h. aber nur so lange, als er sich mit der Landwirthschaft beschäftigt und nicht aus dem Bereich seines Dorfes geht. Wird er Krämer in den Städten oder durchzieht er schachernd die Dörfer, so artet er aus und wird ein verschmitzter Betrüger. Je mehr Geld durch seine Hände geht und je mehr Einfluß er auf den Handel und andere Dinge übt, ein desto ärgerer Schelm wird er. Die unüberwindliche Neigung zum Stehlen scheint er jedoch schon mit der Muttermilch einzusaugen. Das Mitleid gegen jeden Unglücklichen, besonders gegen Gefangene, ist indeß eine große und allgemeine Tugend des gemeinen Russen, die er sein ganzes Leben hindurch, mag er treiben was er wolle, nicht verläugnet! Ein sicherer Beweis, daß er guten Herzens von Natur ist.

Allerlei ruſſiſche Streiche.

Die Heiligenbilder der Ruſſen ſind ſämmtlich nach orientaliſchem Styl gemalt. Die nach abendländiſchem Geſchmacke ausgeführten verwirft die Kirche. Es werden täglich neue gemalt, welche jedoch nur ängſtliche Nachbildungen der alten ſind. Die Maler müſſen als rechtgläubige und fromme Menſchen bekannt ſein, ſonſt werden auch ihre treueſten Abbildungen verworfen. Dem Künſtler dieſes Faches iſt ein ſehr enger Raum angewieſen, er darf keinen Heiligen nach einem Ideal, wie es ihm vorſchwebt, noch nach einem ſchönen Kopfe, wie man deren unter den Bauern viele trifft, malen: denn die Kirche lehrt, daß ihr alle Heiligenbilder aus dem Himmel zugekommen ſeien. Nach der Ueberlieferung war der Evangeliſt Lucas ein Maler, und der naive Ruſſe glaubt, daß dieſer Apoſtel ſeine Kunſt auch noch im Himmel übe, d. h. daß er die Heiligen conterfeie. Ihm ſchreibt man die älteſten Gemälde zu. Da die Bilder vom Himmel zur Erde geſandt ſind, ſo wohnt auch eine Wunderkraft in denſelben. Die Menſchheit iſt dem Ruſſen

nicht so heilig, als diese Bilder (Obraſt). Der Edelherr sagt: „ich habe meine Menschen (Seelen) gekauft oder verkauft;“ nie aber wird er sagen: „ich habe meine Heiligenbilder gekauft oder verkauft;“ er sagt: „ich habe sie gegen Geld eingetauscht.“

Es war im Gouvernement Kursk, wo ich mich bei einer Gelegenheit überzeugte, daß der gemeine Russe glaubt, die Heiligenbilder könnten eben so gut sehen, als ein Mensch mit gesunden Augen. Ermüdet von einer längeren Reise sehnte ich mich eines Tages nach Ruhe. Wer die schlechten Fahrzeuge kennt, auf die der Reisende in Rußland angewiesen ist, der weiß, wie Einem zu Muthe wird, wenn man einige Tage und Nächte hindurch gefahren ist. Ich ging in ein Bauernwirthshaus, denn in der abscheulichen Poststube war ein Tabacksqualm, der einen in Ohnmacht hätte bringen können; aber auch hier in der Gaststube war es nicht auszuhalten, es war eben in dem großen Ofen, wie ihn jeder russischer Bauer hat, Brot gebacken worden, und da es an einem heißen Sommertage war, so fand ich die Hitze in der Stube unerträglich. Deshalb flüchtete ich mich auf den Hof, und da ich hier in der Nähe des Hauses einen Heuhaufen sah, so streckte ich mich darauf. Von hier konnte ich durch ein offenstehendes Fenster die Gaststube überblicken. Es war kein Mensch darin, wie das in den Wirthshäusern dieser Art oft der Fall ist. Die Hausfrau war mit ihren Töchtern und einem Sohne auf der Wiese, und der Wirth war

am äußersten Ende des Hofes mit Fuhrleuten im Gespräche. In der Gaststube auf dem großen Tische lag ein neuer blauer Kaftan und ein bunter baumwollener Gürtel daneben. Ich war so ermattet, daß ich nicht schlafen konnte, wohl zehnmal legte ich mich von der einen auf die andere Seite, wodurch ich am Ende so tief in das Heu versank, daß mich schwerlich ein Mensch kennen konnte. Doch noch immer war mir die Aussicht in die Stube und auf den Tisch geblieben, wo der blaue Kaftan lag. Plötzlich trat ein Mann ein, es war ein Rasnoschtschik, ein Schacherer, der mit allerlei Waaren die Dörfer durchzieht. Er sah sich mit einer seltsamen Aufmerksamkeit in dem Zimmer um, kam auch an das geöffnete Fenster und lugte auf den Hof hinaus und auf den Heuschober, worin ich lag. Ob er mich gesehen, weiß ich nicht. Das ganze Thun und Wesen dieses Menschen kam mir verdächtig vor, ich regte mich nicht, und beobachtete ihn, so weit es mir möglich war, mit unverwendetem Blick. In einem Nu hatte er die roth mit grün gewürfelte Schürze, die er trug, vom Leibe gelöst, war auf die Bank gestiegen und hatte die Heiligenbilder, unter denen sich auch der heilige Mitrophan befand, und die theils an der Wand hingen, theils auf einem dreieckigen Brettchen im Winkel der Wand standen, mit der Schürze verhüllt. Darauf stieg er von der Bank und packte den Kaftan sammt dem Gürtel in den Korb, in welchem seine Hausirwaaren lagen, bekreuzte sich dreimal, nahm alsdann seine Schürze wieder von

den Bildern und entfernte sich eiligst mit seiner Beute. Wahrscheinlich hatte die Schürze ein Loch gehabt, oder die Heiligen hatten eben aus ihrer Bedeckung den Vorgang errathen; denn der Dieb war keine vierzig Schritte weit gegangen, so hatte der Eigenthümer des Kaftans ihn auch schon beim Kragen.

Auf meiner Reise nach Kasan kam ich durch einige Dörfer, die von Tscherimissen bewohnt sind. Dieses Volk ist bekanntlich ein Stamm der Finnen, der noch größtentheils im Heidenthum befangen ist. Ein Theil hat sich zwar zur russischen Kirche bekehrt, aber dessenungeachtet bleibt auch er seinen heidnischen Gebräuchen treu. So opfern die Tscherimissen z. B. noch Kühe und Schafe ihrem Gotte des Getreides, damit dieser sie mit einer recht reichen Ernte segnen möchte. Es wird der Regierung nicht leicht, dieses Volk und ihm ähnliche Völker von ihren Sitten und liebgewonnenen Gebräuchen abzubringen; und versucht sie es mit Gewalt, so stehen sie in Massen auf, wie das oft der Fall ist. Die Regierung greift dann zum Aeußersten und stellt die Ruhe mittelst einer Militairmacht her. Das ist aber ein ebenso barbarisches als unvortheilhaftes Mittel. Rußland ist in Betracht seines unermeßlichen Flächeninhalts überaus arm an Seelenzahl, und auf diese Weise werden denn noch Tausende niedergestreckt. Wir werden weiter unten über die schlimmen Umstände, welche Rußlands Bevölkerung im Wachsthum hemmen, etwas Mehreres sagen.

Den Tscherimissen verbietet es das Gesetz nicht, Schweinefleisch zu essen, aber sie sind keine Liebhaber davon. Neben ihren Kühen und Schafen erziehen sie wol auch Schweine, aber sie lassen sie nicht selten in der Nähe ihrer Dörfer oder Wälder wie herrnloses Vieh umherlaufen. Im Gouvernement Archangel traf ich in ähnlicher Weise vagabundirende Ziegenheerden. Im Winter schlichen sich die Wölfe bis in die Mitte des Städtchens, wo die Ziegen sich des Nachts zu lagern pflegten, und fraßen sie auf.

„Ach, was für Spitzbuben! was für Spitzbuben!“ sagte mein Postknecht, als wir durch ein Tscherimissisches Dorf gefahren waren, wo er die Pferde getränkt hatte. „Von welchen Spitzbuben redest Du denn da?“ fragte ich ihn. — „Ja, Herr, es giebt unter unsern Brüdern gar arge, listige Spitzbuben!“ antwortete er und erzählte mir folgendes:

„Ein Tscherimisse hatte ein paar fette Schweine im Stalle, zwei Russen beschlossen, sie ihm zu stehlen; aber aus Furcht über der That erwischt zu werden oder beim Schlachten oder beim Verkaufen derselben in Untersuchung zu gerathen, entwarfen sie einen schlauen Plan. Sie schlichen sich des Nachts in den Stall und tödeten die beiden Schweine mittelst Schwefeldampfes. Der Streich gelang vollkommen, ohne von Jemandem bemerkt zu werden. Am andern Morgen machten sie sich in dem Hause des Tscherimissen etwas zu schaffen, und hörten dort, daß die Schweine des Nachts gefallen

seien. Nachdem der Besitzer den todten Thieren die Haut abgezogen hatte*, baten die Russen um das Fleisch. „Das dürft Ihr ja nicht essen", sagte der Tscherimisse, „die Thiere sind crepirt!" „Nicht crepirt!" entgegneten die Russen mit frommer Miene, „Thora (eine Hauptgottheit der Tscherimissen) hat sie geschlachtet! was Thora schlachtet, darf der Mensch essen, es ist geheiligtes Fleisch!" Der Mann schenkte den beiden Spitzbuben die Schweine, und sie kochten sich aus einem fetten Stück einen guten Tschie (Kohlsuppe), das andere Fleisch haben sie den Russen verkauft." So der Postillon.

Da in Rußland der Verdienstadel eingeführt ist, so steht jedem Bürgerlichen der Weg offen, den Adelsstand zu erlangen, und so erwacht auch im gemeinen Russen der Stolz, seine Nachkommenschaft in den Adel erhoben zu sehen. Hat der Bauer sich durch Handelsgeschäfte oder auf einem andern Wege Geld erworben, so sucht er sich zunächst von der Leibeigenschaft los zu kaufen. Tausenden ist es gelungen, sich so oder so zu befreien. Der reiche Kusin, dessen wir vorhin erwähnten, war ein armer Leibeigener. Der Drang, Etwas zu werden, trieb ihn an, sein Dorf zu verlassen und sein Heil in der Stadt zu versuchen. So kam er in einen Kabak (Branntweinskneipe), wo er als Knecht angestellt wurde und den Gästen einschenkte. Ich war sehr vertraut

* Die reichen russischen Cavallerieofficiere haben ihre Sättel am liebsten aus Schweinsleder, das viel theurer ist, als Rindsleder.

mit ihm, und wann er heiterer Laune war, sagte er zu mir, daß er auch am Haken gestanden, und dann und wann auch ein Paar Stiefeln oder ein paar Hosen für 10 Kopecken (etwa einen Silbergroschen) verkauft und das Geld versoffen hätte.

In den Kabaken, die ich, um den gemeinen Mann auch hier kennen zu lernen, öfter, besonders aber auf der Reise, besuchte, sieht es drollig aus. Der Wirth oder sein Knecht steht hinter einem langen Tisch, wie man ihn bei unsern Krämern in ihren Läden findet, in welchen ein Loch eingeschnitten ist, daß ein größerer oder kleinerer kupferner Kessel hinein paßt, und dieser Kessel ist mit Brantwein angefüllt. In der Nähe hängen oder liegen die Flüssigkeitsmaße, die ebenfalls aus Kupfer und gut verzinnt sind und alle einen langen Stiel wie unsere Kochlöffel haben. Sobald ein Gast eintritt, legt er auch sogleich soviel Geld auf den Tisch, als er Brantwein haben will; denn hier muß die Zeche vorausbezahlt werden. Nachdem der Wirth das Geld in die Schieblade seines Tisches gethan, nimmt er den cylindrischen Löffel, der nach dem Gesetze gemacht ist, schöpft ihn voll, und gießt in demselben Augenblick wieder ein wenig, zum besondern Nutzen des Wirthes, in den Kessel zurück, darauf schenkt er es in ein Glas, und der Gast stürzt es in die Gurgel als ob's Wasser sei. Will er ein zweites, drittes u.s.w., so muß er das Geld dafür wieder hinlegen, eher bekommt er keinen Tropfen. In den Kabaken an den Hauptlandstraßen,

wie z. B. an der, die von Moskau nach St. Petersburg führt, steht immer ein kupferner Kessel voll Brantwein. Die Wirthe haben ein blechernes Schild mit einem Doppeladler, dem russischen Wappen, an ihren Häusern, und oben auf dem Dache steht ein Fichtenzweig, der immer mit einem frischen grünen vertauscht wird, sobald er dürre geworden ist. Das sind die Zeichen einer russischen Brantweinskneipe. In einem solchen Kabak diente Anfangs der später so viele Millionen reiche Kusin, und diesen Dienst nannte er: „Am Haken stehen," wahrscheinlich, weil die Stiele an den Meßgeschirren oben umgebogen sind, so daß man sie aufhängen kann. Kusin war ein Mann, an dem einer der größten russischen Finanzminister verloren ging. Er brachte es nach und nach so weit, daß er selbst die Brantweinspacht für einige Städte, ja später für einige Gouvernements, übernehmen konnte. Als gewesener Leibeigener lernte er erst in seinem reiferen Alter Lesen und Schreiben; ein großer Meister aber wurde er im Rechnen mittelst des russischen Rechenbrets. In der ganzen Stadt war Niemand, der einen so großen Aufwand machte wie er, und obgleich er nur Ehrenbürger war, so scheuten sich die Großen von Adel doch nicht, bei ihm zu Gaste zu gehen. Er war aber auch ein Vater der Armen und man nannte ihn in Allgemeinen: Batjuschka Kusmanikitisch (Kusin war sein Familienname). Fuhr er nach St. Petersburg, was alle paar Jahre einmal geschah, dann kaufte er sich das Silberzeug Centnerweis. Er war ein

Freund der Pracht, aber er besaß keinen gebildeten Geschmack: sein Cabinet war mit Kostbarkeiten aller Art angefüllt, und Alles stand ohne Plan unter und neben einander. Jedermann, der Adel nicht ausgenommen, beugte sich vor diesem gewesenen Leibeigenen. Wenn der Kaiser in diese Stadt kam, fuhr er immer in einer Karosse von Kuſin. Er hatte vier Söhne, von denen die beiden älteren ganz bürgerlich erzogen waren, weil er damals noch wenig Vermögen besaß; die beiden andern aber wurden in einer der glänzendſten adligen Pensionsanſtalt erzogen und zur Univerſität vorbereitet. Nach Vollendung ihrer Studien auf der Hochſchule trat der Eine in den Militair- und der Andere in den Staatsdienſt, wodurch ſie ſich in kurzer Zeit den Adel erwarben. Der Vater dagegen gehörte, trotz dem Wladimirorden, den er erhalten, noch immer dem Bürgerſtande an. Die ruſſiſchen Orden, mit Ausnahme des Georgenordens, der nur für ausgezeichnete Tapferkeit im Kriege gegeben wird, verleihen den Adel nicht. Kuſin hatte ſeinen ungeheuren Reichthum ſeinem großen Speculationsgeiſte und ſeinem hellen practiſchen Blicke zu verdanken. Freilich wurde er bei ſeinen großen Unternehmungen während einer Reihe von Jahren ſtets vom Glücke begünſtigt. Wir werden ſpäter in einem Capitel über die ruſſiſche Brantweinspacht eines merkwürdigen Zuges dieſes Mannes erwähnen. Im Aeußern glich er vollkommen einem Weſteuropäer, denn er war ſtets fein raſirt, trug immer Kleider nach der neueſten Mode

und machte überhaupt Staat wie ein vornehmer ruſſiſcher Edelmann. Im Uebrigen aber war und blieb er ruſſiſcher Kaufmann vom alten Schlage; er war ſo abergläubig, daß er Montags weder eine Reiſe angetreten, noch ſonſt etwas Wichtiges unternommen hätte; denn der Ruſſe hält den Montag für einen Unglückstag. Auch bediente er ſich, im Scherze wie im Ernſte, der ruſſiſchen Schimpfwörter, die ich nicht zu überſetzen wage. Seine Frau, ebenfalls eine geweſene arme Leibeigene, behandelte er mit großer Liebe und Hochachtung, und obgleich ſie ihm bei allen ſeinen Unternehmungen nicht einmal mit einem guten Rathe beiſtehen konnte, denn ſie war ſehr beſchränkt an Geiſte, ſo ſagte er doch ſtets: „Sie hat mir all das Glück ins Haus gebracht!“ Die Heiligenbilder verehrte er wie ein echter Ruſſe! Auch ließ er ſein Haus einigemal im Jahre von den Popen mit großer Feierlichkeit einſegnen. Doch ſagt man, er habe dieß mehr aus alter Sitte und ſeiner Frau zu Liebe, als aus Glauben daran gethan; wenigſtens hörte ich ihn einmal ſagen: „Laßt die Pfaffen nur ſchreien!“ Auch die Kartenſchlägerinn zog er oft zu Rathe. Das geſchah aber mehr aus geſunder Politik, denn aus Aberglauben. Alles Kartenſchlagen für Geld iſt in Rußland ſtrenge verboten; wo aber eine ſolche Wahrſagerin geduldet wird, da geſchieht es ihrer Klugheit und Liſt wegen, mit welcher ſie oft Unglaubliches vollbringt. Manchmal kann die Polizei, trotz ihres Forſchens und Spürens einem Diebe nicht auf die Spur

kommen. Einer schlauen und erfahrnen Kartenschlägerin dagegen wird dies oft in einer Minute möglich, denn sie übt mit ihrer Hexerei eine unglaubliche Gewalt auf den gemeinen Russen aus. Diesem Kusin wurde einmal ein Zentner Silbergeräthe aus dem Hause gestohlen, und vergebens hatte er dieserhalben das ganze Polizeipersonal in Thätigkeit gesetzt, der Dieb konnte nicht ausfindig gemacht werden. Nun ließ er die alte Zigeunerin, die dort wohnte und seit vielen Jahren im Rufe großer Feinheit stand, in's Haus kommen. Die meisten Edelleute des ganzen Gouvernements holten sich in ähnlichen Fällen Rath bei ihr. Noch ehe sie bei Kusin erschien, war dessen ganze Dienerschaft in eine Höllenangst gerathen. „Die Polizei," sagte Kusin zu seinem Hausgesinde, konnte den Dieb unter Euch nicht herausfinden; aber jetzt kommt das Babuschka (das alte Weib), das Einem Jeden von Euch in die Seele schauen wird. Und wehe dann dem Schuldigen!" — Aber es wollte keiner ein Geständniß ablegen. Da trat die Alte ein. Auffallend war es mir, daß sie ihr Spiel Karten unter die Heiligenbilder legte, die den Altar bilden, wie ihn jeder Russe, minder oder mehr ausgeschmückt, im Zimmer hat. Darauf zog sie einen Halbkreis, ließ die Verdächtigen und nicht Verdächtigen hinein treten und blickte wie ein alter Fuchs, der auf Lauer steht, mit ihrem dunkel glühenden Auge um sich her. „Ich sehe schon, wer von Euch zur Hölle fahren wird!" sagte sie und zeigte mit dem Finger auf zwei

Burschen. „Du Andruschka! und du Wanka! wo habt ihr das Silberzeug hingethan? Doch reicht mir einmal die Karten her, da wollen wir's gleich sehen! Durch Eure Verstocktheit verfallen Eure Körper der Knute und Eure Seelen der Hölle. — Reicht mir die Karten her!" Die beiden Kerle warfen sich nun zu den Füßen ihres Herrn nieder, gestanden Alles und flehten um Gnade. Die Alte hatte durch ihren practischen Blick die Diebe sogleich unter zwanzig Andern heraus-erkannt. Wir besitzen von den Malern aus der alten und neuen Schule furchtbar schöne Darstellungen des jüngsten Gerichts; aber die Darstellungen aus der russischen Schule sind mehr als schaudererregend, und ich glaube die Phantasie des Teufels selber brächte ein so gräßliches Gemälde nicht fertig. So macht man dem gemeinen Russen die Hölle recht heiß.

Ich hatte einige Male Gelegenheit an diesem Kusin eine Eigenschaft oder besser eine Krankheit wahrzunehmen, die ich an vielen tausend andern Russen gesehen habe, eine Krankheit, die zwar unter allen andern Nationen zu finden ist, aber nirgends so allgemein und heftig als bei den Russen, es ist die Trink- oder Saufwuth. Kusin hatte, wie sich das wohl denken läßt, die kostbarsten, theuersten Weine und Brantweine in seinem Keller; fing aber die Trinkwuth bei ihm an, so trank er ganze Tage, ja, wochenlang den gemeinsten Fusel, und er ließ sich während dieser Zeit vor keinem Menschen sehen. „Ich bin krank," ließ er sagen.

Seine Angehörigen hätten Tausende von Ducaten darum gegeben, wenn ihn Jemand von dieser Krankheit hätte heilen können. Aber die erfahrensten Aerzte versicherten, daß sein Tod beschleunigt werden würde, wenn man ihn von seiner alten Gewohnheit abbrächte. Viele andere Russen sind mir im Leben begegnet, die um keinen Preis ein Gläschen Branntwein getrunken hätten, und ich bewunderte oft die Festigkeit, mit der sie Monate, ja sogar Jahre lang ihrem Vorsatze treu blieben. Endlich aber wurde durch dieses oder jenes die Lust zum Trinken in ihnen rege, und kaum hatten sie ein Gläschen getrunken, da übermannte sie die Saufwuth. Schlimm ist es für den gemeinen Mann, daß die Wirthe in den Branntweinskneipen auch die ärmlichsten Kleidungsstücke statt Geld annehmen. Und so geht mancher arme Teufel nicht eher aus dem Kabak, bis er die Stiefeln und das Hemd vom Leibe versoffen hat. Es sind mir schon solche Burschen auf der Straße begegnet, die aus der Kneipe gejagt wurden und nichts weiter auf dem Leibe hatten, als ihre Schafspelze, die aber in der Regel nur bis an die Kniee reichen. Kusin starb 1845 geliebt und hochgeachtet von Jedermann, der ihn kannte, und beweint von den Armen, deren Wohlthäter er war. Tausenden hat er aus großer Noth geholfen, und Viele hat er glücklich gemacht. Seine Anverwandten, die Leibeigene waren, hat er freigekauft, und wenn sie sich in keinem großen Wohlstande befinden, so sind sie selber schuld daran.

Tausend andern russischen Bauern aber ist es, trotz ihres Geldes, nicht gelungen, sich frei zu machen, da es Edelleute giebt, die einen Stolz darin suchen, reiche Leibeigene zu besitzen. Eine Anzahl solcher Leute, die dem sel. Grafen Scheremetjew angehörten, handelten in St. Petersburg mit Gold- und Silberwaaren. Die meisten von ihnen hatten über mehrere Hunderttausende zu verfügen, sie wollten, wie man in der Residenzstadt allgemein erzählte, sich frei kaufen; aber ihr Leibherr, der Graf, wies sie zurück und machte ihnen Vorwürfe. „Drücke ich Euch etwa?" sagte er „und sind Euch die paar Rubel B.-A. für den Kopf, die Ihr mir jährlich zu entrichten habt, zu viel? Kennt Ihr nicht das Sprichwort: Wenn es dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen und bricht ein Bein? Handelt nicht so thöricht!" — Der Graf hatte nicht ganz Unrecht — denn was ist ein russischer Bauer, der sich freigekauft hat? Er wird Bürger genannt, ist mithin ein Sklave der Beamten, die sich an ihm reiben und ihn endlich in einen solchen Handel verwickeln, daß er wieder zum Bettler wird. Kusin war ein Genie in seiner Art, er wußte allen Beamten den gehörigen Respect einzuflößen. Ich war öfter Augenzeuge, wie der Polizeimeister sich vor ihm beugte und demüthigte, und die Polizeicommissaire zogen schon in der Ferne den Hut, wenn er daher gefahren kam. Die Wenigsten vermögen so Etwas. Doch hat der russische Bürger vor den Leibeigenen unter anderm auch den Vortheil, daß er sich niederlassen und bleiben

kann, wo er will; bei dem Leibeigenen ist das nicht so. Hat einer ein schönes Geschäft in einer Stadt und sein Herr sagt: „du mußt auf's Dorf!" so muß er Folge leisten. Ueberhaupt ist die Leibeigenschaft an sich für jeden Menschen, der zum Gebrauche seiner Vernunft gelangt ist, ein zu drückendes Joch, als daß er es nicht abwerfen sollte, sobald er die Mittel dazu erlangt hat. Die meisten Bauern thun das auch, sobald sie sich Geld erworben haben. Sind sie dann Bürger, so lassen sie auch gern ihre Söhne studiren. Wenn ein Bürgerlicher auf einer russischen Universität alle Lehrgänge durchgemacht, so hat er das Recht in den Staatsdienst zu treten, wo er sich in den ersten drei Jahren den persönlichen, und wenn er ein Kopf ist, später auch den Erbadel verdient; tritt er aber in den Militairdienst, gleichviel, ob er Medicin, Philosophie u. s. w. studirt hat, so wird er nach sechs Monaten unfehlbar zum Officier befördert. Doch der Apfel fällt nicht weit vom Stamme — und so mögen denn die meisten 'Wsjätoschniks (so nennt der Russe alle Beamten, die sich bestechen lassen) im Staats- wie im Militairdienste entstanden sein. Der Fürst Menschikow, bekannt in der Geschichte, ragt wohl unter diesen am meisten hervor. Aber nicht allein die geborenen Sclaven, welche durch den Verdienstadel zu Rang und Ansehen gelangten, sondern auch die höchsten Würdenträger aus den ältesten adligen Geschlechtern haben sich schon seit langen Jahren als die ärgsten 'Wsjätoschniks gezeigt. In der Geschichte

Peters I. findet man unter einer großen Anzahl Edelleuten, welche die größten Unterschleife begingen, auch den damaligen Vice-Kanzler Schafrow, den Präsidenten des Senats, Fürsten Dolgoruki, den Groß-Admiral Apraksin u. a. m. Wenn diese Herren unter der Regierung des scharfsichtigen und großen Zaaren, dem nur selten ein Verbrechen dieser Art verborgen blieb, und der es strenge bestrafte, so Etwas wagten, was würden sie da erst angefangen haben, wenn sie einen schwachen, kurzsichtigen Mann zum Regenten gehabt hätten! Wie es damals war, ist es auch noch heutzutage. Daraus kann man sich zum Theil die eiserne Strenge des Kaisers Nikolai erklären. Wir werden noch oft Gelegenheit haben, die Betrügereien der Beamten, und die Gewaltthätigkeiten, die sie dabei ausüben, unter den mannigfaltigsten Formen zu sehen.

Ein seltsamer und kurzer Prozeß.

Wir haben früher bemerkt, daß in Rußland laut des Gesetzes Keiner die unbedeutendsten Handelsgeschäfte machen kann, ohne die Steuer einer der drei Gilden zu zahlen: aber wir haben kein Beispiel angeführt, wie weit die Beamten dieses Gesetz zu ihrem Nutzen auszudehnen verstehen, daher wollen wir hier eins anführen.

Der in seiner Art berühmte Möbelfabrikant G. zu St. Petersburg hatte einige Muster Schnitzwerk zur Verzierung der Möbeln aus Paris erhalten und war eben im Begriff, zwei derselben zu einem Bildschnitzer zu schicken, um sich einige Dutzend darnach arbeiten zu lassen, als der Buchbinder St., ein Bekannter von ihm, eintrat. „Ich kenne einen sehr geschickten Bildschnitzer, einen Russen, der Ihnen diese Stücke wohl recht billig und gewiß eben so schön, als die Muster sind, liefern würde; er wohnt in meiner Nachbarschaft. Was zahlen Sie für's Dutzend, wenn sie gearbeitet sind wie das

Modell?" sagte St. — „Der Preis ist bestimmt, ich zahle so und so viel," war die Antwort. — „O, so geben Sie mir die beiden Muster mit, ich will die Arbeit für Sie fertigen lassen und bürge dafür, daß sie zu Ihrer Zufriedenheit ausfällt." — G., der Möbelfabrikant, gab dem Buchbinder die Muster mit dem Bescheid, daß für's erste nur ein Dutzend von jedem zur Probe gemacht werden sollte. Der Buchbinder St. war ein Speculant im Stillen, denn er war nicht Kaufmann. Er begab sich zu dem russischen Bildschnitzer und sagte ihm, daß noch viel Arbeit für ihn da wäre, wenn er diese Stücke billig und gut machen würde, was denn auch die Wahrheit war. — „Wie viel verlangst du für's Dutzend nach dem Modell?" — Der Russe betrachtete die Muster mit Aufmerksamkeit und nannte seinen Preis. „Den sollst du haben! aber nun liefere die Arbeit auch so, daß Du Ehre damit einlegest, es wird dein Schaden nicht sein." — „Sie soll schöner werden als das Modell," sagte der Russe. St. zog ab und rieb sich vergnügt die Hände, denn bei den Preisen, die der Möbelfabrikant und der Bildschnitzer festgesetzt hatten, konnte er über 20 Prozent bei der Sache gewinnen. Der Russe war eine Ausnahme von der Regel, d. h. er war ein sehr geschickter Mann in seinem Fache, der nur selten eine stümperhafte Arbeit lieferte, und da er überdies Hoffnung auf weitere Aufträge hatte, so machte er sich mit Lust und Liebe an's Werk. Er hatte schon ein Dutzend nach dem

einen Muſter fertig, als er in Erfahrung brachte, daß d
Arbeit für G. war, und daß dieſer einen bedeute
höheren Preis dafür beſtimmt hatte. G. iſt ein eben
braver als reicher Mann, für den gut arbeiten iſt, inde
er Alles, was er bei kleinen Meiſtern machen läß
beſſer bezahlt als viele andere ſeines Faches. Da
wußte der ruſſiſche Bildſchnitzer auch. Aergerlich, d
er von dem Buchbinder nicht mehr für's Dutze
verlangt hatte, beſchloß er die Arbeit ſelbſt zu G. z
tragen, um das Geld dafür ohne Abzug zu empfange
Er packte das fertige Dutzend ſammt dem einen Mode
zuſammen und machte ſich auf den Weg. Der Zufa
wollte aber, daß der Buchbinder die Abſicht des Ruſſe
zur rechten Zeit erfuhr, und ſo eilte auch dieſer zu G.
den er im Magazin antraf, wo er in Gegenwert d
Bildſchnitzers die neue Arbeit betrachtete. „Nun, wi
gefällt Ihnen das Schnitzwerk?“ fragte er ihn (De
Ruſſe verſtand kein Wort deutſch). „Recht gut,“ ſagte G.
„Haben Sie den Mann ſchon bezahlt?“ — „Nein!“ —
„So geben Sie mir das Geld, ich gewinne für meine
Mühe ein paar Procent dabei,“ bat der Buchbinder.
G. gab ihm das Geld. St. zog ſich ſeinen Rabatt davon
ab, und das Uebrige wollte er dem Ruſſen einhändigen.
Dieſer aber war nicht zufrieden damit, er verlangte
den Preis, den G. zahlte. Darüber entſtand ein heftiger
Wortwechſel, und da dem Ruſſen laut ſeiner Abſprache
mit St. nicht mehr zukam, und er deſſen ungeachtet
auf ſeiner Forderung beſtand, gerieth der Möbelfabrikant

Hitze, öffnete die Thüre und stieß ihn hinaus. Der Russe aber trat wieder ein, schimpfte und drohete, das andere Modell nicht eher heraus zu geben, als bis man ihn bezahlt habe, wie es sich gehöre. G. aber gerieth dadurch noch mehr in Wuth und ohrfeigte ihn zum Hause hinaus. Der Russe hatte Zeugen und beklagte sich auf der Polizei. Die drei Zänker, die dem nichtadligen Stande angehörten, mußten kraft mündlicher Einladung erscheinen. G. wurde zuerst geladen, und auf die Frage des Tschassnüje Pristaff (Polizeiinspectors) erzählte er treu den ganzen Verlauf der Sache. „Sehr wohl! allein Sie wissen doch, daß Niemand das Recht hat, einen Andern zu schlagen," sagte der Polizeimann, „und daß, wer beleidigt worden ist, mit seiner Klage bei der Obrigkeit einzukommen hat, die ihm dann zu seinem Recht verhelfen wird. Sie sind demnach der gesetzlichen Strafe verfallen." — G., der die Polizeileute auf's genaueste kannte, hatte schon 300 Rubel B.-A. bereit und erlegte diese Summe unter der Bedingung, daß er ein für alle Mal von der Sache los sei. Die Polizei nahm Geld und Bedingung an. G. zog ab und der Vorfall war für ihn wie nicht geschehen.

Jetzt kam der Buchbinder an die Reihe, der aber so schlecht russisch sprach, daß er es für gerathen fand, einen Dolmetscher mitzubringen.

„Warum wollen Sie den Bildschnitzer nicht bezahlen wie es ihm zukommt?" fragte derselbe Polizeimann. —

„Ich wollte ihm ja geben, was er, laut unserer Absprac
verdient hat; er aber verlangt mehr," war die Antwo
„S. zahlt aber doch so und so viel für's Dutze
warum wollen Sie dem Manne davon abzwacken?"
„Ich wollte und will ihm auch noch jetzt keinen Kope
abzwacken. Der Mann hat, als er die Arbeit übernah
so und so viel gefordert, ich habe nicht mit ihm gehand
und nun, da die Arbeit fertig ist, verwirft er den v
ihm selbst festgesetzten Preis, um ihn zu steiger
Das sei doch höchst unrecht! ließ der Buchbinder du
seinen Dolmetscher erklären. — „Sind Sie Kaufmann
fragte der Polizeimann. — „Nein!" — „Wie könn
Sie dann Handelsgeschäfte machen und über 20 Proc
von einer Sache nehmen, die gar nicht in Ihr F
schlägt? Ohne Einwendung! Sie sind nach Paragra
so und so der gesetzlichen Strafe verfallen!" — D
Dolmetscher, ein Winkeladvokat, machte dem Buchbind
nun begreiflich, was er in der kitzlichen Lage zu thun hab
St. aber war ein Filz, er rückte nur mit einig
Goldstücken heraus und glaubte so wohlfeilen Kaufe
davon zu kommen. Die Polizei nahm jedoch das Ge
an. Darauf entfernte er sich mit seinem Dollmetsche

Jetzt wurde der Bildschnitzer vorgenommen. E
ist ein Deutscher von Geburt, ist Fabrikant und ei
reicher Mann dazu. St. ist zwar Handwerker, aber i
Sächsischer Unterthan, das ist doch noch Etwas. Abe
der Bildschnitzer ist ein armer Teufel und russischer
Bürger dazu! „Wie unterstehst du dich, für deine

Arbeit mehr zu verlangen, als du bei Annahme derselben abgemacht hast?" schnarrte ihn der Polizeimann an. „Aber das ist noch nicht Alles! Du unterfängst dich auch noch, das eine Modell, das Herr G. für eine bedeutende Summe aus Paris kommen ließ und das er so nothwendig braucht, zurück zu halten! Wie kommst du auf solche Streiche? Tü podlez, maschenik!" (Du bist ein Niederträchtiger, ein Spitzbube!) Der arme Teufel verstummte.

„Fort in den Sack mit ihm!" (In den engsten und dunkelsten Winkel, der sich in jedem Polizeigebäude befindet, Haft auf kurze Zeit.) „Wole Wasch!" (Sie haben den Willen, ich habe keinen) sagte der arme Teufel, und mußte in den Sack spazieren. Auf diese Art war der Prozeß geschlichtet — aber der Buchbinder hatte noch die Kosten zu zahlen. Wäre er gleich anfangs so freigebig wie G. gewesen, er wäre billiger davon gekommen. Wir bemerken hier ein für allemal, daß bei einem solchen Handel in Rußland das Theuerste immer das Wohlfeilste ist. — Sobald der Polizeiinspector grade nichts Wichtiges zu thun oder wenn er Langeweile hatte, sagte er zu einem seiner Untergebenen: „Posawie perepljédtschika!" (rufe den Buchbinder hieher) St. mußte nun seine Arbeit bei Seite lassen und dem Gebote folgen. Auf der Polizei erschienen, fing der alte Tanz wieder an, den er abermals mit einigen Goldstücken bezahlte. So wurde er, Gott weiß wie vielmal gerufen, was ihm jedesmal ein paar

Goldstücke kostete, bis die Polizei endlich fühlte, daß die Saiten nicht höher gespannt werden konnten, und damit schloß der Handel.

Ein reicher Kaufmann in St. Petersburg betrieb den Schleichhandel und sonstige Gesetzwidrigkeiten, ging dabei aber so pfiffig zu Werke und wurde dermaßen vom Glücke begünstigt, daß die Polizei ihm lange Zeit nichts anhaben konnte, obgleich sie von Vielem, was er trieb, in Kenntniß gesetzt war. Nun forschte, lauerte und beschlich sie so lange seine Wege, bis es ihr gelang, ihn mit einigem Grunde anklagen zu können. Da man wußte, daß er Viel aufzubieten hatte, wurden seine Handlungen nicht der höhern Instanz mitgetheilt. Die Polizei ließ ihn vorladen, beschuldigte ihn und gab ihm zu verstehen, daß er mit ein paar hundert Rubel Silber davon kommen könnte; — sie ging aber auch so pfiffig dabei zu Werke, daß er sich selbst täuschte und annahm, es lägen keine Beweise für seine Schlechtigkeiten vor. Er erklärte also gerade heraus, daß sie nicht einen Kopeken von ihm erhalten würde, und zog ab. Von nun an beschlossen die Polizeimänner, bei weitem mehr Nutzen als ein paar hundert Rubel Silber aus der Sache zu ziehen. Durch ihr ununterbrochenes Forschen und Spüren förderten sie immer mehr Beweise für die Betrügereien des Kaufmannes zu Tage, dem es nachgerade doch klar wurde, daß er sich nur noch auf dem Wege der Bestechung retten könnte. Er bot nun der Polizei mehrere tausend Rubel Silber an; diese aber sagte

leise: „malo!“ (es sei zu wenig). Die Sache wurde immer gefährlicher, und bald bot er 40,000 Rubel B.-A. an; die Polizei aber sagte, es sei zu wenig. Ob er noch zulegte, und ob er sich auf diese Art aus dem fatalen Handel zog, haben wir nicht erfahren; aber es ist beides anzunehmen.

Es ist in der That merkwürdig, wie der von Natur gute Russe, gänzlich ausartet und ein arger Schelm wird, sobald er aus seiner ländlichen Einfalt tritt und in irgend einer Stadt Schacherer, Krämer, Handwerker oder gar Beamter wird. Kann er gerade nicht betrügen, so wird er unverschämt in seinen Forderungen und unausstehlich in seinen Betteleien, um nur seine Habsucht zu befriedigen. Auf diese Art ist auch das allgemein bekannte: „Na wodku!“ (Geld zu Schnaps, ein Trinkgeld) entstanden. Wen ekelte die unausstehliche Bettelei der Iswoschtschiken (Fiaker) in den beiden Residenzstädten nicht an oder wer schimpfte sie nicht aus, im Fall er so viel russisch verstand? — Es ist wahr, diese armen Menschen sind sehr beklagenswerth, es sind lauter Leibeigene, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, und die Concurrenz ist so groß, daß Einer manchen Tag kaum einen Silberrubel verdient. Für einen solchen Preis kutschirt er den ganzen Tag auf dem schlechten Straßenpflaster umher, denn die Wenigsten, d. h. jene, welche ein schönes Fuhrwerk haben, stehen da und warten, bis Jemand kommt und aufsteigt;* die Meisten

* Aufsteigen ist gesagt, weil die russischen Droschken regelmäßig kein Dach haben.

fahren im Schritt in der großen Stadt umher, ihre Augen sind rechts und links auf die Fußgänger gerichtet, und aus ihrem Munde geht das fast ununterbrochene: „Dawäts? dawäts?“ (soll ich geben? wollen Sie fahren?) Für diesen Silberrubel muß er sich und sein armes Pferd, das, da es den ganzen Tag in den Stangen ist, reichlich Hafer verlangt, ernähren. Nun hat er auch noch die Steuer, welche die Obrigkeit jedem Fiaker auferlegt, zu entrichten. Das wäre jedoch noch leicht zu bestreiten, wenn er keinen Obrok seinem Leibherrn zu bezahlen hätte, der, je nachdem sein Herr edel ist, kleiner oder größer ist. In der Regel beträgt er die Summe zwischen 40 und 60 Rubel B.-A. jährlich. (Nach dem neuen Coursſystem 12 — 20 Rubel Silber.) Wenn nun aber seine Droschke bricht, die er als ein altes abgenutztes Fuhrwerk gekauft hat, oder wenn ihm sein Pferd krank wird oder gar fällt, was oft geschieht, indem es in der Regel ein alter Klepper ist, der schon beim Militair oder sonst wo lange ausgedient hat, wie dann? Der Leibherr will von nichts wissen, er verlangt seinen Obrok, und da mag seine „arme Seele,“ der Leibeigene, das Geld auftreiben wo er will. Einmal fuhr mich ein solcher armer Teufel, er sah so betrübt aus, daß ich nicht umhin konnte ihn zu fragen, was ihm fehle. „Ach Herr!“ sagte er, „ich hatte ein Pferd, das mir drei Wochen lang krank stand, ich that alles, es zu pflegen und zu heilen; gestern aber fiel es mir. Seit drei Wochen habe ich nichts verdient, ja, habe das bischen Geld,

das ich mir erspart hatte, zugesetzt. Nun soll ich meinen Obrok zahlen, aber ich weiß und weiß nicht, wo ich das Geld hernehmen soll." „Aber was wirst Du anfangen," fragte ich ihn, „wenn Du kein Geld auftreibst?" „Ich werde auf der Polizei durchgeprügelt, und im schlimmern Falle werde ich zurück in unser Dorf geschickt, wo ein Verwalter regiert, der gerade kein mitleidiger Mensch ist, und da würde ich es dann recht schlecht haben. Läßt mich mein Herr durch die Polizei bestrafen, so komme ich am besten davon, denn sie wird sich vorher nach meiner Aufführung erkundigen, und da sie nur Gutes von mir erfahren kann, indem ich kein Säufer noch sonst ein liederlicher Mensch bin und mir das Pferd ohne meine Schuld gefallen ist, so wird sie mich nur gelinde bestrafen. Freilich muß ich ihr bestimmen, wann ich den Obrok entrichten werde. Dieses Pferd da", fügte er hinzu, „gehört mir nicht, ich habe es geliehen, es kostet mich einen halben Silberrubel täglich, und dabei muß ich es auf meine Kosten füttern. Ich muß wenigstens zwei Rubel Silber täglich verdienen, wenn ich auf diese Art bestehen soll." — So der arme Fiaker. Tausend ähnliche Fälle könnte man täglich erfahren, wenn man sich die Mühe machte, sich darnach umzusehen. Bedenkt man dies, so kann man sich nicht wundern, daß der gemeine Russe in vieler Beziehung unausstehlich ist, daß er stiehlt und mehr thut.

Man weiß in St. Petersburg und Moskau allerlei Geschichten von den Fiakern zu erzählen, wie sie in

öden Straßen und Orten ihre Fahrgäste geplündert, ja sogar ermordet haben. Die strengen Maßregeln, welche die Polizei in neuerer Zeit mit diesen Fiakern vornahm, und der Umstand, daß die Damen um keinen Preis Abends durch öde Straßen und entlegene Theile der Stadt fahren wollen, beweis't wohl, daß etwas Wahres an diesen Geschichten ist. Ich wohnte einen Sommer auf Katharinenhof (einer schönen Gegend ganz nahe bei der Stadt St. Petersburg). Eines Abends besuchte ich das sogenannte „steinerne Theater" und als ich nach Beendigung des Stückes nach Katharinenhof zurückfuhr, riß mir der Fiaker, in dem Augenblicke, als ich meine Börse öffnete, um ihn zu bezahlen, die Uhr von der Brust weg und jagte davon. Ich wäre ihm nachgesetzt, hätte ich in der Nähe nicht noch einige Kerle wahrgenommen.

In Rußland giebt es noch keinen Tarif für die Miethdroschken, daher muß man, ehe man sich aufsetzt, den Fiaker fragen, wie viel er für die Stunde oder die Fahrt haben will, sonst entstehen nachher die abscheulichsten Streitigkeiten, und der Kerl weicht nicht eher von Einem, bis man ihm gegeben, was er haben will. Beim Angeben des Preises ist er unverschämter als der Jude, aber er läßt recht gut mit sich handeln; doch nach vollbrachter Fahrt unterläßt er es selten, nebenbei „na wodku" zu fordern. Es giebt wohl noch großmüthige Leute genug, die es unter ihrer Würde halten, mit einem solchen armen Teufel zu handeln, sie setzen

ſich auf und zahlen ihm nach vollbrachter Fahrt zwei und dreimal ſo viel, als ſie nöthig hätten, wenn ſie ſich vorhin mit ihm in Unterhandlung eingelaſſen hätten; aber auch in dieſem Fall kommt er doch mit ſeinem „na wodku!“ heraus. Bei dieſer Claſſe von Menſchen ſollte man ſich über ſolche Betteleien nicht ärgern. Wenn uns aber Handwerksleute oder gar Beamte mit dergleichen beläſtigen, ſo iſt das in der That unausſtehlich! Die Beamten der unterſten Claſſe betteln faſt alle, wenn ſie Einem einen Dienſt leiſten, wofür ſie doch vom Staate beſoldet werden. Ihnen iſt aber der allgemeine Ausdruck: „na wodku“, zu trivial, und ſie ſagen: „na tſchái, na tabakú!“ (Thee-, Tabacksgeld). Die Beamten höhern Grades machen das Ding anders, wie wir bei dem Möbelfabrikanten und dem Buchbinder geſehen haben, und wie wir das noch öfter in unſern Erzählungen ſehen werden.

In St. Petersburg hörte ich in einigen franzöſiſchen Geſellſchaften folgende Anekdote erzählen, und einige Finnländer haben mir verſichert, die Geſchichte ſei wirklich Wahrheit. Ein ſchwediſcher Geſandte am kaiſerlichen Hofe, ein Vertrauter des ſeligen Großfürſten Conſtantin, aber gerade kein Freund der Ruſſen, äußerte einmal in einer Stunde, wo der Champagner ihm den Kopf erhitzt hatte, allzu offenherzig gegen ſeinen fürſtlichen Freund, daß der Ruſſe der unausſtehlichſte und undankbarſte Menſch von der Welt ſei. Der Großfürſt, ebenfalls von Champagner ein

wenig erhitzt, nahm dieses übel auf und wurde darüber dermaßen entrüstet, daß er sagte, es sei niederträchtig, so Etwas, zumal gegen ihn, auszusprechen. „Ich gebe Dir eine Stunde Zeit," fügte er hinzu, und lieferst Du mir dann keine Beweise, so soll Dir diese Niederträchtigkeit theuer zu stehen kommen; denn ich verlange eine schreckliche Genugthuung!" — Dem Schweden wurde es unheimlich zu Muthe, als er von seinem Freunde solch eine Sprache hörte. Launisch und heftig, wie ihn gerade seine Grillen anwandelten, war Constantin zu manchen Handlungen fähig. Es giebt Gegenden in Deutschland, wo man noch heutzutage von ihm spricht und erzählt, wie er die Pferde todtjagen ließ und den Postillons drohete, sie zu erschießen, wenn sie nicht so schnell fahren würden, als er es befehle — und noch Schlimmeres, sagt man, habe er vollbracht. Der schwedische Minister wollte seinen unabgewogenen Ausspruch in Scherz umkehren; aber seine Geistesgegenwart und Beredsamkeit scheiterte an dem Unmuth, in den der Großfürst gerathen war. Dieser blieb unerbittlich bei seiner Drohung und verlangte in Zeit von einer Stunde deutliche Beweise, daß der Russe der unausstehlichste und undankbarste Mensch von der Welt sei. Und um den Schweden desto mehr in Angst zu versetzen, erzählte er ihm kurz die Geschichte vom Zaaren Iwan Wasiljewitsch und dem deutschen Arzte. Dieser Zaar, der noch heutzutage vom russischen Volke „der Grausame" genannt wird, hatte einen Sohn, der

auf den Tod krank lag. Die geschicktesten Aerzte waren in einem Concilium alle einstimmig, daß dem Prinzen nicht mehr zu helfen sei. Ein berühmter deutscher Arzt, der davon hörte, der aber in einer andern Stadt wohnte, eilte herbei und bat um die Gnade, den Kranken untersuchen zu dürfen, die der Zaar ihm bewilligte. „Nun, hast Du Hoffnung, Se zaarische Hoheit, den Großfürsten, wieder gesund zu machen"? fragte er den Arzt, als dieser mit seiner Untersuchung fertig war. „Zaarische Majestät!" antwortete der Doctor, „der Mensch hegt Hoffnung, so lange er lebt. Ich habe schon manchen Kranken geheilt, der nach menschlichen Ansichten nicht mehr zu heilen war. Ich will alles thun, was in meinen Kräften steht, Se zaarische Hoheit, den allgeliebten Großfürsten, am Leben zu erhalten." — „Gut, aber ich verlange Deinen Kopf, wenn Du Deine Meinung nicht zur Wahrheit machst," erwiederte der Zaar. Dem Arzt blieb keine andere Wahl. Er nahm den Kranken in Behandlung; aber er starb ihm unter seinen Händen. Der arme Doctor mußte auch schon am andern Tage seinen Kopf auf's Schafot tragen. So lautet die Geschichte. Nachdem der Großfürst Constantin sie dem schwedischen Minister mit mehr oder weniger Worten erzählt hatte, fügte er hinzu: „Derselbe große Zaar Iwan Wasiljewitsch ließ einmal einem französischen Gesandten den Hut auf den Kopf nageln, weil der Franzose sich unterfing, den Hut in Gegenwart Sr. Majestät aufzubehalten. Und Du unterstehst Dich, die ganze russische

Nation in meiner Gegenwart zu erniedrigen? Ist die Frist verstrichen, so fordere ich Beweise für Deine Behauptung oder eine vollständige Genugthuung." — Man glaubte allgemein, daß der Großfürst seinen Scherz mit dem Schweden trieb; allein er that, als sei das Aeußerste von ihm zu erwarten gewesen. Dem Minister wurde es immer unheimlicher zu Muthe, und er war gar bald von seinem Champagnerrausch nüchtern geworden. Unter Zagen und Pochen sann er nach, wie der Abt von St. Gallen, und noch ehe die Stunde verstrich, war er, wie Hans Benedix, auf einen glücklichen Gedanken gerathen. „Gnädigster Großfürst!" sagte endlich der Schwede, „Ew. Kaiserliche Hoheit befehlen mir, den Beweis für meinen Ausspruch, der gewiß nicht ernst gemeint war, zu liefern, ich will es thun; aber zu diesem Zwecke ist es nothwendig, daß Höchstdieselben sich in dero Reisemantel einhüllen, und daß Sie auch kein Wort sprechen, damit Ew. Kaiserliche Hoheit nicht erkannt werden." Der Großfürst war neugierig zu sehen, wie der Schwede das Ding wohl anfangen würde. Er lächelte wieder und versprach dem Minister dies Alles zu gewähren. Die beiden Herren hüllten sich bis über die Ohren in ihre Reisemäntel und begaben sich auf die Straße in St. Petersburg. Sie sahen aus wie ein paar Offiziere aus der Provinz. Der erste Fiaker, der hier in der Nähe war, kam mit seinem Fahrzeug sogleich herbeigejagt und fragte: „dawäts?" — „Na tschas!" (wie viel

auf die Stunde?) sagte der Minister. „Sininkó!“ (einen blauen Zettel, 5 Rubel B.-A., mehr als das doppelte des gewöhnlichen Preises) sagte der Fiaker. „Gut, das sollst Du haben! aber Du mußt schnell fahren!“ antwortete der Minister, nahm seine Uhr aus der Tasche und zeigte sie dem Fiaker, es war halb fünf.

Die beiden Offiziere setzten sich auf, und der glückliche Miehkutscher trieb sein Pferd an; aber das Ziel der Fahrt ward ihm nicht angegeben; er horchte nur auf die Worte des Ministers, der rechts und links in die Straßen einlenken ließ. Als sie auf diese Weise eine halbe Stunde herumgefahren waren, ließ der Gesandte plötzlich anhalten. „Du hast eine halbe Stunde gefahren,“ sagte er, indem er ihm die Uhr wieder zeigte, „da du aber so gut fuhrst, wie ich es wünschte, so sollst Du nicht bloß fünf, sondern fünfundzwanzig Rubel haben.“ Damit öffnete er seine Brieftasche und gab ihm einen weißen Zettel (fünf und zwanzig Rubel B.-A.) „A na wodkú, Barin!“ (aber ein Trinkgeld, Herr) sagte der naive Russe in schmeichelndem Tone. Der Großfürst verstand sogleich die ganze Bedeutung dieser Freigebigkeit des Ministers, und das Verhalten des Fiakers dagegen war der stärkste Beweis. — Er gab einem in der Nähe stehenden Polizeioffizier einen Wink, der sogleich herbei kam und den Fiaker so derb ohrfeigte, daß ihm Hören und Sehen verging. Darauf ließ er ihn durch einen

Budotschnik (Polizeisoldaten) fortschleppen. Dem armen Teufel kamen die fünfundzwanzig Rubel, die er sich leicht verdient hatte, theuer zu stehen; er soll auf der Polizei eine unmäßige Tracht Prügel erhalten haben. — Der schwedische Gesandte aber verließ bald darauf St. Petersburg.

Haupturſache des ruſſiſchen Beſtechungsſyſtems.

Ganz Rußland iſt in 54 Gouvernements eingetheilt. An der Spitze eines jeden ſteht der Civil-Gouverneur, der mit der Regierung ſeines Bezirks ſeinen Sitz in der Gouvernementsſtadt hat. In einigen Gegenden des ruſſiſchen Reiches haben die Civil-Gouverneure einen Vorgeſetzten, den General-Gouverneur, durch deſſen Kanzlei ihre Berichte in's Miniſterium nach St. Petersburg gelangen. Unter dem Befehle eines General-Gouverneurs ſtehen drei Civil-Gouverneure, die ihm zu berichten haben. Ihm iſt geſtattet ſich eine der drei Hauptſtädte ſeines Verwaltungsbezirkes zum Wohnſitze zu wählen.

Die meiſten der ruſſiſchen Gouvenements haben einen Flächeninhalt, der viel größer iſt, als der eines deutſchen Königreiches — wir werden weiter unten etwas Genaueres hierüber ſagen — aber die Einwohnerzahl iſt in Betracht dieſes großen Flächenraumes überaus klein. Wir wollen hier den Leſer mit den Hauptämtern einer Gouvernementsſtadt bekannt machen, ſoweit dieſes zur Verdeutlichung unſerer Erzählung nothwendig iſt. Der

Civil-Gouverneur ist Chef seines Gouvernements. Ist er krank oder abwesend, so vertritt seine Stelle der Vice-Gouverneur, sein eigentlicher Gehilfe. Diesem sind die Regierungsräthe, Assessoren u. s. w. zunächst untergeordnet. In jeder Gouvernementsstadt befindet sich eine Finanzkammer (Kasonüje Palata) mit einem Präsidenten an der Spitze, dem, wie dem Vice-Gouverneur, eine Anzahl Räthe, Assessoren u. s. w. untergeordnet sind. In diese Palata fließen alle Staatseinkünfte des Gouvernements, und alle Ausgaben für dasselbe werden daraus bestritten. Ferner befindet sich hier ein Criminalhof mit einem Präsidenten u. s. w. Ferner ein Erzbischof mit seinem Kloster und Seminarium, in welchen die russischen Geistlichen gebildet werden, da auf den russischen Universitäten mit Ausnahme Dorpat's (für Protestanten) keine Theologie gelehrt wird. Ferner eine Medizinalbehörde mit einem Inspector an der Spitze, dem zwei Räthe, der eine ist Chirurge, der andere Geburtshelfer (auf russisch genannt: Operator und Accoucheur) beigegeben sind. Man nennt diese Behörde die medicinische Polizei. Ferner befindet sich hier ein Gensdarmen-Oberst mit seinem Adjutanten und einer kleinen Schwadron Reiter, die zur Bedienung des Gouverneurs und zu andern Zwecken bestimmt ist. Er hat eine eigene Kanzlei. Ferner ein Gymnasium mit einem Director an der Spitze, dem alle Kreis- und Pfarrschulen des ganzen Gouvernements untergeordnet sind, und die er alle jährlich einmal zu untersuchen hat. Universitätsstädte

sind: Dorpat, St. Petersburg, Moskau, Charkow, Kasan, Kiew, und in Finnland Helsingfors. In jeder Gouvernementsstadt liegt ein Bataillon Fußvolk in Garnison. Drei derselben stehen unter dem Hauptcommando eines Generals (Generals der innern Wache). Ihm ist gestattet, eine der drei Gouvernementsstädte zu seinem Wohnsitze zu wählen. Der Polizeiminister ist Chef der öffentlichen, und der Gensdarmen-Oberst Chef der geheimen Polizei für das ganze Gouvernement. Jener steht im Range eines Stabsoffiziers und ist zunächst dem Gouverneur untergeordnet, dem er auch wenigstens zweimal täglich mündlichen Bericht erstattet. Der Gensdarmen-Oberst aber hat seinen Chef in St. Petersburg, dem er berichtet. Unter dem Commando des Gouvernementspolizeiministers stehen die Tschassnüje Pristaffs (Polizeiinspectoren), deren es so viele giebt, als die Stadt Theile (Polizeidistricte) hat. Ferner die Nadsiratels, (Polizeicommissaire) und Polizeisoldaten (Gorodowüjü und Budotschnicks). In den beiden russischen Residenzstädten sind die Chefs der öffentlichen Polizei Generale, welche Oberpolizeimeister genannt werden.

Unter allen Beamten einer Gouvernementsstadt wollen wir hier zwei derselben etwas näher betrachten, den Gensdarmen-Oberst und den Prukror (Procurator), zwei Beamte, die dem Gouverneur, obgleich sie unter ihm stehen, gar viel zu schaffen machen können, denn sie sind, jeder für sich, wahre Gegenmänner desselben. Beide

stehen auch nie oder doch nur dem bloßen Scheine nach, in freundschaftlichem Verkehr mit dem Gouvernementschef. Der Gensdarmenoberst beobachtet mittelst seiner Werkzeuge alles, was im ganzen Gouvernement vorfällt und wie sich der Gouverneur dabei benimmt, und berichtet dieses ganz im Stillen seinem Befehlshaber in St. Petersburg, dem Chef der ganzen geheimen Polizei, der General-Adjutant des Kaisers ist und sich stets in dessen unmittelbarer Nähe befindet. Der Graf Benkendorff war als solcher lange Zeit bekannt. Gegenwärtig bekleidet der Graf Orlow dieses hohe wichtige Amt. Der Prukror untersucht und prüft Alles, was in der Gouvernementsregierung geschieht, und kennt seine Wege, auf denen er seine Resultate in's Ministerium der Justiz befördert. Zugleich ist er auch Vertheidiger der Angeklagten im Criminalhofe; aber seine Gewalt ist nur ein Schatten gegen die, welche den Anwalten Rhein. Geschworengerichte eingeräumt ist. Wer auf der Polizei oder in der Regierung kein Recht zu finden glaubt, der geht zum Prukror oder zum Gensdarmen-Oberst, der ihm dann mit Rath beisteht. Das Bestechungssystem aller russischen Beamten hat zu tiefe Wurzel gefaßt, als das es selbst Kaiser Nikolai mit seiner rastlosen Thätigkeit, mit seinem eisernen Willen und mit seiner furchtbaren Strenge zu vertilgen im Stande wäre. Dieser Monarch mit seinem großen Regentengeiste hat in seinem Reiche für Ordnung in dem Staatssystem mehr gethan, als alle Nachfolger Peters des Großen zusammengenommen. Er hat sich der Riesen-

rbeit unterworfen und sie mit eigener Hand vollbracht, ämlich die Dienstliste aller russischen Beamten zu revidiren. Dabei fand er denn eine große Anzahl von Subjecten, ie im Dienste des Staats nichts thaten, als daß sie hr Gehalt bezogen. „Wozu überall das fünfte Rad m Wagen?“ sagte der Kaiser und strich wacker in den isten herum. Wo ihm das Gehalt der Beamten zu och schien, hat er es vermindert, und wo zu klein, höhet. Unstreitig entstand das große Uebel, das den anzen Staatskörper in beständigem Siechthum erhält, größtentheils dadurch, daß die meisten Beamten so chlecht besoldet waren, und dieses hatte wiederum einen Grund größtentheils darin, daß eben so viele Subjecte dem bloßen Namen nach Beamte waren, und doch ihr Gehalt bezogen. Wie konnte ein Regierungsrath mit kaum 750 Gulden (deutscher Vereinsmünze), ein Militairofficier mit kaum 100 bis 150 Gulden jährlich leben? Und wie kann ein Generalmajor mit kaum 3000 Gulden jährlich seinem Stande genügen. Und viel weniger noch ein Civil-Gouverneur mit demselben Gehalt! Allerdings erhält dieser das Doppelte unter der Benennung: Gehalt und Tafelgeld. Aber was sind 6000 Gulden jährlich für den Chef eines ganzen Gouvernements, der täglich manche, und an Kronfeiertagen, deren es viele im Jahre giebt, eine Menge Gäste in seinem Hause zu bewirthen hat, dem alle Civilbehörden des ganzen Gouvernements, sie mögen heißen wie sie wollen, untergeordnet sind, der also wie ein kleiner Fürst in

seinem Staate leben sollte? Ich kannte einen Civ
Gouverneur, der die häusliche Oekonomie gut verst
und übte und dessen Gemahlin ihn in dieser Eigensch
noch übertraf; nur einige der höhern Beamten hatt
Zutritt zu seiner Tafel, wodurch er ein großes Aergern
unter allen Andern hervorrief, also daß sie ihn b
irgend einer Gelegenheit zu verklagen beschlossen. –
„Für was erhält er Tafelgeld?“ sagten sie. Wenn au
einige dieser Gouvernementschefs durch gute Fürspra
in St. Petersburg das Doppelte, 12000 Gulden jährlic
erhalten, so dient dies „den andern nicht zum Bei
spiel,“ wie es auf russisch heißt, und es sind ebe
nur Einzelne, die es erhalten. Auf diese Weise ist den
ein unbestechlicher Beamter, vom Höchsten bis zum Nie
drigsten, fast nur eine Ausnahme von der Regel. Se
einigen Jahren ist das Gehalt vieler Beamten erhöhe
aber bei Vielen ist es noch beim Alten geblieben. Am
wenigsten leicht ist im Allgemeinen der Gensdarmen-Ober
zu gewinnen, obwol er einen Posten bekleidet, wie ober
bemerkt, auf dem es ihm nicht an Gelegenheit fehlt,
sein Gehalt, das dem eines Generalmajors lange nicht
gleichkommt, bedeutend zu erhöhen. Aber er sowohl,
als auch der Prukror, ist keineswegs unzugänglich, denn
er hat allzuviel Material für Berichte, um nicht Einiges
gegen gute Zahlung abzulassen.

Anderer Art, aber nicht minder wichtig, ist das
Amt eines Medizinal-Inspectors. Bei den größten
Criminalverbrechen hat er die Untersuchung zu führen,

nd wenn man ihm ein Pfund chinesischen Thee bringt, o hat er zu untersuchen, wie viel Loth abgebrüheter nter dasselbe gemischt sind, und auch über andere roße Kleinigkeiten hat er sein Gutachten auszusprechen. ür sein wichtiges Amt erhält er nur ein Gehalt von aum 750 Gulden jährlich (im Fall die Gehaltserhö= ung, die man schon seit vielen Jahren erwartete, noch icht ins Leben getreten ist). Dieses Gehalt ist ver= ältnißmäßig eben so niedrig, wie seine Rangclasse. r steht in der siebenten, während das Amt eines Regierungsrathes zur sechsten gehört. Ein russischer Regierungsrath kann aber ein seichter Kopf sein, denn mit em Mechanismus seines Dienstes kann auch ein solcher ich gar bald bekannt machen: ein Medicinal=Inspector dagegen muß ein Mann von Kenntnissen sein; sein Examen ist unter allen, die der Uebernahme eines Amtes vorhergehen, unstreitig das schwerste. Aber je gebildeter ein solcher Mann ist, um so mehr wendet er auch gewöhnlich für Bücher u. s. w. auf, oder er sucht auch etwas darin, ein Haus zu machen, wie man es bei einem solchen Stande zu thun pflegt, und das kostet leicht 4000 Gulden jährlich. Wie aber ist dieses Gehalt auf diese Summe zu erhöhen? Sehr einfach: der Herr Medizinal=Inspector macht sich die Eigen= thümer der Privatapotheken, die Fleischer, Weinhändler, Brantweinspächter u. s. w. zinsbar. Kraft seines Amtes hat er das Recht, alle Apotheken, so oft im Jahre, als es ihn gut dünkt, untersuchen zu lassen. Eine ähnliche

Controlle übt er über die Fleischer; er darf das verdorbene Salz- und anderes Fleisch tonnenweise in den nächsten Fluß schütten lassen, und er thut es unfehlbar, wenn der Fleischer ihm den Tribut versagt. Was die Weinhändler betrifft, so handeln diese in manchen Gouvernements stark mit russischen Weinen und pflegen dieselben mit allerlei schädlichen Stoffen zu versüßen. Wollen diese Sudelköche nicht in steter Angst und Sorge sein, daß der medizinische Revisor kommt und ihr Gebräu faßweis in den Sand rinnen läßt, so müssen sie ihm zinsbar werden. Auch Mehl, Kartoffeln und hundert andere Dinge untersucht solch ein Inspector und zwar mit großem Fleiße, denn er findet seinen Vortheil dabei. Seine Haupternte aber ist die Zeit, wo die Rekruten angenommen werden, zumal wenn der Gouverneur ein Auge dabei zudrückt. Die Gutsherren haben aus ihren Leibeigenen eine verhältnißmäßige Anzahl von Rekruten zu stellen. Diese Herren suchen nun ihre, nach dem Gesetze untauglichen Bauern anzubringen, weshalb sie die Hauptpersonen, die bei dem Acte der Rekrutenannahme fungiren, und unter denen der Inspector die größte Rolle spielt, bestechen. Daraus wird es wol auch begreiflich, warum so viele junge Soldaten im russischen Heere dahin welken und sterben. Der russische Soldat ist den größten Strapatzen unterworfen, wie kann er sie ertragen, wenn er nicht gesund und stark von Natur ist? So viel Medizinal-Inspectoren und Kreisärzte auch jährlich in Untersuchung gerathen und den Hals brechen, so nehmen

ihre Nachfolger sich in der Regel doch kein Beispiel daran, sie nehmen vielmehr ihren Tribut, wo er zu nehmen ist: von den Lebendigen — und sogar von den Todten, wovon weiter unten nochmals die Rede sein wird. In den Seen und Teichen einiger Gegenden Kleinrußlands sind die Blutegel zahllos, wie der Sand am Meere, und werden zum Theil von Leuten gesucht, die eigens zu diesem Zweck aus der Ferne des Auslandes nach Rußland kommen. Auch diese Egelhändler wollte sich ein Inspector der nächsten Gouvernementsstadt zinsbar machen, obgleich seine Vorfahren an diesen Eigennutz nie gedacht hatten. Da die Egelschöpfer nichts davon wissen wollten, fühlte er sich verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß, wenn man, wie bisher, das Einsammeln der Egel ohne Abgabe gestattete, man nicht nur die Staatseinkünfte beeinträchtige, sondern auch mit der Zeit dem Lande einen Mangel an diesem Producte bereiten werde. Ein Inspector aber kann in keinem Fall ohne die Zustimmung seiner beiden Räthe Etwas beschließen. Als er ihnen nun diese Sache vorstellte und ihre Einwilligung verlangte, aufdaß er seinen Bericht an den Generalstabsdoctor nach St. Petersburg senden könnte, erklärten sie, daß dies Product in zu großem Maße vorhanden sei, als daß eine Ausfuhr von einigen hundert Zentnern jährlich, dem Lande Nachtheil bringen könnte, und so willigten sie nicht ein. Doch glaube ich, dieser Inspector brachte es dahin, daß die Egelhändler jetzt eine Abgabe entrichten müssen. Er

war ein echter 'Wsjätoschnik, und so sehr ihn auch das Glück lange Zeit begünstigte, so mußte er doch am Ende den Hals brechen, denn ein neuer strenger Gouverneur hatte ihn auf allen seinen Wegen belauscht.

Würden die russischen Beamten bei ihren oft gewaltthätigen Handlungen das Interesse des Staats vor Augen haben, so wäre das doch noch etwas. Das thun sie aber nicht; im Gegentheil, sie bestehlen und betrügen die Krone so viel und oft sie können. Wenn der russische Staat nicht so ungeheure Einkünfte hätte, welche ihm die Bergwerke Sibiriens, die Goldwäschereien, die Brantweinspacht, die große Kopfsteuer, das Recht und Muß, Kaufmann zu werden, u. dgl. m. einbringen, so hätte schon längst ein Staatsbankerott erfolgen müssen. Welche ungeheuren Summen büßt die russische Krone durch die sogenannten Podräds ein! Werden z. B. Kirchen, Paläste, Straßen, Brücken u. dgl. m. auf Kosten des Staates erbauet, so drängen sich die Podrädtschiks (Liferanten) herbei, um die Lieferungen der verschiedenen Baumaterialien zu erhalten. Der Eine übernimmt es, das Holz zu liefern, der Andere das Eisen, der Dritte die Steine, der Vierte dieses, der Fünfte jenes u. s. w. Allerdings werden, wie in einer öffentlichen Versteigerung, die Lieferungen denjenigen übertragen, die am billigsten in ihren Forderungen sind. Allein gerade hier tritt die Betrügerei der höhern Beamten am meisten zu Tage, wenn man sie nur sehen wollte. Es wird kein Podrädtschik

seinen Zweck erreichen, wenn er nicht vorher die Beamten, welche bei dem Kron-Bauwesen eine Rolle spielen, bestochen hat. Die Podrädtschiks tragen kein Bedenken, 10000, 20000, 50000, 100000 und mehr Bestechungsgeld anzuwenden, um etwa Kalk, Eisen, Steine u. dgl. m. zu einem großen Baue liefern zu dürfen. Wer die an einem Baue bethätigten Beamten nicht besticht, dem wird es nicht gelingen, sich an irgend einer Lieferung zu betheiligen, und wäre er auch vor allen Andern der Geschickteste dazu, man stößt ihn unter irgend einem Vorwande zurück. Hat aber Einer ein Podräd (eine Lieferung) übernommen, so verlangt die Krone auch eine verhältnißmäßige Caution mit welcher sie sich bezahlt macht, im Fall der Lieferant kein gutes Material oder wenn er es nicht zu dem bestimmten Termine lieferte. Da die Krone Keinem, der diese Caution nicht leisten kann, ein Podräd übergiebt, so geht sie auf der einen Seite zwar sicherer, aber auf der andern Seite steht sie eben dadurch in großem Nachtheil. Die Caution beträgt manchmal Millionen von Rubeln, wie sie z. B. die Brantweinspächter und die Lieferanten beim Baue der kolossalen Isaakskirche leisten mußten. Die Podrädtschiks aber können nur selten aus eigenen Mitteln ein solches Unterpfand stellen, sie müssen also diese Summe leihen, und zahlen 5 bis 10 und mehr Procent. Aber wer anders als die Krone zahlt diese Procente? Wir werden das weiter unten ganz deutlich sehen. Will der Lieferant in den verschiedenen

Terminen, wie er es mit der Krone contractmäßig abgemacht, Geld haben, so muß er wieder bestechen, sonst macht der Zahlmeister sammt seinen Schreibern allerlei Winkelzüge und verschiebt die Zahlung von einem Tage zum andern. Dasselbe ist der Fall, wenn der Bau vollendet ist, und der Lieferant ganz ausbezahlt werden soll. Auf diese Art muß Einer, ehe er ein Podräd übernimmt, Bestechungsgeld anwenden, er muß das während seiner Lieferungen und nach denselben; er muß die hohen Procente für den Cautionsfond zahlen, und trotz dem wird er in der Regel ein reicher Mann dabei. Der Kaiser läßt bekanntlich so viele riesenmäßige Bauten mancher Art ausführen, und alle werden nach diesem System zu Stande gebracht. Daß die Krone ganz ungeheure Summen dabei verliert, liegt klar am Tage. Ich kannte einen Podrädtschik, der den ganzen Bau einer Brücke über einen schmalen Canal übernahm. Man sagt, er habe 100,000 Rubel B.-A. geopfert, daß ihm der Bau übertragen wurde. Er beschäftigte eine Menge Arbeiter dabei. Nach einem Jahre stand die Brücke vollendet da, und er hatte 800,000 Rubel B.-A. reinen Gewinn. Je mehr einer spendirt, desto höher kann er auch bei der Uebernehmung eines Podräds seine Forderungen stellen, und desto eher werden sie ihm gewährt. „Wer gut schmeert, der gut fährt.“ Aber nicht allein die Beamten hohen, sondern auch die niedern Grades, ja sogar die allerniedrigsten Creaturen im Dienste des Staates wollen bestochen sein. Die Lehrer,

camten und Diener der russischen Schulen werden
m Staate besoldet (Privatpensionen gehören nicht
her). Die verabschiedeten Unteroffiziere, wenn sie sich
t aufgeführt haben, nimmt man in der Regel zu
ienern in den verschiedenen Behörden. In jedem der Gym-
asien hat man deren vier bis sechs; sie fegen die
lassen aus, heizen die Oefen und verrichten dergleichen
rbeit mehr. Sie theilen auch die Prügel aus. In
len russischen Schulen, mit Ausnahme der Universitäten,
das Ruthensystem eingeführt, und Kinder aus dem
testen Adel werden hier nicht selten weidlich durchge-
ritscht. Wenn sich ein Schüler schlecht aufgeführt,
der wenn einer Beweise giebt, daß er aus Faulheit
ine Aufgaben nicht gelernt, so bestimmt der Director
der Inspector der Schule die Anzahl Ruthen, steht
abei, commandirt und der dujourirende Unteroffizier
aut darauf los, tactmäßig und wacker wie ein un-
arischer Husar. Wenn ein Schüler sich ganz besonders
chlecht aufgeführt hat, läßt der Strafexecutheiler manchmal
gar zwei Unteroffiziere vortreten, und dann findet ein
wahres Dreschen wie in einer Scheune Statt. Auch
hier macht sich das Bestechungssystem geltend. Die
Ruthenschwinger sind musterhaft eingeübt und können,
nach der Versicherung Vieler, die es erfahren haben,
mit fünf Streichen eben so wehe thun, als mit fünf
und zwanzig, ohne daß der Schulchef, der bei dieser
nobeln Züchtigung gegenwärtig sein muß, es merken
kann, und das setzt gewiß eine große Gewandtheit

dieſer Kerle voraus. Auf dieſe Art haben ſich die Unteroffiziere alle Faullenzer und ſolche, die man öfter zu beſtrafen pflegt, zinsbar gemacht. Und wehe den Züchtlingen, wenn ſie den Tribut nicht pünktlich entrichten. Ich war mit einem Edelmanne bekannt, deſſen Sohn das Gymnaſium beſuchte, und dem er ſtrenge anbefohlen hatte, Rechnung über die kleinen Ausgaben ſeines Taſchengeldes zu führen. Der Knabe hatte daher ein kleines Buch, in das er jeden Kopeken, den er ausgegeben, aufzeichnete. Einmal kam der Vater mit dieſem Büchelchen zu mir, hielt es mir vor, indem er mit dem Finger auf eine Stelle zeigte, wo es lautete: „Für Pawl und Iwan einen halben Rubel Silber.“ Können Sie wohl errathen, was das für eine Ausgabe iſt? fragte mich der Edelmann. Es iſt vielleicht ein Trinkgeld für zwei Diener, ſagte ich. Pawl und Iwan aber waren zwei von den Unteroffizieren. Der Knabe hatte wenig Talente und war dabei überaus faul im Lernen, weshalb er denn oft gepeitſcht wurde. Und ſo hatte er mit den beiden Kerlen abgemacht, daß ſie gelinde ſchlagen ſollten, wofür er ihnen ein halben Rubel Silber monatlich entrichtete. Der Knabe verſicherte, daß er noch zehn andere Schüler kenne, die auch ſo viel monatlich zahlten. In den Inſtituts für adelige Fräulein, wo die Mägde Ruthen austheilen müſſen, machen dieſe ſich auch die unartigen und trägen Fräulein zinsbar, wovon ich oft erzählen hörte.

Eines Tages sah ich einen Kerl in einen Kabak gehen, und da es mir Vergnügen machte, zu sehen, wie der gemeine Russe den Schnaps zu trinken versteht, so schaute ich hinein. Mich wunderte, daß dieser Kerl kein Geld auf den Tisch legte, und daß ihm der Wirth dessenungeachtet einschenkte. Der seltene Gast nahm das volle Glas und stürzte die scharfe Flüssigkeit wie Wasser in die Gurgel, darauf schritt er, ohne seinen Schnaps bezahlt zu haben, zur Thüre hinaus und warf das Glas auf die Straße, daß es in hundert Scherben zerfiel. Der Wirth aber stand hinter seinem Kessel, bekreuzte sich dreimal und sagte: „Hosspodi pomiloi!“ (Herr Gott, erbarme dich.) „Was soll das bedeuten?“ fragte ich den Wirth in den Kabak tretend. „Das war der Palatsch“ (der Knutmeister), sagte er, bekreuzte sich abermals und stieß auch jene frommen Seufzer wieder aus. „Aber warum hat er den Brantwein nicht bezahlt?“ fragte ich weiter, „und warum warf er das Glas in Scherben?“ — „Dem Knutmeister schenkt man unentgeltlich ein, aber aus dem Glase, dessen er sich bediente, darf kein Anderer trinken. Hosspodi pomiloi!“ sagte der Wirth.

Wenn ein Knutmeister stirbt, oder für sein furchtbares Amt untauglich wird, so wird sein Nachfolger aus einem der Verbrecher erwählt, der selber zu Knutenhieben verurtheilt war, wobei ihm dann aber die Strafe erlassen wird. Der Scharfrichter in Rußland ist demnach ein überführter Mörder oder Straßenräuber, denn nur

Mörder und ſchwere Criminal-Verbrecher wurden mit der Knute beſtraft. Es iſt alſo ſehr irrig, wie viele Schriftſteller und einige Romanſchreiber noch in neueſter Zeit erzählten, daß die Edelleute ihre Leibeigenen auf öffentlichen Plätzen mit der Knute beſtrafen ließen. Die eigentliche Knute war nur in den Händen des peinlichen Gerichts. Seit einigen Jahren iſt ſie abgeſchafft. Es iſt bekannt, daß die Knutmeiſter im Schwingen dieſes furchtbaren Werkzeuges ſo geübt waren, daß ſie mittelſt einiger Streiche einen Menſchen töden konnten, ja es wird von ſachverſtändigen Leuten verſichert, was man denn auch aus der Erfahrung weiß, daß ſie dieſes mittelſt eines einzigen Hiebes vermochten. Nun wurden aber viele Verbrecher, beſonders unter der Frauenregierung, zu hundert und mehr Hieben verurtheilt. Hatte Einer die Gelegenheit, an Mittel fehlte es ſolchen Unglücklichen niemals, indem das ruſſiſche Volk ſie auf dem Wege zur Execution mit Spenden überhäuft, den Knutmeiſter zu beſtechen, ſo ſchlug dieſer viel gelinder. Die Knute beſtand aus einem einzigen, drei bis vier Ellen langen und einige Finger dicken Riemen, der verjüngt ſo zulief, daß das Ende nur einen halben Zoll dick und dreieckig war; dieſes Ende wurde einige Zeit vor der Execution in warmer Milch erweicht und wieder getrocknet. Der Stiel war kaum einen Fuß lang. Kaiſer Nicolai ließ die Verbrecher nur zu vier bis acht Hieben verurtheilen; in neuerer Zeit hat er, wie geſagt, die eigentliche Knute abgeſchafft; ließ aber die Pletj

mit der die Diebe bestraft wurden) bestehen und neu einrichten. Sie ist nun statt der Knute eingeführt und besteht nicht aus einem, sondern wie eine Geißel, aus mehreren Riemen. Sie soll zwar nicht minder Schmerzen als die Knute verursachen, aber sie ist nicht so furchtbar beim Gebrauche. Den Knutmeister entließ man früher, sobald er in sein schreckliches Amt eingesetzt war, seines Kerkers, und er ging frei umher, stand aber unter strenger polizeilicher Aufsicht. Damals hatte denn auch ein solcher Kerl, wie wir oben gesehen, freies Brantweintrinken. In neuerer Zeit aber kam der Befehl, daß er, wie alle Verbrecher, eingekerkert sein sollte.

Das russische Form- und Uniformwesen.

Die Brantweinspacht in Rußland ist Eigenthum der Krone, sie wird vom Finanzminister demjenigen überlassen, der am meisten dafür bietet. Viele der größten Speculanten und reichsten Leute Rußlands betheiligen sich daran. Am Schlusse des Jahres, wann die Contracte zwischen Krone und Pächter abgelaufen sind, ladet der Finanzminister zu einer neuen Pacht, wie zu einer Versteigerung, ein, und die Pächter (Otkuptschiks) finden sich aus allen Gegenden des Reiches in St. Petersburg ein, wo die großartige Versteigerung vor sich geht. Seit ein paar Jahren übernahm eine Gesellschaft aus Pächtern den Otkup (die Pacht) für ganz Rußland, mit Ausnahme mehrerer asiatischen Theile des Reiches, und wo der Brantwein nicht Monopol des Staates ist. In früheren Jahren aber wurde die Pacht für einzelne Gouvernements, ja sogar für einzelne Städte überlassen. Vor ungefähr 15 Jahren, als eine neue Versteigerung dieser Art wieder anfing, kam der oft genannte Kusin

aus der Ukraine, wo er wohnte, nach St. Petersburg, um seine alte Pacht abermals auf vier Jahre zu übernehmen und, wenn vortheilhaft, auch noch ein anderes Gouvernement dazu. Ein paar reiche Edelleute aus Liefland wollten sich auch an der Pacht betheiligen. Sie speculirten auf ein Gouvernement, wo die Pächter in den letzten Jahren ganz überaus gute Geschäfte gemacht hatten, und schickten daher ein paar Sachverständige nach St. Petersburg mit dem Auftrage, so und so viel auf dieses Gouvernement zu bieten; aber sie sollten ja nicht höher gehen, als ihnen vorgeschrieben war. Der Act fing an, und alle Pächter hatten dieses Gouvernement zum Ziele; doch verstummten sie endlich bis auf Kusin und die Abgesandten aus Liefland, welche den Zweikampf noch einige Zeit fortsetzten. Endlich hatten sich auch die Liefländer im Bieten erschöpft, sie durften, laut ihrer Vorschrift, nicht höher gehen, und der Minister schlug die Pacht dem famosen Kusin zu. Nun muß aber der Kaiser noch seine Bestätigung dazu geben, wenn der Zuschlag des Ministers seine volle Kraft haben soll. Unterdessen hatten die Edelleute ganz sichere Kunde erhalten, daß sie bei dieser Pacht selbst dann noch glänzende Geschäfte machen würden, wenn sie dieselbe auch um 300,000 Rubel mehr, als sie ihren Abgesandten vorgeschrieben, übernehmen würden. Sie schickten daher einen Eilboten mit einer neuen Instruction und mit dem Befehle ab, lieber die Pferde todt zu jagen, die sie gerne bezahlen

würden, als zu spät in St. Petersburg anzulangen. Der Eilbote that wie befohlen; aber der Act war schon geschlossen, als er in der Residenzstadt ankam. Die Bevollmächtigten der Edelleute begaben sich sogleich zum Finanzminister und sagten, sie wollten 300,000 Rubel mehr geben, als die Summe betrüge, für welche die Pacht dem Kusin zugeschlagen worden, und da der Kaiser den Zuschlag noch nicht bestätigt habe, so könnte die Sache ja noch rückgängig gemacht werden. Der Minister antwortete, daß er es nicht unterlassen wolle, zu versuchen, ob Se. Majestät der Kaiser ihren Antrag genehmigen würde. Als er nun die Sache dem Kaiser Nikolai vorstellte, antwortete dieser: „Was zugeschlagen ist, bleibt zugeschlagen! und wenn die Herren drei Millionen mehr bieten wollten, so bliebe die Pacht dennoch unserm Batjuschka Kusin, und damit punctum!“ Als Kusin das erfuhr, sagte er mit lächelnder Miene zum Finanzminister: „Die Narren wollen mit einer solchen Lumperei noch viel prahlen! In Tula hat die Feuersbrunst so viel Elend unter den Armen angerichtet (dies geschah gerade nach dem furchtbaren Brande in Tula), hier sind 300,000 Rubel, schicken Sie, Excellenz, das Geld dahin und sagen Sie, daß Kusin es den armen Abgebrannten schenkt!“ Der Kaiser beehrte den großmüthigen Kusin mit der goldenen Medaille am Andreas-Bande. Kusin hatte deren vier: die erste mit dem Stanislaus-, die zweite mit dem Anna-, die dritte

it dem Wladimir-, die vierte mit dem Kaiserlichen rdens- oder Andreasbande. Später erhielt er auch n Wladimirorden. Wenn er in Uniform war, die als Commerzienrath trug, hatte er alle vier Ehren- ünzen um den Hals, und den Orden im Knopfloche. ir werden weiter unten noch etwas Ausführlicheres er die famose russische Brantweinspacht sagen. —

Der gemeine Russe findet seine Glückseligkeit darin, aß er sich mit Brantwein ein wenig berauschet. Aus n ungeheuren Summen aber, welche die Pächter der rone zahlen müssen, läßt sich ermessen, daß der Brantwein in Rußland gerade nicht wohlfeil sein kann. in Gläschen für 10 bis 15 Kopeken (etwa 12 bis 17 Pfenninge) ist ziemlich klein. Der Brantwein wird nur us Korn gebrannt, deshalb ist er auch sehr nahrhaft, as ein Glück für den gemeinen Mann ist, der sein ischen Leben mit einer überaus kraftlosen Nahrung risten muß. Auch in den strengsten Fasten ist dem gemeinen Mann das Brantweintrinken nicht verboten, enn die Meisten hielten es mit ihrem berüchtigten Fastenessen nicht aus, wenn sie nicht öfter einen Schnaps tränken. Von der Regierung sind die Grade be- stimmt, welche der Brantwein halten soll. Aber der Polizeimeister, Kreis-Hauptmann, Ordnungs-Richter, Medicinal-Inspector und ganz besonders Ein Beam- ter in der Finanzkammer, haben sich die Pächter zinsbar gemacht, und es ist die allerunbedeutendste

Gouvernementsstadt, wo diese Herren 1500 Rubel B.-A. per Mann jährlich, und so und so viel Eimer Brantwein vierteljährlich oder monatlich gratis erhalten. Dabei stehen sich Pächter und Beamte recht gut, nur der gemeine Mann kommt zu kurz. Also haben die Pächter den Muth, ihren Brantwein zu schwächen und zu verfälschen. Wer soll Aufsicht darüber führen, da Alle, welche die Regierung dazu bestimmte, bestochen sind? Es wird der Regierung nicht leicht, solche 'Wsjätotschniks zur Strafe zu ziehen, da Einer den Andern hält und halten muß, weil sie Alle unter einer Decke stecken.

Die Rangclassen der Beamten sind es hauptsächlich, welche die unumschränkte Gewalt des russischen Regenten aufrecht erhalten. Die höhere Rangclasse, die Einer hat, giebt ihm das relative Recht, alle, welche unter ihm stehen, willkürlich zu beherrschen. — Wenn gleich es in allen Staaten dem untern Beamten nicht leicht wird, seinen höhern Vorgesetzten zu verklagen und Recht zu erhalten, falls es auf seiner Seite ist, so ist dies doch ganz besondees in Rußland der Fall, wo es fast unmöglich ist, daß in solchem Handel der Kleine über den Großen den Sieg davon trägt. Dies gelingt ihm nur dann, wenn wichtige, unvorhergesehene Incidenzfälle eintreten. So wird auch ein Privatmann, wenn er nicht reich und vom hohen Adel ist, selten den Sieg über einen untern Beamten, der nur ein wenig pfiffig ist, davon tragen. Wenn auch ein Beamter mit

nes Gleichen in keinem freundschaftlichen Verkehr steht, steht in solchem Handel doch Einer dem Andern bei. eräth aber unversehens Einer so sehr in die Enge der ntersuchung, daß er unmöglich durchschlüpfen kann, sdann stürzen sie Alle über ihn her, und jeder sucht ine eigene Haut zu retten. In keinem Lande erleidet r untere Beamte von seinem höhern Vorgesetzten so el Demüthigung, als in Rußland. Vor einigen Jahren erst wurde auf Allerhöchsten Befehl bekannt emacht, daß jeder Staatsdiener, der sich in Gesellschaft n Kreise der Fröhlichkeit befindet aufzustehen habe, obald sein Chef einträte, um ihm den gehörigen Hochachtungsgruß zu erweisen.

Auf solche Art wird die Maschine des unumschränkten Herrschers in ordentlicher Bewegung erhalten. In Gesellschaften wissen die Diener des Hauses recht gut, wer von den Gästen Hoch- und Hochwohlgeboren ist, und wer einen hohen Tschin (Classenrang) und wer einen niedern hat; in dem Fall aber, daß sie dieses vergäßen, würde es ihnen mit dem Stocke in Erinnerung gebracht werden. Da man jedoch in geselligen Kreisen nicht nach dem A. B. C. in der Reihenfolge des Tschin's sitzen, stehen oder tanzen kann, so laufen die Diener mit den Präsentirteller in die Kreuz und Quer, um wenigstens Diesen den Gästen nach dem Range darzureichen. Es ist wahr, und zum Lobe mancher vortrefflichen Russen sei es hier gesagt, daß es Viele unter ihnen giebt, welche in ihren Häusern

solche Förmlichkeiten so viel als möglich zu vermeiden suchen, da sie von dem richtigen Grundsatze ausgehen, daß es in Gesellschaften unter gebildeten Leuten keinen Unterschied geben könne. In St. Petersburg läßt man diesen Förmlichkeiten bei weitem nicht so viel Raum, als in den Provinzen, wo das Tschinwesen bis zur Carricatur getrieben wird. Bei Tische aber sitzt man ordnungsmäßig dem Range nach. Ich wurde von einem General-Gouverneur oft zur Tafel gezogen, und da sah ich dann, wie das Ding zugeht. Die untern Beamten sind in steter Furcht, einen Verstoß gegen diese Regelrichtigkeit zu begehen und ihren Platz neben Einem zu erhalten, der sie, kraft seines Tschins, weit überragt; daher warten sie ganz in Demuth, bis sich alle hohen Tschins niedergesetzt haben, und dann erst nehmen sie Besitz von den leer gebliebenen Plätzen. Der General-Gouverneur war ein überaus artiger und leutseliger Mann, er ließ sich in seinem Hause gewöhnlich bei Tische da nieder, wo, dem allgemeinen Gebrauche zufolge, die kleinern Tschins zu sitzen pflegen, indem er den Vorsitz seiner Gemahlin überließ. So gab es denn ein seltenes Schauspiel: die kleinen Herren fürchteten, sich in der Nähe ihres hohen Chefs niederzusetzen, und der gutmüthige General hatte seine Noth, sie durch Bitten dazu zu bewegen.

Ich habe von einigen Ausländern, die sich in Rußland ein wenig umgesehen, die Behauptung aussprechen hören: daß in der russischen Kirche eine vollen-

te Gleichheit herrsche, indem der Bettler
d der Leibeigene sich unbedingt über und
r die Reichen stellte, und daß diese Herren
sich auch gerne gefallen ließen, und gar
ne Ansprüche machten, und sich auch nicht
rdängten u. s. w. — Diese Erzähler aber haben
und da Etwas gesehen, und schließen von dem
nzelnen auf's Ganze. Dabei verstanden sie die
ssische Sprache nicht einmal, was auch bei den meisten
hriftstellern, welche über Rußland schrieben, der Fall
r. Wenn Einer sich mit dem echten Russen mittelst
es Dolmetschers unterhalten muß, so erhält er den
ten Stoff für ein Buch über Rußland nicht. Es war
ancher jahrelang in Rußland und weiß doch von
n Gesetzen dieses Reiches u. dgl. m. so viel wie
chts.

Es war im nördlichen Rußland, an einem hohen Kron-
ertage, als ich sah, wie der Polizeimeister einen Beamten
n der zwölften Classe, der in seiner Staatsuniform steckte,
f die Hauptwache begleitete. Ich fragte den Polizei-
ann, mit dem ich sehr vertraut war, was das zu
deuten hätte. „Der Durak (der Thor) drängte sich
der Kirche ganz in die Nähe des Vice-Gouverneurs,
nd obgleich dieser ihm einige Winke gab, er möge
rücktreten und sich dahin stellen, wo er, laut seines
anges hingehörte, so blieb er dennoch trotzig stehen,
r Thor!" sagte der Polizeimann. Am selben Tage
nd mich der Gehilfe des Präsidenten vom Criminalhofe

zu einer Whistpartie ein. Ich kam am Abend ein wenig zu frühe, es waren noch keine Gäste da, und so benutzte ich die Zeit, den Juristen über das zu fragen, was ich am Vormittage gesehen hatte. „Der Vice-Gouverneur," antwortete er, „hätte das nicht thun sollen; aber wie Sie wohl wissen, der Mann ist ein wenig eitel. Er that das aber nach einem Gesetze, das Peter der Große gegeben." Und nun erzählte er mir noch Manches, was ich später in vielen Kirchen zu sehen Gelegenheit hatte, und über welches wir weiter unten noch dies und jenes sagen werden. Würde sich aber ein armer Teufel ohne Tschin vordrängen, so würde er das mit einer schweren Tracht Prügel zu büßen haben.

Jeder Beamte ohne Ausnahme, der von einem der Minister definitiv angestellt ist, muß nach dem Gesetze eine Staatsuniform haben, die er bei gewissen Gelegenheiten anzuziehen hat. Das Gehalt vieler, zumal der niedern Beamten, ist aber so klein, daß es Manchem an Mitteln gebricht, sich diese Uniform anzuschaffen. Das berücksichtigen indeß auch ihre nächsten Chefs, und legen ihnen dieserhalben keinen Zwang auf. Aber in Verlegenheit kann ein solcher armer Teufel doch gerathen; denn erscheint einmal einer der höchsten Vorgesetzten in der Behörde, so darf jener sich ohne Uniform gar nicht zeigen. Auch muß er sich an hohen Feiertagen in der Kirche so ziemlich in den Hintergrund stellen, d. h. er darf sich nicht so weit zwischen die drängen, die in der

Uniform da stehen. Die Studenten dürfen während ihrer Studienjahre nie anders als in Uniform erscheinen. In der Provinz sind Mütze und Oberrock, beides nach militairischer Art gemacht, für gewöhnliche Tage hinlänglich; in St. Petersburg aber, wo sie dem Kaiser, den Großfürsten, dem Minister des Unterrichts und andern Großen begegnen können, müssen sie stets und überall mit Hut und Degen erscheinen. Besucht ein Beamter seinen höhern Chef, zumal wenn es in Angelegenheiten des Dienstes geschieht, so muß er in Uniform sein. Dasselbe muß Statt finden, wenn ein Großer aus der Residenzstadt zu wissen gethan, daß er beschlossen, eine Behörde oder Schule zu besuchen, und er nun erschienen ist. Am Neujahrstage, zu Ostern und an hohen Kronfeiertagen ist es Gebrauch, daß die Beamten ihren höhern und, wenn möglich, ihrem höchsten Chef die Aufwartung in Uniform machen. An hohen Kronfeiertagen sind alle Beamten verpflichtet, jeder in der Kirche, zu der er sich bekennt, indem es viele Protestanten und Katholiken unter den russischen Staatsdienern giebt, dem Gottesdienste beizuwohnen, und zwar in Uniform. Wer keine hat, zumal wenn er klein im Range ist, der bleibt auch hübsch im Hintergrunde, auf daß der Polizeimeister ihn nicht ermahne und ihm den Ort zeige, wo er zu stehen habe. In den beiden Residenzstädten wird auch diese Förmlichkeit so wenig beobachtet, daß der Tausendste sie gar nicht bemerkt; aber in der Provinz, besonders in kleinen Gouvernements-

städten, wird sie strenge geübt. Der Gouverneur steht in der Nähe des Priesters, der Vice-Gouverneur ein wenig von der Seite hinter ihm, die verschiedenen Präsidenten stehen wieder ein wenig hinter diesem, dann kommen die Regierungsräthe und andere, die mit ihnen ein Amt derselben Classe bekleiden, dann die Assessoren u. s. w. Der Polizeimeister steht da, jedes Winks des Gouverneurs gewärtig.

Wenn man ein Gemälde, einen Obergeneral mit seiner Suite darstellend, betrachtet, so kann man sich darnach eine Vorstellung machen von dem Bilde, das der Gouverneur mit den Beamten an einem hohen Festtage in der Kirche darbietet.

Am Namenstage Sr. Majestät des Kaisers ladet der Gouverneur alle ordentliche Beamte zur Tafel; aber hier darf keiner ohne Uniform erscheinen. Auch der Bürgermeister mit den Stadträthen, die aber dem bürgerlichen Stande angehören, werden geladen, und auch sie dürfen nur in Uniform erscheinen. Die Uniform dieser Herren besteht in einem langen dunkelgrünen Oberrocke mit einem Kragen voll Goldstickereien, einer nach militairischer Art gemachten Mütze und einem Schleppsäbel mit silberner Quaste und messingener Scheide. Die Beamten dagegen (Tschinowniks) tragen einen Frack, dessen Kragen und Aufschläge minder oder mehr, je nachdem sie ein Amt bekleiden, mit Goldstickereien geschmückt sind, dreieckigen Hut und einen

Staatsdegen mit silberner Troddel. Es ist auffallend, daß der Bürgermeister, mit Ausnahme der Justizbürgermeister in den Ostseeprovinzen, in seinem Amte sich nie den Adel verdienen kann, während doch der letzte Schreiber auf der Regierung, und der Lehrer in einer Pfarrschule sich in ihrem Dienste den persönlichen Adel verdienen können. Da dieses nun einmal so ist, so dürfen die beiden Uniformen weder beim Gouverneur noch in der Kirche, noch sonst an einem geschlossenen Orte — beisammen sein. Der Gouverneur sitzt mit den Tschinowniks und dem hohen Adel bei Tafel, der Bürgermeister mit den Stadträthen aber sitzt in einem andern Saale bei Tische.

Der Verdienstadel existirt in Rußland, trotz dem zuletzt Gesagten, so großartig wie in keinem andern Lande. Jeder Bürgerliche, der sich fähig macht zu irgend einem Amte, das in eins der Ministerien gehört, kann sich nicht nur den persönlichen, sondern auch den Erbadel verdienen. Das vorzüglichste Mittel hierzu sind die Studien auf Hochschulen. Dieser Weg ist um so weniger erschwert, als die Professoren und Lehrer vom Staate besoldet werden, und so ist es dem Bürgerlichen, der einige Talente besitzt und Fleiß anwendet, leichter, als in allen andern Staaten, ein Adeliger zu werden, wie wir oben schon bemerkt haben. Aber durch die Ereignisse des Jahres 1848, da auch die Studenten in Rußland große Lust zeigten, eine neue Reform in ihrem

Vaterlande einzuführen, hat der Kaiser das Studiren auf Hochschulen in vielen Beziehungen erschwert. Wer auf Hochschulen gewesen, steht, schon beim Austritt aus denselben in einer Rangclasse, die höher oder niedriger ist, je nachdem die Professoren testirten. Lauten die Testimonia „vorzüglich gut" und „gut," so tritt der Student als „Candidat" d. h. mit der zehnten Classe aus, lauten sie „gut" und „mittelmäßig," so tritt er mit der zwölften Classe aus, und selbst in diesem Falle überspringt er die zwei niedrigsten Rangstufen, da Einer, der nicht auf Hochschulen war und kein „Candidatenexamen" bestand, mit der vierzehnten Classe anfangen muß. Die Schüler der Gymnasien stehen bei ihrem Abgang von denselben in der vierzehnten Classe und sind ohne Weiteres fähig, in den Staatsdienst zu treten. Der Bürgerliche, welcher in den Civildienst tritt, kann es in Zeit von zwölf Jahren zum Majorsrange (der achten Classe) bringen; ein Adliger von Geburt gelangt in weniger Jahren dazu. Bis zum Jahr 1844 brachte die „Achte Classe" den Erbadel mit sich, seitdem aber nur den persönlichen, da jener erst mit dem Range des Staatsrathes, der fünften Classe, anfängt. Obgleich ein Civilbeamter von der achten Classe mit Recht sagen kann, daß er den Majorsrang habe, so hat doch der Major in diesem Stücke Vorzüge vor ihm, denn im Militair verleiht dieser Rang auch nach dem Gesetze von 1844

den Erbadel, den früher sogar jeder Lieutenant besaß. Gegenwärtig aber gehört jeder dieser Offiziere, selbst der Hauptmann erster Classe, nur dem persönlichen Adel an.

Wer die Doctorwürde von einer der vier Facultäten (die theologische zu Dorpat mitgerechnet) erlangt hat, und in den Staatsdienst tritt, hat bloß vier Jahre bis zum Majorsrang zu dienen. Diese Würde aber zu erlangen ist nicht so leicht, als in andern Ländern. Der Decan der philosophischen Facultät zu Charkow und nachmalige Rector, Wirkliche Staatsrath: Kulak-Artemowßky, war bloß Magister und an derselben Universität befand sich vor mehreren Jahren bloß ein einziger Professor der Medizin, der Doctor war. Die Studenten der Medizin in Rußland werden nach Absolvirung ihres Examens nicht Doctor, sondern Aerzte erster und zweiter Classe. In früheren Jahren bestand auch noch eine dritte Classe, die dem Inhaber nur sehr geringe Rechte ertheilte. Erst dann wenn Einer drei Jahre Arzt ist, kann er promoviren. An oben genannter Universität konnte gar Keiner mit seiner Dissertation einkommen, eben deshalb, weil die Professoren nicht Doctoren waren. Die Meisten wendeten sich in diesem Falle nach Dorpat, wo fast alle Mediziner die Doctorwürde hatten. Die Wenigsten aber haben Lust, nach dieser Würde zu streben, denn wenn Einer drei Jahre als practischer Arzt gewirkt hat, muß es ihm schlechterdings schwer fallen, sich zu einem solchen Examen vorzu-

Gouvernementsstadt, wo diese Herren 1500 Rubel B.-A. per Mann jährlich, und so und so viel Eimer Brantwein vierteljährlich oder monatlich gratis erhalten! Dabei stehen sich Pächter und Beamte recht gut, nur der gemeine Mann kommt zu kurz. Also haben die Pächter den Muth, ihren Brantwein zu schwächen und zu verfälschen. Wer soll Aufsicht darüber führen, da Alle, welche die Regierung dazu bestimmte, bestochen sind? Es wird der Regierung nicht leicht, solche 'Wsjätotschniks zur Strafe zu ziehen, da Einer den Andern hält und halten muß, weil sie Alle unter einer Decke stecken.

Die Rangclassen der Beamten sind es hauptsächlich, welche die unumschränkte Gewalt des russischen Regenten aufrecht erhalten. Die höhere Rangclasse, die Einer hat, giebt ihm das relative Recht, alle, welche unter ihm stehen, willkürlich zu beherrschen. — Wenn gleich es in allen Staaten dem untern Beamten nicht leicht wird, seinen höhern Vorgesetzten zu verklagen und Recht zu erhalten, falls es auf seiner Seite ist, so ist dies doch ganz besondees in Rußland der Fall, wo es fast unmöglich ist, daß in solchem Handel der Kleine über den Großen den Sieg davon trägt. Dies gelingt ihm nur dann, wenn wichtige, unvorhergesehene Incidenzfälle eintreten. So wird auch ein Privatmann, wenn er nicht reich und vom hohen Adel ist, selten den Sieg über einen untern Beamten, der nur ein wenig pfiffig ist, davon tragen. Wenn auch ein Beamter mit

seines Gleichen in keinem freundschaftlichen Verkehr steht, so steht in solchem Handel doch Einer dem Andern bei. Geräth aber unversehens Einer so sehr in die Enge der Untersuchung, daß er unmöglich durchschlüpfen kann, alsdann stürzen sie Alle über ihn her, und jeder sucht seine eigene Haut zu retten. In keinem Lande erleidet der untere Beamte von seinem höhern Vorgesetzten so viel Demüthigung, als in Rußland. Vor einigen Jahren erst wurde auf Allerhöchsten Befehl bekannt gemacht, daß jeder Staatsdiener, der sich in Gesellschaft im Kreise der Fröhlichkeit befindet aufzustehen habe, sobald sein Chef einträte, um ihm den gehörigen Hochachtungsgruß zu erweisen.

Auf solche Art wird die Maschine des unumschränkten Herrschers in ordentlicher Bewegung erhalten. In Gesellschaften wissen die Diener des Hauses recht gut, wer von den Gästen Hoch- und Hochwohlgeboren ist, und wer einen hohen Tschin (Classenrang) und wer einen niedern hat; in dem Fall aber, daß sie dieses vergäßen, würde es ihnen mit dem Stocke in Erinnerung gebracht werden. Da man jedoch in geselligen Kreisen nicht nach dem A. B. C. in der Reihenfolge des Tschin's sitzen, stehen oder tanzen kann, so laufen die Diener mit den Präsentirteller in die Kreuz und Quer, um wenigstens Diesen den Gästen nach dem Range darzureichen. Es ist wahr, und zum Lobe mancher vortrefflichen Russen sei es hier gesagt, daß es Viele unter ihnen giebt, welche in ihren Häusern

solche Förmlichkeiten so viel als möglich zu vermeiden suchen, da sie von dem richtigen Grundsatze ausgehen, daß es in Gesellschaften unter gebildeten Leuten keinen Unterschied geben könne. In St. Petersburg läßt man diesen Förmlichkeiten bei weitem nicht so viel Raum, als in den Provinzen, wo das Tschinwesen bis zur Carricatur getrieben wird. Bei Tische aber sitzt man ordnungsmäßig dem Range nach. Ich wurde von einem General-Gouverneur oft zur Tafel gezogen, und da sah ich dann, wie das Ding zugeht. Die untern Beamten sind in steter Furcht, einen Verstoß gegen diese Regelrichtigkeit zu begehen und ihren Platz neben Einem zu erhalten, der sie, kraft seines Tschins, weit überragt; daher warten sie ganz in Demuth, bis sich alle hohen Tschins niedergesetzt haben, und dann erst nehmen sie Besitz von den leer gebliebenen Plätzen. Der General-Gouverneur war ein überaus artiger und leutseliger Mann, er ließ sich in seinem Hause gewöhnlich bei Tische da nieder, wo, dem allgemeinen Gebrauche zufolge, die kleinern Tschins zu sitzen pflegen, indem er den Vorsitz seiner Gemahlin überließ. So gab es denn ein seltenes Schauspiel: die kleinen Herren fürchteten, sich in der Nähe ihres hohen Chefs niederzusetzen, und der gutmüthige General hatte seine Noth, sie durch Bitten dazu zu bewegen.

Ich habe von einigen Ausländern, die sich in Rußland ein wenig umgesehen, die Behauptung aussprechen hören: daß in der russischen Kirche eine vollen-

dete Gleichheit herrſche, indem der Bettler und der Leibeigene ſich unbedingt über und vor die Reichen ſtellte, und daß dieſe Herren es ſich auch gerne gefallen ließen, und gar keine Anſprüche machten, und ſich auch nicht vordängten u. ſ. w. — Dieſe Erzähler aber haben hie und da Etwas geſehen, und ſchließen von dem Einzelnen auf's Ganze. Dabei verſtanden ſie die ruſſiſche Sprache nicht einmal, was auch bei den meiſten Schriftſtellern, welche über Rußland ſchrieben, der Fall war. Wenn Einer ſich mit dem echten Ruſſen mittelſt eines Dolmetſchers unterhalten muß, ſo erhält er den echten Stoff für ein Buch über Rußland nicht. Es war Mancher jahrelang in Rußland und weiß doch von den Geſetzen dieſes Reiches u. dgl. m. ſo viel wie nichts.

Es war im nördlichen Rußland, an einem hohen Kronfeiertage, als ich ſah, wie der Polizeimeiſter einen Beamten von der zwölften Claſſe, der in ſeiner Staatsuniform ſteckte, auf die Hauptwache begleitete. Ich fragte den Polizeimann, mit dem ich ſehr vertraut war, was das zu bedeuten hätte. „Der Durak (der Thor) drängte ſich in der Kirche ganz in die Nähe des Vice-Gouverneurs, und obgleich dieſer ihm einige Winke gab, er möge zurücktreten und ſich dahin ſtellen, wo er, laut ſeines Ranges hingehörte, ſo blieb er dennoch trotzig ſtehen, der Thor!“ ſagte der Polizeimann. Am ſelben Tage lud mich der Gehilfe des Präſidenten vom Criminalhofe

zu einer Whistpartie ein. Ich kam am Abend ein wenig zu frühe, es waren noch keine Gäste da, und so benutzte ich die Zeit, den Juristen über das zu fragen, was ich am Vormittage gesehen hatte. „Der Vice-Gouverneur," antwortete er, „hätte das nicht thun sollen; aber wie Sie wohl wissen, der Mann ist ein wenig eitel. Er that das aber nach einem Gesetze, das Peter der Große gegeben." Und nun erzählte er mir noch Manches, was ich später in vielen Kirchen zu sehen Gelegenheit hatte, und über welches wir weiter unten noch *dies* und *jenes* sagen werden. Würde sich aber ein armer Teufel ohne Tschin vordrängen, so würde er das mit einer schweren Tracht Prügel zu büßen haben.

Jeder Beamte ohne Ausnahme, der von einem der Minister definitiv angestellt ist, muß nach dem Gesetze eine Staatsuniform haben, die er bei gewissen Gelegenheiten anzuziehen hat. Das Gehalt vieler, zumal der niedern Beamten, ist aber so klein, daß es Manchem an Mitteln gebricht, sich diese Uniform anzuschaffen. Das berücksichtigen indeß auch ihre nächsten Chefs, und legen ihnen dieserhalben keinen Zwang auf. Aber in Verlegenheit kann ein solcher armer Teufel doch gerathen; denn erscheint einmal einer der höchsten Vorgesetzten in der Behörde, so darf jener sich ohne Uniform gar nicht zeigen. Auch muß er sich an hohen Feiertagen in der Kirche so ziemlich in den Hintergrund stellen, d. h. er darf sich nicht so weit zwischen die drängen, die in der

Uniform da ſtehen. Die Studenten dürfen während ihrer Studienjahre nie anders als in Uniform erſcheinen. In der Provinz ſind Mütze und Oberrock, beides nach militairiſcher Art gemacht, für gewöhnliche Tage hinlänglich; in St. Petersburg aber, wo ſie dem Kaiſer, den Großfürſten, dem Miniſter des Unterrichts und andern Großen begegnen können, müſſen ſie ſtets und überall mit Hut und Degen erſcheinen. Beſucht ein Beamter ſeinen höhern Chef, zumal wenn es in Angelegenheiten des Dienſtes geſchieht, ſo muß er in Uniform ſein. Daſſelbe muß Statt finden, wenn ein Großer aus der Reſidenzſtadt zu wiſſen gethan, daß er beſchloſſen, eine Behörde oder Schule zu beſuchen, und er nun erſchienen iſt. Am Neujahrstage, zu Oſtern und an hohen Kronfeiertagen iſt es Gebrauch, daß die Beamten ihren höhern und, wenn möglich, ihrem höchſten Chef die Aufwartung in Uniform machen. An hohen Kronfeiertagen ſind alle Beamten verpflichtet, jeder in der Kirche, zu der er ſich bekennt, indem es viele Proteſtanten und Katholiken unter den ruſſiſchen Staatsdienern giebt, dem Gottesdienſte beizuwohnen, und zwar in Uniform. Wer keine hat, zumal wenn er klein im Range iſt, der bleibt auch hübſch im Hintergrunde, auf daß der Polizeimeiſter ihn nicht ermahne und ihm den Ort zeige, wo er zu ſtehen habe. In den beiden Reſidenzſtädten wird auch dieſe Förmlichkeit ſo wenig beobachtet, daß der Tauſendſte ſie gar nicht bemerkt; aber in der Provinz, beſonders in kleinen Gouvernements-

städten, wird sie strenge geübt. Der Gouverneur steht in der Nähe des Priesters, der Vice-Gouverneur ein wenig von der Seite hinter ihm, die verschiedenen Präsidenten stehen wieder ein wenig hinter diesem, dann kommen die Regierungsräthe und andere, die mit ihnen ein Amt derselben Classe bekleiden, dann die Assessoren u. s. w. Der Polizeimeister steht da, jedes Winks des Gouverneurs gewärtig.

Wenn man ein Gemälde, einen Obergeneral mit seiner Suite darstellend, betrachtet, so kann man sich darnach eine Vorstellung machen von dem Bilde, das der Gouverneur mit den Beamten an einem hohen Festtage in der Kirche darbietet.

Am Namenstage Sr. Majestät des Kaisers ladet der Gouverneur alle ordentliche Beamte zur Tafel; aber hier darf keiner ohne Uniform erscheinen. Auch der Bürgermeister mit den Stadträthen, die aber dem bürgerlichen Stande angehören, werden geladen, und auch sie dürfen nur in Uniform erscheinen. Die Uniform dieser Herren besteht in einem langen dunkelgrünen Oberrocke mit einem Kragen voll Goldstickereien, einer nach militairischer Art gemachten Mütze und einem Schleppsäbel mit silberner Quaste und messingener Scheide. Die Beamten dagegen (Tschinowniks) tragen einen Frack, dessen Kragen und Aufschläge minder oder mehr, je nachdem sie ein Amt bekleiden, mit Goldstickereien geschmückt sind, dreieckigen Hut und einen

Staatsdegen mit silberner Troddel. Es ist auffallend, daß der Bürgermeister, mit Ausnahme der Justizbürgermeister in den Ostseeprovinzen, in seinem Amte sich nie den Adel verdienen kann, während doch der letzte Schreiber auf der Regierung, und der Lehrer in einer Pfarrschule sich in ihrem Dienste den persönlichen Adel verdienen können. Da dieses nun einmal so ist, so dürfen die beiden Uniformen weder beim Gouverneur noch in der Kirche, noch sonst an einem geschlossenen Orte — beisammen sein. Der Gouverneur sitzt mit den Tschinowniks und dem hohen Adel bei Tafel, der Bürgermeister mit den Stadträthen aber sitzt in einem andern Saale bei Tische.

Der Verdienstadel existirt in Rußland, trotz dem zuletzt Gesagten, so großartig wie in keinem andern Lande. Jeder Bürgerliche, der sich fähig macht zu irgend einem Amte, das in eins der Ministerien gehört, kann sich nicht nur den persönlichen, sondern auch den Erbadel verdienen. Das vorzüglichste Mittel hierzu sind die Studien auf Hochschulen. Dieser Weg ist um so weniger erschwert, als die Professoren und Lehrer vom Staate besoldet werden, und so ist es dem Bürgerlichen, der einige Talente besitzt und Fleiß anwendet, leichter, als in allen andern Staaten, ein Adeliger zu werden, wie wir oben schon bemerkt haben. Aber durch die Ereignisse des Jahres 1848, da auch die Studenten in Rußland große Lust zeigten, eine neue Reform in ihrem

Vaterlande einzuführen, hat der Kaiser das Studiren auf Hochschulen in vielen Beziehungen erschwert. Wer auf Hochschulen gewesen, steht, schon beim Austritt aus denselben in einer Rangclasse, die höher oder niedriger ist, je nachdem die Professoren testirten. Lauten die Testimonia „vorzüglich gut" und „gut," so tritt der Student als „Candidat" d. h. mit der zehnten Classe aus, lauten sie „gut" und „mittelmäßig," so tritt er mit der zwölften Classe aus, und selbst in diesem Falle überspringt er die zwei niedrigsten Rangstufen, da Einer, der nicht auf Hochschulen war und kein „Candidatenexamen" bestand, mit der vierzehnten Classe anfangen muß. Die Schüler der Gymnasien stehen bei ihrem Abgang von denselben in der vierzehnten Classe und sind ohne Weiteres fähig, in den Staatsdienst zu treten. Der Bürgerliche, welcher in den Civildienst tritt, kann es in Zeit von zwölf Jahren zum Majorsrange (der achten Classe) bringen; ein Adliger von Geburt gelangt in weniger Jahren dazu. Bis zum Jahr 1844 brachte die „Achte Classe" den Erbadel mit sich, seitdem aber nur den persönlichen, da jener erst mit dem Range des Staatsrathes, der fünften Classe, anfängt. Obgleich ein Civilbeamter von der achten Classe mit Recht sagen kann, daß er den Majorsrang habe, so hat doch der Major in diesem Stücke Vorzüge vor ihm, denn im Militair verleiht dieser Rang auch nach dem Gesetze von 1844

den Erbadel, den früher ſogar jeder Lieutenant beſaß. Gegenwärtig aber gehört jeder dieſer Offiziere, ſelbſt der Hauptmann erſter Claſſe, nur dem perſönlichen Adel an.

Wer die Doctorwürde von einer der vier Facultäten (die theologiſche zu Dorpat mitgerechnet) erlangt hat, und in den Staatsdienſt tritt, hat bloß vier Jahre bis zum Majorsrang zu dienen. Dieſe Würde aber zu erlangen iſt nicht ſo leicht, als in andern Ländern. Der Decan der philoſophiſchen Facultät zu Charkow und nachmalige Rector, Wirkliche Staatsrath: Kulak-Artemowßky, war bloß Magiſter und an derſelben Univerſität befand ſich vor mehreren Jahren bloß ein einziger Profeſſor der Medizin, der Doctor war. Die Studenten der Medizin in Rußland werden nach Abſolvirung ihres Examens nicht Doctor, ſondern Aerzte erſter und zweiter Claſſe. In früheren Jahren beſtand auch noch eine dritte Claſſe, die dem Inhaber nur ſehr geringe Rechte ertheilte. Erſt dann wenn Einer drei Jahre Arzt iſt, kann er promoviren. An oben genannter Univerſität konnte gar Keiner mit ſeiner Diſſertation einkommen, eben deshalb, weil die Profeſſoren nicht Doctoren waren. Die Meiſten wendeten ſich in dieſem Falle nach Dorpat, wo faſt alle Mediziner die Doctorwürde hatten. Die Wenigſten aber haben Luſt, nach dieſer Würde zu ſtreben, denn wenn Einer drei Jahre als practiſcher Arzt gewirkt hat, muß es ihm ſchlechterdings ſchwer fallen, ſich zu einem ſolchen Examen vorzu-

bereiten. Seit 14 bis 15 Jahren aber kann Keiner, möge er zu einer Facultät gehören zu welcher er wolle, ordentlicher Professor werden, wenn er nicht Doctor ist.

Von der achten bis zur sechsten Classe sind im Civildienste nur 4 bis 6 Jahre erforderlich. Höher hinauf, oder eigentlich herab, treten längere Pausen ein, denn der Staatsraths-Rang ist schwerer zu erreichen und noch schwerer die vierte Classe. Zum bessern Verständniß mögen hier die russischen Rangclassen in ihrer Reihenfolge aufgeführt werden.

	Civil.	Militair.
1)	Ober-Kämmerer u. Hof-Minister.	General-Feld-Marschall.
2)	Wirklicher Geheim-Rath (Hohe Excellenz).	General en Chef.
3)	Geheim-Rath.	General-Lieutenant.
4)	Wirklicher Staats- oder Etats-Rath (Excellenz).	General-Major.
5)	Staats- oder Etats-Rath (Hchgeb.)	Fehlt.
6)	Collegien-Rath.	Oberst.
7)	Hof-Rath.	Oberstlieutenant.
8)	Collegien-Assessor.	Major.
9)	Titulair-Rath.	Hauptmann.
10)	Collegien-Secretair.	Stabshauptmann.
11)	Die eilfte Classe.	Fehlt.
12)	Gouvernements-Secretair.	Oberlieutenant.
13)	Die dreizehnte Classe.	Secondelieutenant.
14)	Collegien-Registrator.	Praporschtschik, Cornet (schon Offizier).

Jedes Amt im russischen Civildienste hat auch seinen Rang, welcher an der Uniform dessen, der es bekleidet, zu

erkennen iſt. Es iſt aber nicht nothwendig, daß z. B. ein Amt, welches in die fünfte Claſſe gehört, auch einen Verwalter erfordere, der den fünften Rang hat; denn es iſt gar oft der Fall, daß Einer mit dem Hauptmannsrange ein Amt bekleidet, welches in die Claſſe der Oberſten gehört und umgekehrt. Auf dieſe Art prunkt dann der Hauptmann in der Staatsuniform eines Oberſt, während ſich dieſer in die des Hauptmanns ſtecken muß. Dieſes iſt oft der Fall, wenn Einer freiwillig oder nicht freiwillig ſein Amt verläßt, um in ein anderes Reſſort einzutreten, und er dann im Augenblicke keins findet, das ſeinem Range entſpricht, ſo daß er nehmen muß, was ſich ihm darbietet. Bei den Gymnaſiallehrern iſt das immer der Fall. Da ſie Univerſitäts-Studien gemacht haben, bringen ſie es, ſelbſt wenn ſie bürgerlicher Abkunft ſind, in zwölf bis vierzehn Jahren zum Range eines Oberſt; aber ihr Amt gehört bloß in die Claſſe der Hauptleute. Ein Gymnaſiallehrer, der ſchon die ſechste Claſſe hatte, gerieth einmal mit dem Kron-Inſpector (einem Beamten, den der Curator in alle Schulen ſeines Lehrbezirkes ſendet, um dieſelben zu unterſuchen) über einen lateiniſchen Satz dermaßen in Wortwechſel, daß er genöthigt wurde, ſein Amt zu verlaſſen. Da ſich ihm darauf lange Zeit kein anderes darbot, und er ein armer Familienvater war, ſo mußte er endlich nehmen, was ſich ihm darbot, nämlich das Amt eines jüngern Gehülfen eines Polizeicommiſſairs (dolſchnoſt mladſchowa

pomoſchtſchika nadſiráteljä), einen Dienſt, der in die vierzehnte Claſſe gehört. Sein Vorgeſetzter, der Nadſiráte1, war Hauptmann, deſſen Vorgeſetzter, der Tſchaſſnüje Priſtaff, war Major und deſſen Vorgeſetzter, der Unterpolizeimeiſter, war Obriſtlieutenant. Drollig war jeder ſchriftliche Bericht anzuſehen, den dieſe drei höhern Chefs unterzeichnet hatten und auf dem ganz unten der Rang und Name ihres letzten Tſchinowniks ſtand, der ſie mit ſeinem Tſchin alle drei überragte, nämlich mit dem Oberſtenrang. Alle Beamten, die ins Miniſterium des Unterrichts gehören, ſteigen nicht nur ſchneller im Range als die übrigen Beamten, ſondern ſie erhalten auch nach 25jähriger Dienſtzeit ihr volles Gehalt als Penſion, während die Andern, das Militair nicht ausgenommen, 35 Jahre bis zur vollen Penſion dienen müſſen. Die Civil-Gouverneure, Curatoren der Univerſitäten u. ſ. w. gehören ihrem Amte nach in die vierte Claſſe; die Präſidenten, Rectoren der Hochſchulen u. ſ. w. zur fünften; die Regierungsräthe, ordentlichen Profeſſoren, Gymnaſialdirectoren, Procuratoren, Präſidenten-Gehilfen u. ſ. w. zur ſechsten; die außerordentlichen Profeſſoren, Inſpectoren der Medizinalbehörden, der Gymnaſien u. ſ. w. zur ſiebenten; die Adjunctprofeſſoren, Medizinalräthe, Aſſeſſoren, wie jeder Chef einer kleinen Behörde, zur achten; die Gymnaſiallehrer (ſtarſchije Utſchiteli), Kreisärzte u. ſ. w. zur neunten Claſſe. Obgleich mit Geld alles Erreichbare zu erreichen iſt, zumal in Rußland, wo man mit Geld auf geradem Wege ſogar Orden erlangen

kann: so lassen sich jene Classenrangs doch nur durch eigene Dienstleistungen erwerben, und jeder geborene Edelmann muß sich zu diesen Leistungen entweder im Civil- oder Militairdienste verstehen, falls er nicht will, daß seine Nachkommenschaft den Adel verliere. Haben drei Generationen eines adeligen Stammes nicht gedient, sich also auch keinen Rang erworben, so sinkt das vierte Glied sammt seiner Nachkommenschaft in den Bürgerstand zurück. Daher ist es auch immer die erste Sorge der Edelleute, ihre Söhne für den Staats- oder Militairdienst geschickt zu machen, und dazu bedienen sie sich der Hochschulen als des vorzüglichsten Mittels. Wer heutzutage in Rußland keine gehörigen Universitätsstudien gemacht hat und in den Dienst tritt, der bringt es, vielleicht mit sehr wenig Ausnahmen, nicht höher als bis zur neunten Classe. Vor dem Jahr 1844 war das anders. Ich kannte einige Beamte, die Schreiber in einer Gouvernementsregierung waren, welche nicht einmal alle Classen im Gymnasium durchgemacht hatten, die aber durch Diensteifer und gute Führung es am Ende bis zum Civil-Gouverneur brachten. Auch kannte ich einen Regierungsrath, der überaus schwach im Lesen, Schreiben und Rechnen war; von andern Wissenschaften wußte er gar nichts, und dennoch war er ein guter Sawetnik (Rath), der seinem Dienste gut vorstand. „Slawa Bógu! (Gott sei Lob und Dank) ich habe meine Carriére gemacht," sagte er zu mir, als im Jahre 1844 das

Gesetz erschien, kraft dessen Keiner in den Staatsdienst treten kann, wenn er nicht vorher ein Examen bestanden. Wer seine Studien auf Hochschulen gemacht hat, ist, möge er darauf in den Civil- oder Militairdienst treten, jedes ferneren Examens überhoben.

Das Unterrichtsweſen.

Der ruſſiſche Student ſteht ſo gut wie der Soldat unter Subordination; er muß deshalb auch ſtets in Uniform erſcheinen. In St. Petersburg iſt eine mediziniſche Akademie, die vormals von vielen polniſchen Studenten beſucht wurde. Unordnungen, welche von den letzteren hervorgerufen wurden, gaben den Anlaß, die hohe Schule der Medizin dem Miniſterium des Cultus zu entziehen und unter das Kriegsminiſterium zu ſtellen, um die Unruheſtifter nöthigenfalls nach militairiſchen Geſetzen zu beſtrafen. Seitdem tragen die Profeſſoren und Studenten dieſer Akademie Militairdegen und überhaupt die Uniform des Kriegsminiſteriums. Merkwürdig iſt es, daß ſich unter die ruſſiſchen Burſchen ein Freiheitsgeiſt geſchlichen, der nicht ausſtirbt, und der früher oder ſpäter dem ruſſiſchen Deſpotismus einen ſchlimmen Streich verſetzen wird. Da es den Profeſſoren ſtrenge unterſagt iſt, in ihren Vorleſungen dies oder jenes zu berühren, was dem Geiſte, der nun einmal unter den ruſſiſchen Studenten lebt, Nahrung verſchaffen könnte, welchem

Befehle jene auch sammt und sonders nachkommen, und da die Musensöhne unter einer militairischen Subordination stehen, so muß man erstaunen, wie es möglich, daß dieser Geist, zumal unter Kaiser Nikolai's Regierung, eher im Wachsen als im Abnehmen begriffen ist. Jeder Student ohne Ausnahme, besonders in St. Petersburg, wo er dem Kaiser begegnen kann, hat darauf zu achten, daß er sich keiner Nachläßigkeit in der Tracht, Haltung u. dgl. zu Schulden kommen lasse. So sah ich einmal einen Studenten der Philosophie, der eine Brille, nicht aus Gelehrtthuerei, sondern deshalb trug, weil er ein krankes und kurzes Auge hatte. Er ging dem Großfürsten Michail vorüber, ohne ihn zu sehen und zu grüßen. Dieser ließ ihn sogleich zurückrufen und vor sich hintreten. Der arme Student gerieth in Todesangst über die ernste Miene Sr. Kaiserlichen Hoheit, der ihm derbe Vorwürfe über seine Unachtsamkeit machte. Vielleicht wäre dieses die einzige Strafe gewesen; aber zum Unglück hatte der Studiosus einen Knopf an seinem Uniformrocke nicht zugeknöpft. Se. Kaiserliche Hoheit war über diese Formverletzung so entrüstet, daß er eben diesen Knopf erfaßte, ihn mit einem Zuge vom Rocke riß und den Studenten sogleich auf die Hauptwache schickte.

Der Russe ist, wie schon oft gesagt, der geschickteste Nachahmer, und man muß oft erstaunen über seinen großen praktischen Verstand. Es mangelt ihm aber auch keineswegs an originellen Ideen, die er nicht

selten auf eine bewundernswerthe Art zu verwirklichen weiß; aber für classische Gelehrsamkeit ist sein Geist nicht geschaffen! Wenn auch dereinst die Bande der Censur ihn nicht mehr so drückend umfassen, so wird doch schwerlich je ein Leibnitz, Kant oder Humboldt aus der russischen Nation hervorgehen! Was gegenwärtig von der russischen Gelehrsamkeit, von ihren Kenntnissen der Wissenschaften und schönen Künste vorhanden ist, womit jene Patrioten so gerne prahlen und andere blenden möchten, das ist nicht classisch, es ist vielmehr Stückwerk und äußere Politur. Die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg hat zwar sehr berühmte Gelehrte, namentlich große Orientalisten; aber wer sind sie? Die Sterne erster wie zweiter Größe von ihnen gehören der deutschen Nation an. Fast dasselbe ist auch der Fall mit der Akademie der schönen Künste. — Es giebt in der Musikwelt, namentlich unter den Adeligen, große Dilettanten, besonders fertige Clavierspieler, von denen man anfangs glauben könnte, es wären echte Künstler; bei gründlicher Prüfung aber wird man finden, daß es eben nur Kunstliebhaber sind. Der Grund zur Oberflächlichkeit wird schon in der frühsten Jugend gelegt, und will der Musiklehrer Beschäftigung und einen guten Ruf erlangen, so muß er ein viel glänzenderer Spieler als gründlicher Theoretiker sein, namentlich muß er es recht bald dahin bringen können, daß seine Schüler Fertigkeit im Mechanismus erlangen. Wollte er systematisch und nach den Fähigkeiten des

Lernenden in seinem Unterrichte verfahren, so würde er gar bald seinen Credit verlieren.

Daß das Kind nur recht schnell Etwas vortragen könne, das ist das Verlangen der Eltern. So werden dann die Schüler beider Geschlechter, besonders in den Kron- und Privatlehranstalten, das ganze Jahr hindurch gequält, um eins oder zwei schwere Concertstücke mit einiger Fertigkeit zu Wege zu bringen, und bei der jährlichen Prüfung freuen sich dann die Eltern königlich, wenn sie ihre Kinder ein solches Stück mit Begleitung des ganzen Orchesters aufführen hören. Legt man dann diesen Concertspielern ein ganz leichtes, ihnen aber unbekanntes Stück vor, um es vom Blatte weg vorzutragen, dann sieht es freilich schlimm genug mit ihrer Fähigkeit aus!

Aehnlich geht es auch mit den Wissenschaften. Man hört oft Studenten, welche die Hefte der Professoren auswendig gelernt haben, bei der Prüfung Fragen in einer Weise beantworten, daß man glauben könnte, es seien äußerst kenntnißreiche Jungen. Fragt aber ein Anderer unerwarteter Weise auch nur nach der gewöhnlichsten Sache, so ist es sehr zweifelhaft, ob ihm der junge Philologe oder Jurist Bescheid geben kann. Die meisten Hochschüler sind Edelleute, welche die Studien in der Regel nur als Mittel betrachten, sich bald einen Classenrang zu verdienen. Haben sie nun dieses Ziel erreicht, dazu Tanzen, Französisch-, allenfalls auch Deutschsprechen, Clavierspielen und ein wenig Zeichnen

gelernt, ſo ſetzen ſie ſich auf ihre Güter, vertreiben ſich die Zeit mit Trinkgelagen, Ballvergnügen und Kartenſpiel und laſſen die Wiſſenſchaften Wiſſenſchaften ſein. Sind ſie reich, ſo ziehen ſie auch gerne in's Ausland, auf Reiſen, wo ſie gar groß und wichtig thun, und laſſen ſich von dem Verwalter ihrer Güter, und müßte dieſer auch deshalb den Bauern das Fell über die Ohren ziehen, Geld und nur immer Geld ſchicken.

Ein großer Uebelſtand der ruſſiſchen Schulen, der zwar auf den Univerſitäten am wenigſten bemerkbar iſt, in allen andern Lehranſtalten aber um deſto mehr, iſt der, daß der große Abſtand zwiſchen dem Adel und der Bürgerſchaft ſchon hier in ſtarker Weiſe hervortritt. Ein Penſionshalter, der nur adelige Kinder annahm, ließ ſich einmal bewegen, drei Kaufmannsſöhne in ſeine Erziehungsanſtalt aufzunehmen, deren Eltern Millionaire waren und das Doppelte des feſtgeſetzten Preiſes zahlten. Nun ſuchten die adeligen Schüler mit den Kaufmannsſöhnen tagtäglich Händel, und man hörte ſie immer ſagen: „Ihr ſeid Kaufleute, Bauern! Wir aber ſind Gutsbeſitzer, Edelleute!“ Und die fürſtlichen und gräflichen Buben wurden nicht anders als Graf und Fürſt genannt. Wo ein Kind, das kaum zum Gebrauche ſeiner Vernunft gelangt iſt, ſich aus Stolz auf ſeine Geburt über Alle, die nicht mit ihm ebenbürtig ſind, erheben und ſie mit Füßen treten möchte, da weicht der Grund für eine wahre wiſſenſchaftliche Bildung. Man muß es dem Kaiſer Nikolai zum Ruhme

nachſagen, daß ihm ein ſolcher Hochdünkel auf Geburt und Reichthum ein Gräuel iſt, den er, wo er ſich zeigt, gedemüthigt und zumal unter Kindern ſtrenge beſtraft haben will. Um dieſen erbärmlichen Stolz zu bändigen, hat man die Lehrer aller Kronſchulen mit Titel und Rang beehrt, kraft deſſen ſie zum Adel gehören. In dem kaiſerlichen Lyceo zu Zarskoje Selo ſtanden die Aufſeher, zu welcher man der Sprache wegen gewöhnlich Deutſche und Franzoſen nimmt, die aber in der Regel ohne alle wiſſenſchaftliche Bildung ſind, im Hofrathsrange. Aber dieſer Rang ſchützt die Lehrer keineswegs immer vor den gröbſten Beleidigungen von Seiten ſolcher Schüler, die von hoher Geburt ſind und deren Väter im Dienſte des Staates ein bedeutendes Amt verwalten. Unter allen Lehrern der verſchiedenen Schulen ſteht der Geiſtliche, welcher den Religionsunterricht ertheilt, bei den Schülern am meiſten in Achtung, denn wenn dieſer ſich über Einen beklagt, ſei es wegen Trägheit oder ſchlechter Aufführung, ſo wird der Schüler in der Regel ſtrenger beſtraft, als wenn ein anderer Lehrer mit ſolcher Klage einkommt. Sobald der Pope in die Schule tritt, küſſen ihm die zunächſt Sitzenden die Hand, und das thun die Meiſten, wenn die Claſſe beendigt iſt, und er wieder ſeines Weges geht. Sie nennen ihn ehrfurchtsvoll: Otéz! (ehrwürdiger Vater). In der oben genannten adeligen Penſion befand ſich unter der Menge von gräflichen und fürſtlichen Kindern auch der Sohn des Gouverneurs,

ein eben ſo träger und dummer, als zu allen ſchlechten Streichen geſchickter Bube. Der Penſionshalter wagte es nicht, dieſen Taugenichts zu beſtrafen, weil der Vater Gouvernements-Chef war. In dieſer Schule gab ein alter Protopop (Oberprieſter, höchſter Würdenträger der ruſſiſchen Weltgeiſtlichen) den Unterricht. Die Lehrer ſchreiben ihre Zufriedenheit wie auch ihre Unzufriedenheit über die Schüler in der Regel folgendermaßen in ein Buch. Wenn der Lernende ſeine Aufgabe ganz vorzüglich gut gemacht und er ſich auch während des Unterrichts eben ſo gut aufgeführt hat, ſo erhält er für's Lernen eine Fünfe und für die Aufführung auch eine Fünfe, das iſt aber das höchſte Zeichen. War Beides minder gut, ſo erhält er eine Viere; Drei bedeutet mittelmäßig, Zwei iſt ſchlecht, Eins iſt ſchlechter, eine Null iſt natürlich das ſchlechteſte Zeichen und hat in der Regel 20 bis 30 und mehr Ruthenhiebe zur Folge; und iſt der Schüler in Penſion, ſo erhält er auch außerdem kein Mittageſſen. Dieſe Zahlen werden am Schluſſe des Schuljahres zuſammengezählt und üben dann einen Einfluß auf das Sitzenbleiben oder Aufrücken des Schülers in eine höhere Claſſe aus.

Eines Tages hatte der Sohn des Gouverneurs ſeine Lection ſo ſchlecht gelernt, daß der Protopop ihm mit gutem Gewiſſen eine Null ſchreiben konnte, was er denn auch that, zumal der Taugenichts nur ſelten Etwas wußte. Dieſer merkte es und fing vor Bosheit an zu weinen und zu ſchimpfen. Der Geiſtliche ſchwieg in

Demuth, schrieb ihm aber auch eine Null für die Aufführung. Der Bube aber strich in Eile Kirschkörner und Staub zusammen, legte Beides auf ein Blatt dickes Papier, ballte es zu einer Kugel und warf es dem Geistlichen an den Kopf. In demselben Augenblick kam der Pensionshalter herein, der eine große Ehrfurcht vor dem würdigen Protopopen hatte. „Ich kann in Ihrer Pension keinen Unterricht mehr geben, wenn Sie diesen ungezogenen, bösen Buben nicht ausschließen!“ sagte der Geistliche zu ihm und erzählte was eben vorgefallen war. Der Pensionshalter, selbst Beamter und schon Staats-Rath dem Range nach, erfaßte den Tangenichts beim Ohr und führte ihn so bis an das Zimmer, in welchem die verhängnißvolle Bank steht und immer ein halbes Dutzend gehörig verfaßter Ruthen liegen. Nun gab es ein drolliges Schauspiel. Als die Frau des Pensionshalters, die sich um den Unterricht und um Alles Andere bekümmerte und fast beständig in den Classen war, und die bei ihrem Manne Alles galt, sah, wie dieser mit den Gouverneurssohn verfuhr, trat sie ihm in den Weg und sagte zehnmal in einem Athemzuge: „Carl Michäilowitsch! bedenke was du thust! Bändige dich!“ Dieser aber war in solcher Wuth, daß er auf seine Frau nicht achtete. Nun packte sie ihn an beiden Schößen seines Frackes, um ihn fest zu halten; er aber eilte mit großen Schritten der verhängnißvollen Bank zu, indem er den Jungen beim Ohr hatte, aus dem das Blut quoll, und seine

Frau dergestalt mit sich fortzog, daß der eine Schoß von seinem neuen Frack förmlich abriß. Jetzt warf sich das Weib dem Geistlichen zu Füßen und weinte und flehete, er möge den Sturm ihres Mannes beschwören, was dieser denn auch zu Stande brachte, und vielleicht zum Glücke, denn der wüthende Pensionshalter, der sonst so sanft und gut war, würde den Gouverneurssohn furchtbar abgedroschen haben. — So entging der böse Bube dieser Strafe; aber der Geistliche bestand darauf, daß er ausgeschlossen wurde. Der Gouvernementschef that nun sein sauberes Söhnchen nach St. Petersburg in ein Cadettencorps, wo er gar bald Gelegenheit hatte zu sehen, wie man hier mit seines Gleichen verfährt. In dieser Militairschule nämlich erlaubten sich einmal zwei Generalssöhne, die noch Cadetten waren, eine Grobheit gegen einen ihrer Lehrer, und dieser schrieb ihnen eine Null. Als sie das sahen, spieen sie dem Lehrer in's Gesicht. Freilich bekam dieses Uebermaß der Frechheit ihnen schlimm genug. Der Generaladjutant des Kaisers und Chef aller Cadettencorps, Graf Kleinmichel, ein gar strenger Mann, ließ diese Generalsbuben schrecklich durchpeitschen und schickte sie dann als gemeine Soldaten auf den Kaukasus. Vergebens war die Bemühung des Vaters, diese Strafe von seinen Söhnen abzuwenden. „Andern zum Beispiel!" sagte der Kaiser.

Auf den russischen Hochschulen werden eben so viel Gegenstände und vielleicht mehr, als auf deutschen Universitäten vorgetragen; allein nicht ein einziger Zweig,

vielleicht mit Ausnahme der Mathematik, wird gründlich gelehrt. Die ſtrenge Cenſur hat den Profeſſoren einen Raum angewieſen, aus dem ſie nicht heraustreten dürfen. Es thut Einem in der Seele wehe, wenn man ſieht und hört, wie verſchiedene Claſſiker der Griechen und Römer verſtümmelt werden. Und wenn man über Philoſophie leſen hört, wird es Einem ſeltſam komiſch zu Muthe. Es gab und giebt auch noch viele ordentliche Profeſſoren der Philoſophie, die nicht Deutſch verſtehen! Freilich, ſie haben ja Kant, Schelling und Hegel in ruſſiſcher Ueberſetzung! Auch den Spinoza haben ſie zum Theil überſetzt. Wenn man aber bedenkt, daß dieſe Ueberſetzungen auch noch die Cenſur paſſiren mußten, und daß manche Cenſoren ſich kaum mit dem Geiſte eines Mendelſohn oder Jakobi, geſchweige denn mit einem dieſer Heroen vertraut machen können, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von der ruſſiſchen Philoſophie machen. Und dieſe Philoſophie iſt in der neueſten Zeit von der ruſſiſchen Regierung als zu gefährlich für Kirche und Staat befunden worden. Daher erſchien ein Ukas, der den Profeſſoren auf allen ruſſiſchen Hochſchulen verbietet, ferner Philoſophie vorzutragen. Statt ihrer aber ſoll die Logik, d. h. die ruſſiſche, die unbedingt als reales Organon aller Wiſſenſchaften anzuſehen ſei, gelehrt und gelernt werden!

Auffallend iſt es, daß die ruſſiſche Sprache kein Wort für unſer „ſtudiren" hat. Studiren überſetzen die Ruſſen mit ihrem „utſchitſja" (lernen). Von dem

Schuſter-, und Wurſtmacherburſchen ſagt man eben ſo gut, wie vom Studioſus auf Hochſchulen, daß er lerne.

Auf den ruſſiſchen Univerſitäten (wir nennen die Dorpat'ſche eine deutſche) giebt es wohl noch Profeſſoren, die Deutſchland angehören, aber ihre Zahl wird von Jahr zu Jahr kleiner. Als vor ſieben und vierzig Jahren die Hochſchule in Kaſan gegründet wurde, waren alle Profeſſoren Deutſche, unter welchen ſich auch der berühmte Orientaliſt und ſpätere Akademiker Frähn befand. Gegenwärtig aber hat dieſe Univerſität keinen einzigen mehr. Der Lehrer für deutſche Sprache und Litteratur iſt nicht Profeſſor, ſondern Lector, wie alle Lehrer der lebenden Sprachen, mit Ausnahme der ruſſiſchen, an den Hochſchulen genannt werden.

So findet man denn noch hie und da einen wahrhaft gelehrten Mann auf ruſſiſchen Univerſitäten. — In den ruſſiſchen Seminarien ſieht es noch ſchlimmer aus, denn hier kann kein Ausländer einen Lehrſtuhl erhalten, weil ſowohl die Lehrer als Schüler Söhne ſind ruſſiſcher Weltprieſter. Wie es um die Gelehrſamkeit in den ruſſiſchen geiſtlichen Schulen ſteht, läßt ſich aus dem ſchon Geſagten leicht ermeſſen. Es mag ſich wohl hie und da auch ein gelehrter Rector oder Profeſſor finden; aber der Zwang, den ihm die Kirche auferlegt, läßt ihm kaum Athem zum Denken. Die geiſtlichen Profeſſoren lehren manchmal d'rauf los, ohne daß ſie den Gegenſtand, den ſie vortragen, gründlich verſtehen.

So lehren ſie z. B. deutſche und franzöſiſche Sprache, und wiſſen manchmal nicht mehr, als höchſtens einige grammatikaliſche Regeln derſelben, an's Sprechen iſt gar nicht zu denken. Dabei könnte man ſich auch faſt krank lachen, wenn man dieſe Herren deutſch oder franzöſiſch leſen hört.

Ich wohnte in verſchiedenen Gouvernementsſtädten der jährlichen Prüfung in den Seminarien bei und überzeugte mich von ihren Lehrertalent in dieſen beiden Sprachen. Auch das Latein ſprechen dieſe Herren drollig und ſchlecht.

Das Gehalt der ruſſiſchen Univerſitäts-Profeſſoren war bis zum Jahre 1836 viel zu jämmerlich, als daß ihnen die Wiſſenſchaft „die hohe himmliſche Göttin“ ſein konnte, ſondern man betrachtete ſie als die Kuh, die mit Butter verſorge.

Wie konnte ein ordentlicher Profeſſor mit einem Gehalt von kaum 1250 Gulden jährlich leben! Die theueren Bücher, die ſie ſich ſchlechterdings anſchaffen, und die Equipage, die ſie, dem allgemeinen Gebrauche zufolge, halten mußten, nahmen jährlich die Hälfte ihres Gehalts in Anſpruch.

Wodurch verbeſſerten alſo die Univerſitätslehrer ihre Lage? Sie nahmen Studenten in's Haus, denen ſie Koſt und Wohnung gaben, was ſie auch gegenwärtig noch häufig thun. Viele von ihnen hatten manchmal 6, 8, 10 und mehr ſolcher Koſtgänger, von denen ſie gut bezahlt wurden. Wer nun bei einem Profeſſor

in Koſt war, der ging auch in der Regel mit jedem Jahre in einen andern Curſus über. Die Herren helfen einander gegenſeitig ihre Koſtgänger empor bringen. Sind z. B. beim Profeſſor der lateiniſchen Sprache ſchlechte Mathematiker, ſo ſind auch beim Profeſſor der Mathematik ſchlechte Lateiner. Sollen nun dieſe in einen höhern Curſus aufrücken, ſo müſſen es auch jene, und ſo reichen ſich die verſchiedenen Facultäten gegenſeitig die Hand. Da das Studiren auf Hochſchulen den vorzüglichſten Einfluß auf das ruſſiſche Rangweſen wie überhaupt auf die ganze Laufbahn eines jungen Mannes ausübt, ſo läßt ſich denken, daß die Edelleute Alles anwenden, ihre Söhne recht früh auf die Univerſität zu bringen. Wurde ein reicher Junge in irgend einer Schule oder auch im elterlichen Hauſe zu einer Univerſität vorbereitet, ſo geht der Vater mit dem Sohne vor dem Examen zu denjenigen Profeſſoren, welche die Gegenſtände vortragen, in denen der Schüler am ſchwächſten iſt. Er verbeugt ſich und bittet höflich dem Sohne Vorbereitungsſtunden zu geben, für die er gern bereit iſt, jede Lection mit 25, 50 bis 75 Rubel B.-A. zu honoriren. Oder, man bietet einem Profeſſor eine beſtimmte Summe an, daß er es übernehme, den Sohn unfehlbar zur Aufnahme zu bringen, oder man thut ihn zu einem Profeſſor in Koſt, zuweilen geſchieht dies Alles zuſammen genommen.

Vor einigen Jahren lebten an einer ruſſiſchen Univerſität zwei Profeſſoren, von denen der Eine ein

gelehrter braver Russe, Professor der Mathematik war, der Andere, ein gelehrter braver Deutscher, Professor der griechischen Sprache. Beiden Männern war, nach Schillers Ausdruck, die Wissenschaft „die hohe himmlische Göttin," sie wollten von der Kuh, die mit Butter versorgt, durchaus nichts wissen! Antwortete ihnen ein Student schlecht, so schrieben sie ihm ohne Umstände die gebührende üble Censur. Es läßt sich denken, daß sie ihren Collegen, die das Haus voller Kostgänger hatten, ein Dorn im Auge waren. Der Mathematiker hielt selten Kostgänger, noch seltener der Deutsche; hielt er aber deren, so durften es höchstens zwei oder drei sein, mit denen er sich dann in freien Stunden aus Liebe zu seiner Wissenschaft beschäftigte.

Einmal kamen zu dem Mathematiker zwei reiche Edelleute und baten ihn, ihre Söhne in Kost zu nehmen, und da er gerade Stellen offen hatte, so war er es zufrieden. Die Edelleute aber waren gar nicht zufrieden, als sie von dem Preise hörten, den der Professor jährlich dafür verlangte. „Es ist unmöglich, Herr Professor, daß Sie mit 200 Thalern jährlich einen jungen Mann beköstigen können, deshalb sind wir gern bereit, Ihnen 500 oder 800 Thaler zu geben," sagten sie. „Es ist wohl möglich! Trauen Sie mir zu, meine Herren, daß ich im Stande bin, die Sache zu berechnen, und an Erfahrung fehlt es mir auch nicht, da ich schon viele junge Leute in meinem Hause hatte," antwortete der Mathematiker. „Uns aber scheint es unmöglich zu sein,

Herr Professor!“ — „Wenn ich Gastwirth wäre, so theilte ich vielleicht Ihre Meinung. So aber bin ich Professor und erkläre Ihnen ein für alle Mal, daß Ihre Söhne für 200 Thaler für den Mann jährlich in meinem Hause so gut beköstigt und behandelt werden sollen, als bei jedem Andern, dem sie mehr gäben.“ — *Das ist ein seltsamer Kauz*, dachten die Edelleute, wagten nichts weiter einzuwenden und so war der Vertrag geschlossen.

Die jungen Leute waren in der Mathematik so weit, daß ihnen der Professor bei der Prüfung „*hinlänglich*“ bescheinigen konnte. Das erste Schuljahr war vorüber. Mögen es nun die beiden Studenten gut oder schlecht benutzt haben, genug, der Professor war beim Examen mit ihnen nicht zufrieden und schrieb ihnen eine niedrige Censur. „Sein Sie künftig fleißiger, meine Herren, so geht das Ding nicht!“ sagte der Mathematiker, und sie mußten Beide im ersten Cursus bleiben, trotz dem, daß alle andern Professoren ihnen „*gut*“ und „*vorzüglich gut*“ gegeben hatten; aber Niemand wagte es, ein Wort dawider zu sagen, denn der Mathematiker war ein consequenter Mann, den die übrigen Professoren fürchteten. Auf ähnliche Weise verfuhr auch der Professor der Griechischen Sprache; allein der deutsche ehrliche Mann mußte es am Ende hart büßen! Jener konnte so handeln, ohne Gefahr zu laufen, sein Amt zu verlieren, denn er war ein Russe, der die Gesetze von Grund aus kannte; auch war er schon ein alter Staatsrath dem Range

nach und einer der gelehrteſten Mathematiker unter ſeinen Landsleuten, auf den man ſtolz war. Ganz anders verhielt ſich dieſes mit dem Deutſchen, der zwar ein gelehrter Philologe, aber übrigens als ein alter, ſchwacher unbeholfener Mann daſtand. Ein großer Meiſter in der griechiſchen, lateiniſchen und andern Sprachen, war er ein Stümper in der ruſſiſchen; denn er konnte nicht einen einzigen Satz correct ruſſiſch ſchreiben, und es war zum krank lachen, wenn er ruſſiſch ſprach. Wie konnte er alſo bei Streitigkeiten, die oft vorfielen, ſeinen Collegen gehörig antworten, da die wenigſten von ihnen Deutſch oder Latein ſprachen. Selbſt der Profeſſor der Philoſophie verſtand kein Deutſch!

Nicht frei von Pedantismus wollte dieſer Profeſſor der griechiſchen Sprache von nichts wiſſen, als von ſeinem Homer und Plutarch; erſterer war ſein Götze, den er anbetete. Selbſt um die deutſche Literatur bekümmerte er ſich wenig, Homer war ihm Alles in Allem! doch bewunderte er den Ueberſetzer der Iliade und nannte ihn gewöhnlich: „den großen Voß!“ Am hartnäckigſten verſchmähte er es, der ruſſiſchen Sprache auch nur eine einzige Stunde von ſeiner freien Zeit zu widmen. „Wer Griechiſch lernen will, der muß vorher gut Latein gelernt haben!“ ſagte er, und verdeutlichte ſeine Vorleſungen in Lateiniſcher Sprache, die er ſo meiſterhaft redete, als ſeine Mutterſprache. Das mag eine richtige Anſicht ſein, aber auf ruſſiſchen Hochſchulen taugt ſie nicht, da der ruſſiſche Studioſus

in der Regel ein eben so schlechter Lateiner als schlechter Grieche ist. Nächte lang saß der arme alte Mann in seinem Studirzimmer und arbeitete auf alle mögliche Weise, um seinen Zuhörern das Griechische eben so leicht als angenehm zu machen, und einzig und allein aus Liebe zu seinem Homer. Welchen Nutzen hätten die jungen Leute aus der Mühe und Arbeit dieses wahrhaft gelehrten Mannes ziehen können, wenn sie Kopf und Lust dazu gehabt hätten. Der russische Student denkt aber bloß daran, recht schnell durch alle Lehrgänge zu laufen, wozu ihm sein Geld behilflich ist, um sich Rang und Orden zu verdienen.

Einmal war ein reicher Studiosus auf derselben Universität, dessen Vater Alles aufbot, daß der Sohn als „Candidat" austräte, d. h. daß alle Professoren ihm „gut" und „vorzüglich gut" und keiner mittelmäßig testirte, wodurch er nach Absolvirung des Examens sogleich in die zehnte Rangclasse des Staates zu stehen kommt. Nun war aber der junge Mann ein gar schwacher Grieche, der die Vorlesungen des Alten immer schlecht besucht hatte, weshalb dieser ihm eine Eins schrieb. Das war ein fatales Zeichen! denn jetzt konnte der Student nicht einmal mit der zwölften, geschweige denn als „Candidat" mit der zehnten Classe austreten, obgleich ihm alle andern Professoren „gut" oder „vorzüglich gut" bescheinigt hatten.

Vergebens waren die Vorstellungen der Professoren,

den Alten zu bewegen, aus der Eins eine höhere Ziffer zu machen. Auch das geſchmeidige Geldanerbieten des Vaters half nichts. „Er kann ja nicht einmal ſo viel Griechiſch, als ein deutſcher Tertianer! Ich kann mein Gewiſſen nicht beflecken!“ ſagte der Alte mit ſeiner eiſernen Strenge.

Der Student mußte noch ein Jahr ſtudiren. Aber noch ehe das Jahr verſtrichen war, erhielt der Profeſſor vom Miniſter des Unterrichts ſeinen Abſchied. Er konnte dem ehrlichen deutſchen Manne keinen andern Vorwurf machen, als daß dieſer in acht Dienſtjahren nicht einmal ſo viel ruſſiſch gelernt habe, als zu ſeinen Vorleſungen nothwendig ſei.

Acht volle Jahre hatte der arme Mann für das jämmerliche Gehalt von kaum 1250 Gulden jährlich Tag und Nacht gearbeitet, und nun, da das Gehalt faſt auf das Doppelte erhöht worden war, erhielt er ſeinen Abſchied. Er hatte ſich viele theure gelehrte Werke angeſchafft und den Buchhändler auf die Gehalterhöhung hin vertröſtet, von der man Jahre lang vorher ſprach, ehe ſie in's Leben trat. Jetzt war es endlich dahin gekommen; aber mit der Bekanntmachung hiervon erhielt er auch zugleich ſeinen Abſchied mit einem kleinen Gnadengehalt, auf das der Univerſitäts-Bibliothekar lange Zeit Beſchlag legte, da der Alte griechiſche und lateiniſche Werke aus der Bibliothek genommen und ſie den Studenten geliehen hatte, die damit durchgegangen waren. Was ſollte der arme, alte Mann jetzt anfangen?

Er kränkelte ein paar Jahre und ſtarb dann aus Gram und Sorgen. Dieſer Profeſſor war einer der letzten Nachkömmlinge weiblicher Seits des Köhlers Schmidt, der den Kunz von Kaufungen gefangen nahm. Er genoß während ſeiner Studien in Leipzig des Deputats, das der Kurfürſt dem „Triller“ und deſſen Nachkommen bewilligte.

Außerordentliche Streiche eines ruſſiſchen Profeſſors der Medizin.

An derſelben Univerſität war ein ordentlicher Profeſſor der Medizin, der Chirurgie und noch einen Gegenſtand vortrug. Er war ein ziemlich gelehrter, überaus kühner und pfiffiger Mann, der ſich in Floskeln und gelehrten Ränken meiſterhaft geübt hatte und ſeine Examinanden gar ſehr in Verlegenheit zu bringen wußte; dabei war er aber auch ein großer „Wſjätoſchnik.“ Er war auch Ritter des heiligen Wladimir-Ordens und dem Range nach ſchon Staatsrath, der das Prädicat „Hochgeboren“ mit ſich brachte. Auf dieſes Alles war der Mann nicht wenig ſtolz. Die ruſſiſchen Studenten der Medizin ſind in der Regel arme Schlucker, von denen die Profeſſoren wenig nehmen können; aber auch dies Wenige verſchmähte der 'Wſjätoſchnik nicht! Seine Haupternte war, wenn ſich Einer für das Amt eines Medizinal-Inſpectors oder Medizinalraths examiniren

ließ, oder auch, wenn ausländiſche Mediziner kamen, die ſich in Rußland als practicirende Aerzte niederlaſſen wollten, in welchem Falle ſie ſich einem vorgängigen Examen auf einer ruſſiſchen Hochſchule unterwerfen mußten, wie denn das auch noch gegenwärtig Geſetz iſt. Dieſe Leute mußten alle ein gutes Stück Geld daran ſetzen, ſonſt ließ ſie der 'Wſjätoſchnik jämmerlich durchfallen.

So geſchah es unter vielen Andern auch einem Arzte, der in Wien und Würzburg ſtudirt und in Berlin die Würde eines Doctors der Medizin und Chirurgie erlangt hatte; Doctor der Philoſophie war er ſchon, ein heller Kopf, der unglaublich viel geleſen und Alles gut verdaut hatte; er war ein eben ſo fertiger Practiker als gelehrter Theoretiker in der Arzneikunſt, dennoch erklärte ihn der Profeſſor der Chirurgie für unfähig, weil er ihm den üblichen Tribut verweigert hatte. Der Deutſche konnte nun nicht früher, als nach Verlauf von ſechs Monaten zum zweiten Male zur Prüfung gelangen, wie das Geſetz iſt. Er benutzte die Zeit, um ſich mit der ruſſiſchen gerichtlichen Medizin recht vertraut zu machen, einem Gegenſtande, welcher der ſchwierigſte des ganzen Examens für jeden Ausländer iſt. Aber auch zum zweiten Male ließ ihn der 'Wſjätoſchnik durchfallen. Jetzt miſchte ſich der Decan in die Sache. „Es wäre denn doch eine Schande für unſere Univerſität," ſagte er, „wenn wir dem Doctor das Diplom eines ruſſiſchen Arztes verweigerten. Die Berliner Facultät der Medizin

muß doch Kenntniſſe an ihm gefunden haben, ſonſt hätte ſie ihm dieſe Würde nicht gegeben. Meine Fragen hat er vorzüglich gut beantwortet und ich glaube, daß viele unſerer Collegen daſſelbe ſagen," erklärte der Decan, und faſt alle andern Profeſſoren ſtimmten ihm bei. Dieſes hatte am Ende die Wirkung, daß dem Berliner Doctor ein ruſſiſches Diplom dritter Claſſe zuerkannt ward, eine Würde, die ſo geringfügig war, daß einer kraft ihrer mit knapper Noth das Recht hatte, practiciren zu dürfen; denn zu einem Amt verhalf ſie ſchwer oder doch nur zu einem ebenſo untergeordneten, als ſie ſelber war. Späterhin hob man ſie völlig auf, und gegenwärtig hat man nur Aerzte erſter und zweiter Claſſe. Der Doctor nahm dieſe winzige Würde deshalb an, weil er ſehr ſchwach bei Caſſe war und ſich umſehen mußte, bald Etwas zu verdienen.

In derſelben Stadt lebte ein deutſcher Arzt Namens F., welcher älteſtes Mitglied der dortigen Medizinal-Behörde war. Schon in den Jahren 1813 und 1814 war er ruſſiſcher Stabsarzt und begleitete als ſolcher die ruſſiſche Armee nach Deutſchland und Frankreich und wieder zurück nach Rußland. Darauf kam er in jene Univerſitätsſtadt und wurde erſter Medizinalrath, welches Amt er eine Reihe von Jahren bekleidete. Seit lange verſah er auch dabei den Dienſt ſeines Vorgeſetzten, des Inſpectors, der ein alter kränklicher Mann war. — Nachdem dieſer Inſpector verſchiedener Urſachen und beſonders ſeines hohen Alters wegen ſeinen Abſchied genommen

hatte, bewarb sich der älteste Medizinal-Rath um seine Stelle. Es war wohl Niemand in ganz Rußland, der so gerechte Ansprüche auf dieses Amt hatte, als eben F. Auch der Civilgouverneur wünschte ihm Glück dazu. Aber er mußte sich vorher einem Inspectorexamen unterwerfen. F. stand sowol als Arzt wie als Mensch in gutem Rufe; nur vom Geben war er gerade kein Freund, und da der 'Wsjätoschnik, wie es schon sein Beiname anzeigt, ein Freund vom Nehmen war, so konnten beide Saperniki (Streitende) beim Examen nicht gut harmoniren. Die meisten Professoren aber schämten sich, einen so alten und würdigen Arzt, der das Inspectoramt schon viele Jahre verwaltet hatte, wie einen jungen Menschen zu examiniren, sie richteten einige Fragen an ihn, die er beantwortete, und schrieben ihm dann „gut." Nicht so der 'Wsjätoschnik. Er kam mit einer Wolke von Floskeln angezogen, die ihm jedoch hinlänglich beantwortet wurden, worauf das mündliche Examen geendigt war. Die Bekannten F's. kamen, wie das in Rußland Brauch ist, und wünschten ihm Glück zu seinem neuen Amte, und der Kanzleidirector des Civil-Gouverneurs, der dem alten Medizinalrath sehr zugethan war, machte seinen Chef mit dem Ausfall des Examens bekannt und bat ihn, das Ergebniß nach St. Petersburg zu berichten, damit der neue Inspector vom Generalstabs-Doctor in seinem Amte desto schneller bestätigt würde. „Ist denn das Examen schon ganz beendigt?" fragte der Gouverneur. „So gut wie

ganz, Ew. Excellenz! Herr F. hat nur noch eine kleine Abhandlung über ein ihm aufgegebenes Thema zu schreiben, was eine Kleinigkeit für einen so alten und gelehrten Arzt ist. Der Gouverneur, ein geborener Fürst, war Oberst bei der Garde, und da ihm der Kaiser eine Gouverneursstelle zugedacht, beförderte er ihn zum General-Major, der sich zur Armee zählte. Die Kanzleidirectoren regieren fast allein die Gouvernements, da sie in der Regel mehr Erfahrung in diesem Amte haben, und auch gewöhnlich klügere Köpfe sind, als die Gouverneure selber. „Wenn Sie meinen, daß wir die Sachen jetzt schon nach St. Petersburg berichten könnten, so thun Sie es," sagte schließlich der Fürst, und der Director beeilte sich damit. Einige Tage darauf trug ein verabschiedeter Unteroffizier, Diener der Universität, die Abhandlung von F. zu den Professoren der Medizin, von denen schon Einige „gut" und „sehr gut" darunter geschrieben hatten. Als sie aber zum Professor der Chirurgie, der auch gerichtliche Medizin vortrug, kam, verwarf sie dieser, als das Machwerk eines Arztes, der ganz und gar keine Kenntnisse im Gebiete der medizinischen Polizei besitze, und so war F. ohne alle Gnade durchgefallen, und weder der Decan noch der Kanzleidirector vermochten es dahin zu bringen, daß der Wsjätoschnik andere Saiten aufspannte. Der Streich erregte in der Stadt eben so viel Aergerniß als Lachen. „F. ist durchgefallen!" hieß es überall, und der Gouverneur mußte sich beeilen seine Petersburger

Meldung zu berichtigen, worauf der Generalſtabs-Doctor dann auch bald einen Inſpector ſchickte. F. blieb in ſeinem alten Amte.

Unter den damaligen Studenten der Medizin befand ſich ein junger Mann, Namens Spoſobnoſt, ein armer, aber talentvoller, fleißiger und ſtets heiterer Burſche, ein Liebling ſeiner Commilitonen. Seit einiger Zeit bemerkte man an ihm, daß er wie verwandelt war; er lag ſeinen Studien immer noch fleißig ob, aber ſeine Heiterkeit war dahin! Vergebens ſuchten ihn ſeine Cammeraden zur Fröhlichkeit zu ſtimmen; er blieb nachdenkend und ernſt. Nach mancherlei Fragen, was mit ihm geſchehen ſei, antwortete er endlich: „Ich bin ein armer Teufel, das wißt Ihr. Wie ſchön wäre es daher, wenn es dieſes Jahr glücklich mit meinem Examen ginge, damit ich ein ſehr vortheilhaftes Anerbieten benutzen könnte“ .... „Was für ein Anerbieten?“ — „Ei nun, es iſt mir die Stelle als Hausarzt in einer fürſtlichen Familie angeboten, im Fall ich dieſes Jahr meine Studien glücklich vollende. Welch eine ſchöne Laufbahn eröffnete ſich mir dadurch!“ — „Aber welches Hinderniß dürfte ſich Dir in den Weg ſtellen, da Du ein ſo fixer Junge biſt?“ tröſteten ihn ſeine Cammeraden. „Ja fixer Junge!... Ihr werdet ſehen, ich falle durch, falle durch, wie der alte F., der Wſjätoſchnik iſt mir nicht gewogen, das fühle ich ſeit einiger Zeit,“ antwortete er traurig. „Nun wenn Du durchfällſt, ſo muß Alles dieſes Jahr ein- und durchfallen!“ „Dummes

Zeug!“ fiel Einer ein, „ich will auf der Stelle des Todes sein, wenn Du nicht im Stande bist, den Klopffechter in Gegenwart aller Professoren zu beschämen! Examinire Du ihn!“ — „Fade Witze sind hier nicht am Platze!“ sagte ein Dritter. „Aber weiß Du was, Sposobnost? mache dem Barúschnik (Profitmacher, Vorkäufer) ein schönes Geschenk!“ — „Ihr wißt, ich bin ein armer Teufel! wo soll ich das Geld dazu hernehmen?“ — „O, dafür laß' uns nur sorgen,“ sagten die Freunde, wir werden Dir in Deiner Noth zu helfen suchen.“

Es waren ein paar Tage vergangen und die braven Jungen hatten so viel Geld zusammengeschossen, daß man eine goldene Dose kaufen konnte. Diese brachten sie dem Studenten und sagten: „Nun übersende das Geschenk dem Professor nebst einem Dankschreiben.“ Es geschah. Sposobnost drückte sich auf das Verbindlichste aus und rühmte die vortrefflichen Vorlesungen des Professors, aus denen er so viel Nutzen gezogen habe. Was geschah? Der Gefürchtete schickte Dose und Schreiben zurück. Es war dies ein trostloses Zeichen für den armen Burschen!

Der Professor der Chirurgie wußte nämlich recht gut, daß der arme Sposobnost ihm nicht aus eigenen Mitteln eine goldene Dose zum Präsent machen konnte. Die Sache erschien ihm bedenklich, weshalb er diesmal den Enthaltsamen spielte. Die Studenten aber glaubten, das Geschenk sei seiner Geringfügigkeit wegen zurück-

gewieſen worden. Sie kauften eine andere Doſe von vierfach höherm Werthe und Sposobnoſt wartete eine günſtige Gelegenheit ab, ſie dem Profeſſor auf eine ſchickliche Weiſe einhändigen zu können, was bald geſchah. Der 'Wſjätoſchnik aber nahm die Doſe, ging damit zum Rector und ſagte: „Sposobnoſt, im Verein mit Andern, denn aus eigenen Mitteln vermag er es nicht, ſucht mich zu beſtechen, warum, weiß ich nicht. Vor Kurzem ſchickte er mir eine goldene Doſe mit der Bitte, ſie als Präſent von ihm anzunehmen, aus welchem Grunde, weiß ich nicht; ich ſtellte ſie ihm zurück. Heute erdreiſtete er ſich abermals, mir eine andere noch viel ſchönere Doſe in die Hände zu ſpielen. Hier iſt ſie!“ ſagte er zum Rector. Dieſer war ein ſehr braver, gutmüthiger Mann, der den talentvollen und fleißigen Sposobnoſt ſchätzte und liebte. „Ei nun, ſo ſchicken Sie ihm auch dieſe zurück und bemerken Sie ihm, daß er ſich in Zukunft dergleichen nicht mehr unterfange,“ antwortete der Rector. Dem 'Wſjätoſchnik genügte das nicht. Er wollte den Studenten beſtraft haben und da ſich der Rector deſſen weigerte, auch den Fall nicht vor das Profeſſorcollegium bringen wollte, drohete jener es ſelbſt zu thun. „Sie werden ſich, Herr Profeſſor, in ein ſehr unvortheilhaftes Licht ſtellen,“ entgegnete der Rector, „wenn Sie aus dieſem, allerdings unüberlegten, Streiche des jungen Mannes eine allzugroße Wichtigkeit machen wollen.“ Jetzt beruhigte ſich jener mit der Hoffnung auf eine andere Sache und ſchickte dem Studenten die Doſe

nebst einem Schreiben voller Vorwürfe und Drohungen zurück. Die Zeit des Examens war da, Sposobnoft bestand die Prüfung vortrefflich, alle Professoren gaben ihm „gut“ und „vorzüglich gut,“ nur der Wsjä-toschnik gab ihm eine Censur, laut deren er noch ein volles Jahr hätte studiren müssen, und keine Vorstellung des Decans half dagegen.

Sposobnoft hatte aber so viele Freunde, daß dem Curator der Universität die Sache vorgetragen wurde, und dieser beschloß, dem jungen Manne sein Recht zu verschaffen. Er ließ also den Decan, dem er volles Zutrauen schenkte, zu sich bitten, um die gehörige Aufklärung zu erhalten. „Glauben Sie, daß Sposobnoft, trotz der Meinung des Professors der Chirurgie, als Arzt bestehen kann?“ fragte er den Decan, nachdem er durch diesen von dem Vorfall mit den Dosen und von Allem, was hierher gehörte, unterrichtet worden war. „Davon bin ich überzeugt, Hohe Excellenz!“ antwortete der Decan, „Sposobnoft ist ein Talent, wie wir noch wenige auf unserer Universität gebildet haben.“ — „Und ist er nicht so schwach im Fache der Chirurgie?“ — „Hohe Excellenz! es wäre zu wünschen, daß alle unsere Aerzte solche Chirurgen wären, wie Sposobnoft ist. Er hat im Clinicum den Beweis geliefert, daß er gerade in der Chirurgie vortrefflich bewandert und bei Operationen von sehr glücklicher Hand ist. Er ist Chirurge wie Therapeut, das ist genug gesagt.“ — „Ich will mit dem Herrn Professor selbst sprechen,“ sagte der

Curator, und dankte dem Decan für seine Mittheilung. Dieser entfernte sich, und der zweite Secretair des hohen Schulchefs wurde zum Professor der Chirurgie gesandt.

Der Curator stammte aus einer alten Familie. Sein Großvater war Reichskanzler und Minister unter Peter des Großen Regierung, und wurde von Joseph I. zum Reichsgrafen und 2 Jahre darauf zum russischen Grafen erhoben. Jener sein Enkel war ein Mann schon so ziemlich in den Achtzigern, aber rüstig, wie ein lebensfroher Sechzigjähriger. Eine Reihe von Jahren hindurch war er russischer Gesandter am chinesischen Hofe gewesen, war Ritter des St. Andreasordens und anderer Großkreuze, auch war er Ober-Kammerherr, was ihm eine hervorragende Würde gab, wie sie nur Wenige in ganz Rußland mit ihm gemein hatten. Curator dieser Universität, was schon ein wirklicher Staatsrath oder Generalmajor werden kann, war er nur deshalb, weil er eben Lust hatte, diesen Posten zu bekleiden. Dieser hochgestellte Mann beschied also den Professor der Chirurgie zu sich und bat ihn mit der Höflichkeit eines Mannes von Stande und mit der Feinheit eines alten Diplomaten, dem talentvollen jungen Manne ein solches Zeugniß zu geben, daß er die Universität verlassen und die ihm angetragene Stelle eines Hausarztes annehmen könne. Der Wsjätoschnik aber behauptete gegen den Grafen, Sposobnost sei ein zu schwacher Chirurge. Auch schämte er sich nicht, des

Vorfalls mit den Dosen zu erwähnen. „O verschonen Sie mich doch mit der Dosengeschichte, Herr Professor, die habe ich schon gründlich kennen gelernt! Dergleichen Streiche begingen wir auch, als wir jung waren! Ich bitte Sie Herr Professor, thun Sie es mir zu Gefallen und geben Sie ihm das gewünschte Zeugniß," bat der Curator. — „Mit meinem Gewissen verträgt es sich nicht, Hohe Excellenz, diesem Wunsche zu gehorchen. Ich kenne mein Fach und kann dem Studenten nicht besser attestiren, als ich es that," versetzte der 'Wsjätoschnik eigensinnig und um seiner Absicht nicht untreu zu werden. Jetzt verlor der alte Curator die Geduld und nahm eine andere Miene an. „Da Sie es mir nicht zum Gefallen thun können, so befehle ich Ihnen, das Zeugniß so, wie es der junge Mann verdient, auszustellen!" — „Ich bin Professor, kenne meine Pflichten, und weiß, wie weit ich mich dem Befehle des Curators zu fügen habe!" sagte der gelehrte Mann im hochmüthigsten Tone. Der Curator war durch den Vorfall dermaßen entrüstet, daß er auf der Stelle an den Kaiser schrieb und auf eine ungewöhnliche Art seinen Abschied verlangte. „Was mag unserm Batjuschka geschehen sein, daß er in solchem Tone seinen Abschied verlangt?" fragte der Kaiser und gab den Befehl, daß ihm Bericht darüber erstattet werde. Schnell wie der Wind flogen die Feldjäger, trugen die Meldung nach St. Petersburg und von hier aus den Befehl zurück: den Professor auf der Stelle zu verhaften. Der Befehl war an den

Civil- und ſtellvertretenden Kriegsgouverneur gerichtet, an denſelben, der mit dem unvollendeten Inſpector-Examen ſo voreilig zu Werke gegangen war, was ihn noch heute ärgerte. Er unterzog ſich dem Auftrage mit Eifer und ſchickte ſogleich einen Polizeioffizier zu dem Profeſſor mit dem Befehl, daß dieſer unvorzüglich vor Sr. Excellenz zu erſcheinen habe. Als der Polizeimann mit der Meldung zurück kam, daß jener nicht zu Hauſe ſei, gerieth der Gouvernementschef in Wuth und ſchrie: „He! hei! Gensd'armen ſollen das Haus umzingeln!“ — So wurden ſechs Mann Gensd'armen hingeſchickt, vier von ihnen bewachten das Haus von außen und zwei gingen hinein, den Profeſſor zu ſuchen, und ſie fanden ihn auch. Beide ſetzten ſich zu ihm in ſeine Equipage und begleiteten ihn zu Sr. Excellenz. „Warum erſchienen Sie nicht urplötzlich, wie ich, der Fürſt, der Gouverneur es befohlen?“ ſchrie dieſer ihn an. Der Profeſſor, zwiſchen Oberſt und General im Range ſtehend, war ſo verblendet, daß er ſein anmaßendes Benehmen nicht nur bis zur förmlichen Beleidigung gegen den Gouverneur ſteigerte, ſondern auch in Gegenwart zweier Zeugen ſolche Reden ausſtieß, die ihm ſchlechterdings den Hals brechen mußten. „He! Sibirien! das ſollen Sie in Sibirien büßen!“ ſagte der Fürſt Wuth ſchnaubend, und ließ den Profeſſor ſogleich in Arreſt bringen. Hier hatte er Zeit, um mit kaltem Blute über ſein ganzes Betragen gehörig nachzudenken. Vor Allem andern bedauerte er jetzt, daß er in Gegenwart

jener Zeugen eine ſolche Sprache geführt hatte, ein Verbrechen, das vom Geſetz in der That mit Verbannung nach Sibirien beſtraft wird. Er hatte ſich durch ſein höchſt unwürdiges Betragen den Curator, den Gouverneur, den Decan und viele andere hochgeſtellte Perſonen, wenn nicht grade zu Feinden, ſo doch zu Unfreunden gemacht. Er konnte keinen Ausweg finden aus ſeiner gefährlichen Lage, in die ihn ſein Hochdünkel gebracht hatte. Nach langem Sinnen und Denken nahm er die Zuflucht zu dem allgemeinen Mittel, denn er konnte kein anderes finden, als: ſich den Schein von Wahnſinn zu geben, was er um ſo leichter thun konnte, als er ein gelehrter Mediziner war, der ſchon viele Irrſinnige unterſucht und behandelt hatte. Aber die Medizinal-Behörde wird wohl nicht ſo dumm ſein, ſolchen Schein für Wahrheit anzunehmen, und dabei käme ja der alte Medizinalrath an die Reihe, den Herrn Profeſſor zu examiniren, und die Pflicht, nicht die Rache, müßte ihm gebieten, den 'Wſjätoſchnik dergeſtalt durchfallen zu laſſen, daß er Hals und Beine brechen konnte. Das Ding verdrehete dem Profeſſor den Kopf dermaßen, daß er in der That wahnſinnig hätte werden können. Aber es fand ſich kein anderes Mittel, und ſo mußte er es auf gutes Glück hin verſuchen. Als eines Morgens der Gefängnißwärter eintrat, machte der Profeſſor den Anfang. Er ſchlug ſich mit dem Kopfe an die Wand und geberdete ſich wie ein Wahnſinniger, ſo daß der Wärter nicht umhin konnte, ſeinem Vorgeſetzten zu

bemerken, der Gefangene müßte total verrückt sein. Jetzt beobachtete man den Professor genauer, und da er seine Rolle gut spielte, ward die Sache dem Gouverneur vorgetragen. Dieser gab der Medizinalbehörde Befehl, den Kranken in Gegenwart Sr. fürstlichen Excellenz und anderer hoher Beamten zu untersuchen. Es war ein feierlicher Act, alle Anwesenden waren in voller Uniform. F., das älteste Mitglied der medizinischen Polizei, trat zum Professor hin und sagte: „reichen Sie mir Ihren Puls!“ — Der 'Wsjätoschnik machte nun allerlei dummes Zeug mit Mienen und Geberden, darauf reichte er ihm seine Hand hin. Alle Anwesenden erwarteten nur Aeußerungen der Rache von Seiten des Medizinal-Raths; aber auch hier bewährte sich die Großmuth, welche dem gebildeten Deutschen in der Regel eigenthümlich ist. F. dachte zwar bei sich selbst: Du Schurke bist eben so wenig verrückt, als Einer von uns Anwesenden. Aber er erklärte dem Gouverneur, daß sich in den Pulsschlägen des Professors wirklich Spuren von Wahnsinn zeigten — was allen Anwesenden um so glaubwürdiger scheinen mußte, als den bedauernswerthen Mann seit dem Verhaftsbefehl so viel Widerwärtiges traf, daß viele Andere darüber wahnsinnig hätten werden müssen. Als die junge, liebenswürdige Gemahlin des Professors die Gensd'armen in ihr Haus stürmen und ihren Mann von ihnen fortschleppen sah, erschrack sie so sehr, daß sie zu frühe gebar, und schon am selben Tage starb.

Die Medizinalbehörde erklärte einſtimmig, daß der Profeſſor wahnſinnig ſei. Und andere hohe Perſonen, die Mitleid mit ihm hatten, bemerkten Sr fürſtlichen Excellenz, der Mann müſſe Stunden haben, in denen ihn der Wahnſinn anwandele, ſonſt wäre es unmöglich, daß er Se Erlaucht, den Herrn Curator, und Se Excellenz, den Herrn Civil-Gouverneur hätte ſo beleidigen können. Der Gouverneur, ein Mann von gutem Herzen, aber ein wenig beſchränkten Kopfes, war mit dieſem Urtheil nicht unzufrieden, denn er konnte und wollte es nicht glauben, daß ein Profeſſor mit geſundem Verſtande ſich gegen einen Ober-Kammerherrn und gegen ihn, den Fürſten und Gouverneur, ſo unehrerbietig und verwegen ausdrücken könnte. Aber auch der edle Curator wollte den ohnehin ſchon ſo hart beſtraften Mann nicht tiefer in's Unglück ſtürzen, obgleich noch viele andere ſchlechte Streiche des 'Wſjätoſchniks ans Licht getreten waren. Nach einigen Monaten Haft ſetzte man ihn wieder in Freiheit; doch mit der Clauſel, daß er ſeines Amtes verluſtig, und er für unfähig erklärt ſei, ferner ein Amt im Dienſte des Staates bekleiden zu können. Der Adjunct-Profeſſor der Chirurgie hatte den Studenten Spoſobnoſt unterdeſſen in den Gegenſtänden, über die der Zwieſpalt ausgebrochen war, nochmals examinirt und ihm ein ſchönes Zeugniß gegeben. Ein paar Jahre darauf fand ich Spoſobnoſt in * *, wo er ſchon Profeſſor der Therapie war.

Streiche aus dem Leben des berüchtigten und als practiſcher Arzt berühmten ruſſiſchen Doctor St.....ſt.

I. Der Profeſſorſtudent.

„Der Franzoſe kann Alles,“ ſagt Yorik, und hätte der geiſtreiche, witzige Engländer „empfindſame Reiſen“ durch Rußland gemacht, er würde geſagt haben: Der Ruſſe muß Alles können.

Es iſt ein Glück für den Ruſſen, daß er ein außerordentliches Nachahmungstalent und einen großen practiſchen Verſtand hat: denn er muß, je nachdem es ſeinem Herrn beliebt, Bildhauer oder Muſikus, Maler oder Schuſter, Schneider oder Schauſpieler u. ſ. w. werden. Aehnlich iſt es ſelbſt mit den höhern Offizieren, die in den Civildienſt treten. Ein Generalmajor wird Civil-Gouverneur oder Curator einer Univerſität u. ſ. w.; ein Oberſt wird Präſident des Criminal- oder Domainenhofes, Curatorgehilfe u. ſ. w.; ein Major wird Procurator, Regierungsrath, Profeſſor der Philoſophie oder Gymnaſial-Director. Man hat gern einen Militair an der Spitze

der Gymnasien, wie überhaupt aller hohen Schulen; denn dadurch erhält das russische Unterrichtswesen jenen disciplinarischen Charakter, der im vollen Einklange steht mit der überall in Rußland hervortretenden Disciplin. Die Disciplin kann zwar nur immer die Eine Seite eines Gymnasiums bilden; die andere Seite ist die des Unterrichts, und den zu ertheilen oder zu controlliren ist ein vom Militair herübergenommener Director in den wenigsten Fällen die geeignete Person. Eben darum steht neben dem Director an der Spitze des Gymnasiums ein Inspector, der mit dem Unterrichtswesen betraut ist, das jenen wenig oder nichts angeht. Der Director ist hauptsächlich für das ökonomische Fach dieser Schulen bestimmt; der Inspector dagegen muß Universitätsstudien oder wenigstens ein Oberlehrer-Examen gemacht haben, und von allen Wissenschaften, die gelehrt werden, einige Kenntnisse besitzen, damit er, im Fall ein Lehrer krank ist oder gerade keine Lust hat seine Lection zu geben, dessen Stelle vertreten könne. — Der Unterricht wird durch zehn oder mehr ordentliche Lehrer besorgt. An jedem großen Gymnasium befindet sich aber zugleich eine ökonomische Anstalt für diejenigen, die außer dem Unterricht auch Wohnung, Beköstigung und überhaupt Alles wünschen, was die Schüler bedürfen. Die Anstalt nennt man auch auf russisch Pension und die Schüler Pensionairs. Die Pensionairs sind in der Regel junge Edelleute, deren Eltern auf ihren Gütern (Dörfern) in demselben Gouvernement, manchmal auch in einer

andern Statthalterſchaft, wohnen. Für ſie ſind 4 bis 6 Aufſeher angeſtellt, welche die Ordnung in den Claſſen, Schlafzimmern und im Garten oder auf dem Hofe während des Spielens handhaben. Zu ſolchen Aufſehern wählt man, wie ſchon oben geſagt, in der Regel Deutſche und Franzoſen, damit die Schüler Gelegenheit haben, ſich in den beiden Sprachen, die mit zu den Fachſtudien gehören, auch practiſch zu üben. Dieſe Herren rufen beim Spielen oder Eſſen wohl tauſendmal in einer Stunde: Sprechen Sie deutſch, meine Herren!“ — „Parlez Français Messieurs!“ Sie ſtehen im Lieutnantsrange, in der zwölften Claſſe. Aber ſie haben einen ſchweren Dienſt, und der Director, zumal wenn er ein ſtolzer Mann iſt, behandelt ſie nicht beſſer als Lakaien. Im Unterſchiede von den Penſionairs nennt man diejenigen Schüler, welche das Gymnaſium beſuchen und bloß den Unterricht daſelbſt genießen, Schüler.

Für den Unterricht ſelbſt wird auf ruſſiſchen Hochſchulen eigentlich nichts bezahlt, indem die Profeſſoren, Lehrer u. ſ. w. vom Staate beſoldet werden. Doch hat der Cultusminiſter in neuerer Zeit beſtimmt, daß jeder Schüler des Gymnaſiums 6 bis 10 Gulden jährlich zu entrichten hat. Wer ein Zeugniß von der Stadtbehörde bringt, daß er ſehr arm iſt, hat nichts zu entrichten. Dieſes Geld kommt aber nicht in den Fond, aus dem die Lehrer u. ſ. w. beſoldet werden, ſondern es wird zur Unterſtützung unbemittelter fleißiger und

talentvoller Schüler und zur Anschaffung von Büchern u. dgl. Nothwendigkeiten für dieselben verwendet. Ist nun die Zahl der fleißigen, talentvollen, unbemittelten Schüler nicht groß, so wird das übrige Geld am Schlusse des Schuljahres unter diejenigen Lehrer vertheilt, welche sich durch Fleiß hervorgethan und die Gunst des Directors und Inspectors erworben haben. Die Parteilichkeit der russischen Beamten tritt auch hier deutlich hervor. Nur selten erhält derjenige etwas davon, dem es nach dem Gesetze gebührt.

Der Director weiß auch *dieses* und *jenes* anzugeben, was er für einen Theil dieses Geldes angeschafft habe. — Einmal geriethen dieserwegen alle Lehrer eines Gymnasiums mit dem Director in Streit. Der Curator der Universität, in dessen Lehrbezirk das Gymnasium gehörte, erfuhr es und beschied die Zänker in den Ferien aus einer Entfernung von mehr als 80 deutschen Meilen zu sich. Dieser hohe Schulchef war Generalmajor und ein Soldat im ganzen Umfange des Wortes. Zuerst nahm er den Director vor, den er nicht öffentlich beschimpfen wollte, indem er ein alter Mann und schon Staatsrath dem Range nach war (also bloß eine Rangstufe niedriger stand, als der General selber), er las ihm die Leviten unter vier Augen; doch fehlte es an Lauschern nicht, und diese versicherten, es sei eine höchst erbauliche Zurechtweisung gewesen! Darauf ließ der Curator alle Lehrer zusammen in den Saal treten, schnarrte sie an, daß Sr Excellenz

Stimme auf der Straße deutlich zu hören war: Wü podletzi! Wü maltschischki!“ (Ihr ſeid Niederträchtige! Rotzbuben!) „ich werde Euch alle auf die Hauptwache ſetzen!“ ſagte der Curator und die armen Teufel verſtummten. Da nun unter dieſen Herren Titulairräthe, Collegienaſſeſſoren, Hof- und Collegienräthe dem Range nach waren, ſo ſieht man, was die ruſſiſchen Hauptleute, Majore und Obriſten ohne hohe Geburt und Reichthum für kleine Leutchen gegen ihre Chefs ſind. Das iſt ruſſiſche Disciplin! Die Penſionairs haben gegen 300 Gulden jährlich zu entrichten.

An den Univerſitäten ſind auch ſolche Penſionsanſtalten eingerichtet für „Kronſtudenten,“ welche hier Wohnung, Beköſtigung, Bücher und alles Andere unentgeltlich erhalten, wofür ſie dann nach Vollendung ihrer Studien 6 Jahre dem Staate dienen müſſen. Sie erhalten dann zwar ihr Gehalt wie jeder andere Beamte, der nicht auf Koſten des Staates ſtudirt hat und beköſtigt wurde; aber ſie müſſen das Amt, das man ihnen giebt, ohne Umſtände annehmen und es ſechs Jahre lang bekleiden, ehe ſie Anſprüche auf Verſetzung haben. Man ſendet ſie oft in die ödeſten Gegenden des Reiches, wo nicht jeder unabhängige Mann dienen will. Das Amt iſt jedoch immer ihrer Würde, die ſie durch die Vollendung ihrer Studien erlangt haben, entſprechend. Unbemittelte Schüler, die ſich in den Gymnaſien durch Talente, durch Fleiß und gute Führung ausgezeichnet, können „Kronſtudenten“ werden,

im Fall sie Lust am Studiren haben. Wer sich aber auf Universitäten durch große Talente, durch Fleiß und gute Führung auszeichnet, und besonders wenn er nebenbei gute Fürsprache hat, der kann „Professorstudent" werden. Die Professorstudenten werden nach Vollendung ihrer Studien auf Kosten des Staates in's Ausland geschickt, um ihre Kenntnisse zu vervollkommnen und zu vergrößern. Kehren sie nach Verlauf der bestimmten Frist nach Rußland zurück, so werden sie als Professoren angestellt.

Vor Jahren lebte ein Student, Namens Stst., er war jüdischer Abkunft, aber getauft, und studirte Medizin. Schon im dritten Cursus zeigte er so ungewöhnlich große Fähigkeiten, daß die Professoren ihn nicht bloß im Clinico beschäftigten, sondern ihm auch erlaubten, auswärts zu practiciren. Hierbei zeigte er aber eine so große Habsucht und Geldgier, daß man mit Grund erwarten konnte, er werde dereinst ein eben so großer Wsjätoschnik als Mediziner werden. Alle Aerzte in der ganzen Universitätsstadt nannte er im Stillen „Dummköpfe, privilegirte Menschentöder." Sein Ziel war, dereinst alle Aerzte Rußlands zu überragen, um sich eben so viel Ruhm als Geld zu erwerben. Mit unermüdetem Fleiße studirte er Medizin und nebenbei Philosophie und sogar Jurisprudenz. Auch war er ein bedeutendes Sprachgenie, er suchte den Umgang der Ausländer verschiedener Nationen, die hier lebten, um sich in ihren Sprachen zu üben. Dieser Stst. wurde

Profeſſorſtudent und ins Ausland geſchickt, um noch verſchiedene Hochſchulen zu beſuchen. Zuerſt ging er nach Würzburg, wo er einige Zeit ſtudirte und dann ſein Examen als Doctor der Medizin und Chirurgie machte. Von hier ging er nach Leipzig, wo er die philoſophiſche Doctorwürde erhielt, und in Paris machte er ſogar ein glänzendes juriſtiſches Examen. „Ein tüchtiger Arzt muß Philoſoph im ganzen Umfange des Wortes ſein," pflegte er zu ſagen. Als er nach abgelaufener Friſt nach Rußland zurückkehrte, war der Lehrſtuhl für Chirurgie an derſelben Univerſität offen, wo er ſeine erſten Studien gemacht hatte, und der Curator ließ ihn als ordentlichen Profeſſor eintreten.

Nun war die Zeit da, ſeine großen Kenntniſſe geltend zu machen und ſich recht viel Geld zu erwerben. Aber nicht die Studenten hatte er ſich zur Befriedigung ſeiner Habſucht auserſehen, ſondern alle reiche Kranken, die in ſeiner Kunſt Geneſung ſuchen würden. Er hatte auch bald eine große Praxis. Bei ſeinem ungewöhnlichen Scharfblick im Erkennen der Krankheit ging er auch mit einer Kühnheit, die faſt an Tollheit gränzt, bei ſeinen Patienten zu Werke und wurde dabei von ſeltenem Glücke begünſtigt. Auf dieſe Weiſe erlangte Stſt. bald eine ſolche Berühmtheit als Arzt, daß die Kranken aus weiter Ferne des Reiches kamen, um in ſeiner Kunſt Geneſung zu finden. Wie jedes Genie, wußte auch er die ihm ſparſam zugemeſſene Zeit weislich einzutheilen. Morgens hielt er ſeine Vorleſungen, die immer ſehr

zahlreich beſucht wurden. Darauf beſuchte er ſeine Kranken und Abends ſpielte er Whiſt oder Boſton, wovon er ein großer Freund war. Wo er die Zeit hernahm, alle mediziniſche Schriften zu leſen, weiß ich nicht. Da war kein neues gehaltvolles Werk in der mediziniſchen Literatur des In- und Auslandes, das er nicht geleſen hätte.

Von vier bis fünf Uhr Nachmittags war die Stunde, die er hauptſächlich für die Armen, aber auch für Jedermann beſtimmt hatte, welcher ſich ärztlichen Rath bei ihm im Hauſe holen wollte. Von Niemandem, der ihn beſuchte in dieſer Stunde, nahm er ein Honorar, und manchem Armen verſchaffte er ſogar Arzneien unentgeltlich. Wer ſich aber von ihm beſuchen ließ, von dem verlangte er für jede Viſite ein gutes Stück Geld.

Es waren ein paar Jahre vergangen und Stſt. hatte ſich ein Vermögen von 25000 Rubel Silber erworben. Dieſes Capital, von dem der größte Theil hie und da niedergelegt war, packte er zuſammen und gab es einem Brantweinspächter auf 10 Procent. Von dieſem Tage an verdiente ſein Name nicht mehr mit Achtung genannt zu werden; denn alle ſeine ferneren Handlungen bewieſen deutlich, daß er es darauf abgeſehen hatte, dieſes Capital in noch kürzerer Zeit zu verdoppeln, er verſchmähte kein Mittel, das zur baldigen Erreichung dieſes Zieles beitragen konnte. Seine Habſucht, die er in allen Formen zeigte, erfüllte die Menſchen mit Abſcheu gegen ihn; aber ſein Genie als Arzt flößte allen Kranken Vertrauen

ein und Jeder opferte, was er konnte, um nur von ihm behandelt zu werden. In der dortigen Gegend wohnten viele reiche Edelleute auf ihren Gütern, von denen immer der Eine oder der Andere krank war und dann von keinem andern als dem berühmten Stft. behandelt sein wollte. Das war denn auch seine Haupternte. Des Armen erbarmte er sich am Ende nicht mehr; ließ er aber Einem seinen ärztlichen Schutz angedeihen, so nahm er ihn unentgeltlich ins Clinicum, weil ihm die Krankheit wichtig für den Arzt zu sein schien. „Es ist ein interessantes Exemplar" pflegte er in solchem Falle zu sagen.

Nur mit den Reichen, die ein gutes Stück Geld für jeden Besuch anwenden konnten, wollte er jetzt zu thun haben. Nach und nach richtete er es ein, daß Jeder, der sich bei ihm im Hause ein Recept verschreiben ließ, zwei Rubel Silber, (2 Thl. 5 Gr. Pr.=Crt.) zahlen mußte; von einem Fremden, der reich oder wohlhabend zu sein schien, verlangte er auch wohl das Doppelte. Für Besuche, die er bei seinen Kranken machte, hatte er festgestellt: für eine Visite innerhalb der Stadt 4 Rubel Silber, für eine außerhalb der Stadt, das Doppelte. Die Besuche bei Edelleuten, welche auf ihren Gütern lebten, ließ er sich, je nachdem sie entfernt wohnten, bezahlen: für die Meile (aus sieben Werst bestehend) 10 Rubel Silber und freie Equipage. Es giebt Aerzte, die trotz ihrer Gelehrsamkeit kein Glück bei ihren Curen haben. Bei Stft. war es anders, ihn

hatte das Glück zu seinem Günstlinge auserkoren und so vollbrachte er Heilungen, die man Wundercuren zu nennen pflegt. Aus nah und fern kamen auch die Kranken herbei, um sich von diesem gelehrten Wunderdoctor heilen zu lassen.

II. Die echte Perle als Arzenei.

Einmal kam ein Hypochonder, ein von Natur beschränkter Kopf, aber ein sehr reicher Mann, aus einer Entfernung von 1700 Werst zu ihm, um in seiner Kunst Genesung zu suchen. Schon beim ersten Blick sah Stst., daß der Patient viel kränker in der Einbildung als in der Wirklichkeit war; aber nichts desto weniger versicherte er ihm, daß er an einem chronischen, lebensgefährlichem Uebel leide, das jedoch von Grund aus gehoben werden könnte, wenn er sich in Geduld fassen und sich seiner ärztlichen Behandlung unterwerfen würde. Der Hypochonder war glücklich zu hören, daß ihm noch zu helfen wäre und versprach, sich Allem zu unterwerfen, was der Herr Doctor zur Heilung für nothwendig erachte. Vor allen Dingen rieth der Arzt dem Kranken, sich eine schöne geräumige Wohnung außerhalb der Stadt zu miethen, was jener auch that. Dieses gewährte einen doppelten Vortheil: der Hypochonder genoß hier der schönen frischen Luft, und dem Arzte trug jeder Besuch

das zweifache Honorar ein! Es waren einige Monate vergangen und der Doctor hatte während dieser Zeit seinen Patienten einmal, nicht selten auch zweimal täglich besucht, und alle Arzneien, die er verordnete waren vorschriftsmäßig angewendet worden; allein mit der Krankheit war es beim Alten geblieben. Als der Arzt eines Tages sein Honorar für zehn Besuche (höher ließ dieser die Summe nicht auflaufen) von seinem Patienten empfing, erklärte dieser ihm, daß er unvermeidlich zum Bettler werden müßte, wenn er genöthigt wäre, ein so kostspieliges Leben noch länger fortzusetzen. Doch noch immer ermuthigt durch den großen Ruf, in dem sein Arzt stand, fügte er hinzu, er sei gern bereit, sein halbes Vermögen daran zu setzen, wenn man ihn radical heilen würde. Nach dieser Versicherung hätte der Doctor gewiß alle seine Kräfte in Thätigkeit gesetzt, den sehnlichen Wunsch seines Patienten zu erfüllen, wenn sein Genie in dem unermeßlichen Schatze der Arzneikunst ein Mittel gewußt hätte, die Hypochondrie zu heilen. Mit seiner Kunst konnte er also das halbe Vermögen seines Kranken, der Millionair war, nicht gewinnen, daher suchte er durch List das zu erobern, was noch zu erobern war. Er mußte mit seinem Vorhaben schnell zu Werke gehen, indem er wohl wußte, daß ein Hypochonder nicht lange Stich zu halten pflegt. Mit großer Beredsamkeit erzählte er jetzt von den glänzenden Curen, die er schon vollbracht, und allmählich ging er auf die Entdeckungen über, die in

neuerer Zeit im Gebiete der Medizin gemacht worden. „Der menſchennaturkundige Geiſt," ſagte er, „ſteigt aber auch tief in die Erde und belauſcht die große Natur, wie ſie feuerſpeiende Berge, Ströme und Quellen bereitet, er entreißt der Erde die Metalle, er durchwandert das ungeheure Feld der Kräuter und Pflanzen, ergründet ihre Kräfte und vereinigt ſie mit den Kräften der Metalle und denen der thieriſchen Stoffe, um damit die größte Feindin des Menſchen, die Krankheit, zu beſiegen, zu vernichten; er beobachtet die Himmelskörper, berechnet ihren Lauf, ermißt ihre Größe und ergründet ihre Einflüſſe, die ſie auf den Kranken ausüben. Wie unermeßlich groß iſt die Zahl der Kräfte, die der Forſchungs-, Prüfungs- und Erfahrungsgeiſt in neuerer Zeit entdeckt hat! Kräfte, vermöge derer wir Krankheiten zu heilen im Stande ſind, die Jahrhunderte hindurch von den berühmteſten Aerzten für unheilbar gehalten wurden! Kräfte, die den in geheime Weisheit eingeweihten Egyptiern und den naturkundigen Arabern verborgen blieben, weil die Ergründung derſelben unſerm Zeitalter vorbehalten war. Wer hätte z. B. noch vor einem halben Jahrhundert ahnen können, daß die echte Perle eine Kraft enthält, vermöge deren wir im Stande ſind, die hartnäckigſte Bauchnervenkrankheit radical zu heilen? Das iſt eine Entdeckung von unermeßlichem Werthe, die jedoch den meiſten Heilkünſtlern noch immer ein Geheimniß iſt!" ſagte der gelehrte Profeſſor und ſah ſeinen Mann mit bedeutungsvoller Miene an. Mit

geſpannter Aufmerkſamkeit hatte der Hypochonder zugehört. „Bauchnervenkrankheit! iſt das nicht das böſe Uebel, an dem auch ich leide?“ fragte er. — „Ja, mein theurer Patient, das iſt Ihre Krankheit! und die Perle iſt das Mittel, dieſes große feſtſitzende Uebel aus ſeiner Wurzel zu reißen!“ verſetzte der Doctor. — „Aber warum haben Sie mir dieſes Mittel bisher nicht verordnet?“ — „Sie haben wohl ſchon gehört, mein theurer kranker Freund, daß man den Keſſel, den man verzinnen will, vorher gut reinigen muß, ſoll das Zinn angreifen. Die Arzeneien, welche ich Ihnen bisher verordnete, ſind die Vorbereitung zu dieſer Cur, im Fall Sie ſich, da dieſelbe ſehr koſtſpielig iſt, dazu entſchließen würden.“ — „Sind Sie denn feſt überzeugt, Herr Doctor, daß Sie mich mit dieſer koſtſpieligen Arzenei radical heilen können, und kann ich hoffen, daß Sie mich damit heilen werden?“ fragte der Hypochonder. — „Ohne Zweifel!“ verſetzte der Doctor; „doch nur unter der Bedingung, daß Sie meiner Vorſchrift pünktlich nachkommen, und daß Sie keinem Mißtrauen Raum geben, wenn ich, um allen Betrug von Seiten der Pharmaceuten unmöglich zu machen, die Arzenei in meinem eigenen Laboratorium zubereite. Es iſt Ihnen wohl nicht unbekannt, daß deutſche Medizin und deutſche Pharmacie die berühmteſte iſt, weil ſich die Deutſchen durch Gelehrſamkeit, Fleiß und Ordnung in dieſer Kunſt und Wiſſenſchaft vor allen andern Nationen ausgezeichnet haben. Daher will Se Majeſtät der Kaiſer

auch nur deutsche Pharmaceuten in seinem Lande haben. Sie können von den Provinzen der Ostsee bis an's Ende der östlichen Welt, bis nach Kamtschatka, reisen und Sie werden finden, daß auf diesem Wege nur Deutsche im Besitze der Apotheken sind. Aber dennoch ist die Pharmacie gegen die in Deutschland, wo ich sie studirte, weit zurück, weil in Rußland dieses Fach zu handwerksmäßig erlernt wird. Genug, soll die Perl-Arzenei die gehörige Wirkung haben, so muß sie kunstgemäß zubereitet werden, was ein hiesiger Apotheker schwerlich im Stande ist. Etwas haben Sie, mein theurer Freund, noch zu beobachten, nämlich die Kraft Ihres Willens sowohl, als auch den Glauben an die Kunst Ihres Arztes und an das vorzügliche Heilmittel, bei der Cur mitwirken zu lassen. Ohne dies kann die Heilung nur langsam, aber unterstützt von Ihrer Willenskraft, Hoffnung und Ihrem festen Glauben wird sie schneller, als Sie es erwarten können, vor sich gehen."

Der Hypochonder war kein Filz, und da er schon so viel von den „Wunderkuren" des gelehrten Professors gehört und sogar einige Freunde hatte, die von ihm aus schweren Krankheiten gehoben worden waren, so hatte er den Muth, sich der kostspieligen Cur zu unterwerfen. Er brachte einen Pack Bankbillette hervor und zählte dem Doctor die verlangte Summe zur Anschaffung der echten Perlen ab.

Zwei Tage darauf brachte der Professor die Arzenei. Der Hypochonder gebrauchte sie einige Zeit vorschrift-

gemäß, und der gewandte philosophische Arzt wußte dabei seinen Patienten dermaßen zu erheitern und zu zerstreuen, daß dieser gestand, so wohl und gesund habe er sich seit vielen Jahren nicht befunden. Ganz besonders hatte der Doctor ihm das Reiten anempfohlen, und der Patient machte auch täglich einige Spazierritte. Diese vortreffliche Wirkung schrieb er einzig und allein der theuren Arznei zu. Er machte dem Doctor ansehnliche Geschenke, sowohl an Geld als auch an Sachen von bedeutendem Werthe. Es waren einige Monate vergangen und dem Hypochonder wurde die Nothwendigkeit einer Klimaveränderung zur fixen Idee. Eines Tages sagte er zu seinem Arzte, er fühle sich überaus wohl; aber eine Klimaveränderung schien ihm unumgänglich nothwendig, und er hoffe dadurch der gesündeste und lebensfroheste Mensch von der Welt zu werden. Vergebens suchte der Professor dies und jenes dagegen einzuwenden; die Seele des Hypochonders aber wurde von der fixen Idee beherrscht und der Tag der Abreise war bestimmt. Der Professor hatte auf alle mögliche Weise speculirt, recht viel Geld zu erwerben. Da er aus ganz natürlichen Ursachen nicht Alle, die sich schriftlich und mündlich an ihn wendeten, behandeln konnte, so hatte er mehrere, zwar fähige Aerzte, aber auch seines Charakters würdige Menschen in verschiedenen Gegenden des Reiches, die ihm einen gewissen Zoll entrichten mußten, wofür er sie den verschiedenen Kranken, die er nicht behandeln konnte, auf das Beste empfahl.

Einer von diesen Aerzten lebte in der Gegend, wo der Hypochonder hinzureisen und einige Zeit zu leben beschlossen hatte. — „Sie müssen sich aber, mein theurer Freund, in K**, wo Sie noch den Rest des Sommers zu verleben gedenken, einem guten Arzte anvertrauen, sonst könnte ein Rückfall eintreten, denn ganz vollkommen hergestellt sind Sie noch nicht," sagte der Professor, als er merkte, daß der reiche Patient nicht länger mehr zu halten war. „Im Fall Sie sich daselbst noch für keinen Arzt bestimmt hätten, so könnte ich Ihnen einen unserer Kunst würdigen empfehlen," fügte er hinzu. Der Hypochonder bedankte sich für diese Güte seines lieben Arztes, belohnte diese Sorgfalt noch mit einem niedlichen Bankbillet und erbat sich ein Empfehlungsschreiben an eben jenen Arzt. Der Professor besorgte ihm dieses bald, und der Mann reis'te damit ab. Ein kühles, schauriges Regenwetter, das lange anhielt, überfiel den armen Hypochonder auf der Reise. Da es in dortiger Gegend gar keine Steinstraßen giebt, so werden bei anhaltendem Regenwetter die Wege dermaßen locker, daß die Postpferde mit ihrer Last nur im schwachen Schritte vorwärts können. Die öde Gegend, die schlechten Wirthshäuser daselbst, und viele andere unangenehme Dinge, können einen gesunden starken Menschen zur Hypochondrie stimmen, und so kann es uns nicht wundern, daß der unglückliche Mann auf dieser Reise in seinen frühern Zustand zurücksank. Obgleich er nicht den geringsten Argwohn gegen den Professor hegte, so

brachte es doch seine krankhafte Stimmung mit sich, daß er den Brief erbrach. Er war in lateinischer Sprache abgefaßt und lautete in der Uebersetzung ungefähr folgendermaßen:

„Lieber College!

Hier übersende ich Ihnen einen Vogel von kostbarem Gefieder. Wenn Sie ihn ein wenig rupfen, so erinnern Sie sich dabei der Fabel „vom Lamm und der Schwalbe." — Das Rupfen muß mit Vorsicht und großer Geschicklichkeit geschehen. Noch ehe der Vogel sich bei Ihnen eingefunden haben wird, werden Sie durch mich über Alles, was Noth thut, in Kenntniß gesetzt sein u. s. w."

Der Hypochonder, obgleich ein beschränkter Kopf, hatte doch, wie fast alle russischen Edelleute, in seiner Jugend eine Hochschule besucht und so viel Latein gelernt, um in diesem berüchtigten Empfehlungsschreiben einen Uriasbrief zu erkennen.

Dieser Streich des Professors, kein Bild der Dichtung, sondern eine Thatsache, wurde nach und nach in der ganzen Gegend bekannt; aber nicht Jeder glaubte daran, und der Ruf des genialen und in seinen Curen so glücklichen Arztes litt nicht im mindesten darunter.

III. Der reiche Patient.

Folgende Geschichte kann einen Beweis liefern, welchen Einfluß ein berühmt gewordener Arzt auszuüben im Stande ist, und welches Zutrauen man ihm, dem Heilkünstler, schenkt, wenn man auch von seinem schlechten Herzen überzeugt ist.

Stst. war, es konnte nicht anders sein, in der ganzen Gegend des dortigen Gouvernements als ein höchst geldgieriger Mensch bekannt und von Vielen tief verachtet; war aber Jemand gefährlich krank, so verschwand alle Verachtung, wenn auch nur auf so lange, als die Krankheit währte, und man hegte nur Einen Wunsch, nämlich den: von ihm behandelt und geheilt zu werden. Selbst in dem Falle, daß der Kranke nichts von ihm wissen wollte, wurde der Doctor dennoch herbeigerufen, weil die Anverwandten und Freunde des Patienten nicht eher ruhten, als bis der berühmte Mann zu Rathe gezogen war. Einmal wurde die sechsjährige Tochter eines Zahnarztes krank, ein alter geschickter russischer Stabsdoctor behandelte das Kind, das aber von Tag zu Tage kränker wurde und am zehnten Tage ganz besinnungslos und einer Leiche ähnlich dalag. „Ist noch Hoffnung da?“ fragte die fast in Verzweiflung gerathene Mutter den Arzt, der vor dem Bette der Kranken stand. Dieser zuckte die Achseln und antwortete: „man muß abwarten, was Gott be-

ſchloſſen hat. — Unterdeſſen wenden Sie noch dieſes und jenes an," damit zog er ab. Ein Nachbar des Zahnarztes, der mit Stſt. ſehr befreundet war, ging zu dieſem und bat, er möge ihm doch die Freundſchaft erweiſen und das kranke Kind unterſuchen und ihm nöthigenfalls Etwas verordnen, da der alte Stabsdoctor allein auf Gottes Hilfe baue. „Ihnen will ich es zum Gefallen thun," ſagte er und fuhr zu der Kranken. Nach einer flüchtigen Unterſuchung bemerkte er: „Wenn Andere den Karren in den Moraſt ſtießen, ſoll Stſt. ihn wieder herausziehen!" — „Gott im Himmel! ſo iſt alle Hoffnung verloren!" ſagte die Mutter und rang die Hände. „Mitſchewó Mátuſchka," entgegnete der Doctor, „das Kind wird wieder geſund! Wenn es morgen aufſtehen will, dann thun Sie ihm ſeinen Willen, und wenn es nach einer Woche im Hofe herumſpringen will, ſo laſſen Sie es nur ſpringen." Darauf verſchrieb er einen Trank, befahl das Kind ſo und ſo zu behandeln und jagte mit ſeiner Dróika (ein Fuhrwerk mit drei Pferden) davon. Am andern Morgen kam er wieder und fand das Kind, das heute wirklich ſchon eine kurze Zeit auf den Beinen war, recht munter. Eine Woche darauf ſpielte es ſchon wieder im Hofe.

Drei Meilen von dieſer Univerſitätsſtadt lebte auf einem ſeiner Güter ein reicher und im Staatsdienſte hochgeſtellter Edelmann, einer von denjenigen, die den Profeſſor ſeiner Habſucht wegen verachteten und ſelbſt in einer Krankheit von ihm nichts wiſſen wollten. Er

wurde plötzlich sehr krank. Sein Hausarzt, ebenfalls Professor, behandelte ihn. Die Krankheit wurde aber bald so bedenklich, daß der Arzt der adeligen Familie erklärte, es sei ein Concilium von wenigstens drei seiner Collegen nothwendig. „Unterlassen Sie nichts, was zur Rettung unsers theuren Gatten und Vaters beitragen kann!“ war die Antwort. Vier der tüchtigsten Aerzte der Stadt versammelten sich, und nach einer sorgfältigen Untersuchung waren sie alle einstimmig: daß dem Kranken nicht mehr zu helfen sei. Da es für die Familie von großer Wichtigkeit war, zu wissen, ob ein schleuniger Tod erfolgen könnte, so bat man die Aerzte, sie möchten sich doch offenherzig hierüber erklären. „Nach unserm Ermessen kann dem theuren Kranken keine menschliche Kunst mehr helfen, und er kann auch höchstens nur drei Tage mehr leben,“ erklärten die Aerzte offenherzig. Das war ein Donnerschlag, der das ganze Haus mit Schrecken erfüllte. Was thut man in solchem Falle nicht, um das Leben eines theuren Familienvaters zu erhalten! Der reichste und hochgestellteste Mann, wie der ärmste aus der untersten Schichte des Volkes, der aufgeklärteste Mensch, wie der Dummkopf nimmt in solcher Noth nicht selten die Zuflucht zu einem jämmerlichen Urinbeschauer. Und wer kann das tadelnswerth oder lächerlich finden? Wo die Kunstverständigen in Wahrheit nichts mehr ausrichten können, was ist da noch zu verlieren? Zu gewinnen dagegen ist manchmal etwas. Die Geschichte hat fast eben so viel

Wahrheiten, als Mährchen aufzuweiſen, wie alte Weiber und Quackſalber Manchen herſtellten, den kunſtverſtändige Aerzte ſchon hingeſtellt hatten. — Warum ſollte man ſich nicht vielmehr an einen Arzt, wie Stſt. war, wenden? Die vier Aerzte, welche den Kranken unterſucht hatten, waren Männer, die ihr Fach verſtanden und die einen ſolchen ſchreckenerregenden Ausſpruch nie gewagt hätten, wenn ſie nicht vollkommen überzeugt geweſen wären, daß in einigen Tagen ſein Tod erfolgen müßte. Trotzdem aber ſetzte ſich die Familie des Kranken über alle Rückſichten hinweg, entließ die Aerzte und ſchickte in aller Eile zu Stſt., den der Patient, wie geſagt, tief verachtete. Der Profeſſor unterbrach ſogleich ſeine Vorleſung, in der er begriffen, als der Eilbote ankam, ſetzte ſich auf und ließ die Pferde dergeſtalt in Bewegung ſetzen, daß ſie unterwegs faſt zuſammenſtürzten. Angekommen, unterſuchte er mit ſeinem großen Scharfblicke den Kranken, und dann die Recepte, welche der Hausarzt verſchrieben und zum Ueberfluß auch noch das, was die vier Aerzte zuletzt verordnet, aber zu ſeinem Leidweſen fand er, daß jene die Wahrheit geſagt hatten. Als man ihn fragte, ob noch Hoffnung da ſei, antwortete er: „Die Krankheit iſt allerdings ſehr gefährlich; aber wer weiß, vielleicht iſt Sr Excellenz noch zu helfen! — Irren iſt menſchlich. — Aber ich kann mit meinem Kopfe dafür bürgen, daß der Kranke in den erſten acht Tagen nicht ſtirbt. Haben die vier Aerzte ſich hierin geirrt, ſo können ſie ſich auch noch in ſonſt Etwas geirrt haben. — Man

muß nie alle Hoffnung aufgeben! Vermag ich durch die Kunst diese und jene Veränderung in dem Kranken hervorzubringen, so ist seine Wiedergenesung sehr wahrscheinlich. Ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht," sagte der Professor. Das waren doch noch Worte des Trostes für die in Verzweiflung gerathene Familie. Man hatte so Etwas von Stst. erwartet; aber nicht etwa deshalb, weil man an seine Habsucht dachte, der er seinen ehrlichen Namen und Alles opferte, sondern vielmehr deshalb, weil er schon Dinge vollbracht hatte, die man Wundercuren zu nennen pflegt. Der Kranke, der noch so ziemlich bei Besinnung war, freute sich dennoch, daß man den berühmten Doctor herbeigerufen; denn er war klug und erfahren genug, um aus dem ganzen Thun und Wesen der vier Aerzte den Schluß zu ziehen, daß er von ihnen nichts zu hoffen habe. Die unbeschreibliche Liebenswürdigkeit, mit der Stst. seine Kranken, zumal wenn sie reich waren, zu behandeln wußte, wie auch seine ganze Art und Weise bei den gefährlichsten Krankheiten, als ob hier nicht das geringste zu befürchten sei, erfüllte das Herz des vielseitig gebildeten Edelmannes dermaßen mit Freude und Hoffnung, daß sein bisheriger Abscheu gegen den Doctor sich in Liebe und Zutrauen auflöst'te. Unendlich groß ist der Arzneischatz unserer Zeit und mannigfaltig sind die Mittel, die er dem philosophischen und erfahrenen Arzte darbietet, einem Kranken das Leben auf ein paar Tage zu verlängern.

Stft. wandte die Mittel an, welche ihm Theorie und Praxis für diesen Fall empfahlen. Grausam aber schlug er es der Familie ab, die ersten drei Tage in der Nähe des Kranken zu verweilen.

„Das Schuljahr ist auf die Neige — mein Amt und meine vielen schwer Erkrankten erfordern unumgänglich meine Anwesenheit in der Stadt!“ sagte er. „Wenn Sie nur meinen Verordnungen pünctlich nachkommen, so ist meine Gegenwart hier auch gar nicht nothwendig; die Arznei thut ihre Wirkung ohne mein Zugegensein. Ich werde allerdings alles aufbieten, um Se Excellenz, meinen theuren Patienten, wenigstens zweimal täglich zu besuchen. — Ihre Pferde laufen ja ganz vortrefflich!“ fügte er hinzu. Wer konnte einen Zweifel in dies sein Versprechen setzen, da ihm zwei Besuche täglich, die Meile zu 10 Rubel Silber gerechnet, 60 Rubel eintrugen? Mehr konnte er fast nicht verlangen, wenn er auch Tag und Nacht ununterbrochen in der Nähe des Kranken verweilt hätte. In dem Grade, wie er tollkühn mit dem Anfassen einer schweren Krankheit war, war er auch unverschämt im Fordern seines Honorars. Er hatte es sich gleich Anfangs zur Bedingung gemacht, daß ihm die 60 Rubel für zwei Visiten täglich entrichtet werden müßten. Der reichen Familie fiel es nicht ein, über diese dreiste Forderung auch nur eine unwillige Miene zu machen. „Sie sollen Ihr Honorar, Herr Professor, für jeden Besuch, und machten Sie deren auch vier täglich, immer am selben Tage erhalten,“

sagte sie und legte ihm das Geld für den ersten Besuch auf den Tisch. Der Professor steckte es ein und jagte mit den drei herrschaftlichen Pferden wieder zur Stadt, wo sie ihm sammt der Caroſſe zur Verfügung blieben. Am selben Abend machte er den zweiten Besuch. Beim dritten fand er den Kranken ziemlich munter. Am sechsten Tage fühlte sich derselbe so leicht, daß er seiner Familie versicherte, wenn das so fortginge, hoffe er in einer Woche wieder aufzustehen. Die Freude war unbeschreiblich! Schon jetzt machte man dem Doctor ein kostbares Geschenk, und man versprach ihm dergleichen mehr, wenn er den theuren Kranken vollkommen heilen würde. „Ich werde mein Möglichstes thun!“ sagte der Professor und fuhr mit Geld und Geschenk nach Hause. Am Abend des neunten Tages starb der Kranke, denn Stst. hatte kein Mittel mehr gehabt, ihm das Leben noch auf einen Tag zu verlängern.

Die Krankheit trug dem Arzt, das Geschenk mitgerechnet, über 1000 Rubel Silber ein.

IV. Der kranke General-Gouverneur.

Durch dergleichen Fälle konnte der Professor seiner Habsucht fröhnen, ohne vom Gerichtshofe, der ihn seit lange in's Auge gefaßt hatte, zur Verantwortung gezogen zu werden; allein er unterstand sich auch noch ganz

andere Streiche, die ihn in Criminaluntersuchung brachten. Er wurde für schuldig erklärt, sein ganzes Vermögen confiscirt und er zu einer schimpflichen Strafe verurtheilt, die er in der Verbannung abbüßen sollte. Eines Tages wurde er wie ein gemeiner Verbrecher forttransportirt. Auf dem Wege nach dem Orte seiner Bestimmung kam er durch eine Gouvernementsstadt, wo der Generalgouverneur, ein geborener Fürst und Liebling des Kaisers, auf den Tod krank lag. Alle gute Aerzte der Stadt und der ganzen Gegend hatten schon ihr Möglichstes versucht, den hohen Kranken zu heilen, aber ihre ganze Kunst war an seinem hartnäckigen Uebel gescheitert, und man konnte mit jeder Stunde den Tod seiner fürstlichen Excellenz erwarten. Da hörte man plötzlich, daß der berühmte Doctor Stst. als Gefangener in der Stadt angekommen war. Der Civil-Gouverneur ließ ihm zu wissen thun, daß er alsobald zu Sr Durchlaucht kommen möchte. Stst. kam mit seiner gewöhnlichen Eilfertigkeit in dergleichen Fällen, aber von drei Mann Wache begleitet, herbei; es waren gerade mehrere Aerzte bei dem Kranken versammelt. Schnell, wie es Kunst und Natur nur wenigen Heilkünstlern vergönnen, hatte Stst. alles auf's genaueste untersucht, was hier zu untersuchen war. „Meine Herren," sagte er zu den Aerzten, der Kranke ist ganz verkehrt behandelt worden! Sie haben den Karren so tief in den Morast geschoben, daß ihn ein Anderer schwerlich wieder herausziehen wird!" Nun schlug er seine drastischen Mittel vor, die nach

seiner Meinung nur noch helfen könnten. — „Was, Sie unterstehen sich ein solches Urtheil über uns zu fällen?“ sagte der Medizinal-Inspector, schon ein alter Staatsrath im Range. „Und Sie wollen am Ende noch Se Durchlaucht ermorden, vergiften?“ „Nein!“ schrie der ehemalige Professor, „ich nicht! aber Sie, Ihre vollkommene Unwissenheit haben Se Durchlaucht fast ermordet! Und Sie wollen nun noch verhindern, daß ich den hohen Patienten, den Gequälten, den Gemarterten vom Tode errette?“ Die Fürstin nebst ihren Kindern und anderen Personen waren im Nebenzimmer und hörten den Streit mit an. Die Frau General-Gouverneurin wußte nicht, ob sie ihren so schwer erkrankten Gemahl dem Arrestanten anvertrauen, oder ob sie ihn unter den Händen der andern Aerzte lassen sollte. Es war ein bedenklicher Fall, sowohl für sie, als auch für Stst. Nur ein so gewaltiges Mittel, wie dieser es für nothwendig hielt, konnte den Kranken retten; stirbt er aber darauf, so wird der Medizinal-Inspector sagen: „der Arrestant hat ihn vergiftet, und die Familie Sr Durchlaut hat es freiwillig geschehen lassen. Die Fürstin rang die Hände, sie wußte nicht, was sie thun sollte. Der Civil-Gouverneur wie einige andere hohe Personen, wagten es auch nicht, für das Eine oder das Andere zu stimmen. Endlich entschied ein Anverwandter des Fürsten, ein alter vernünftiger und sehr religiöser Mann die Sache. „Der liebe Gott im Himmel,“ sagte er, „hat den berühmten

Doctor auf dieſe ſeltſame Art hieher geſchickt, um Se Durchlaucht zu retten. Es iſt die höchſte Zeit, daß man die andern Aerzte entläßt, da ſie mit ihm nicht übereinſtimmen." Nun hatten alle Andere den Muth, ſich für den berühmten Doctor zu erklären. Die Aerzte wurden entlaſſen, und Stſt. nahm den Kranken, der übrigens von ſtarkem Naturell war, in Behandlung. Er gab ihm ein Mittel ein, vor welchem ihm ſelber ſchauderte. Darauf zog er einen Schlafrock an, ſtellte ſich vor den Kranken hin, der ganz beſinnungslos mit hoch aufgetriebenem Leibe da lag, und rieb und arbeitete an ihm bis nach Mitternacht. Da regte ſich endlich der Kranke, ein Schwarm von böſen Geiſtern ſchien aus dem Leibe Sr Durchlaucht zu fahren, er ſchlug die Augen auf, ſah den Doctor an und ſagte: „Mnje pojeſt chótſchetſa" (ich will eſſen). Der Doctor taumelte wie ein Betrunkener durch den großen Gaſtſaal, die Fürſtin, begleitet von ihrer älteſten Tochter kam ihm entgegen, und ſagte mit bebender Stimme: „Gott! jetzt iſt er gewiß todt!" — „Se Durchlaucht iſt gerettet! Geben Sie ihm von dieſem und jenem ein wenig zu eſſen, und mir geben Sie ein Lager, daß ich ein wenig ſchlafen kann," antwortete der Doctor. Es geſchah Beides. Von dieſer Stunde an ging der Kranke auf wie eine Blume, die von der milden Sonne beſchienen wird. Vierzehn Tage darauf verſah der Fürſt ſchon wieder ſein hohes Amt, er fühlte ſich ſo wohl, wie in den ſchönen Tagen ſeiner Jugend. Dieſe ſo glückliche

und ſchnell durchgeführte Cur erregte ein gewaltiges Erſtaunen unter den Aerzten wie unter den Laien. Der alte Medizinal-Inſpector kam aus Scham und Aerger um ſeinen Abſchied ein, den er auch gar bald erhielt. Der Fürſt aber beſchloß aus Dankbarkeit, die völlige Freiheit des zur Verbannung verurtheilten Doctors zu bewirken. Allein das ging nicht ſo leicht, als er hoffte. Doch ruhete er nicht eher, als bis Se Majeſtät den ſeltenen Arzt begnädigte; nur ſein Vermögen blieb confiscirt. Auf die Vorſtellung des Fürſten beſtätigte der General-Stabsdoctor zu St. Petersburg den ehemaligen Profeſſor zum Medizinal-Inſpector für dieſes Gouvernement.

Jetzt fing Stſt. ſein früheres wohlthätiges Leben als Arzt wieder an. Sein Ruf wurde glänzender, als er bisher geweſen. Allen Armen bewilligte er wieder den Zutritt wie in jener Univerſitätsſtadt, und vielen verſchaffte er auch Arzneien unentgeltlich. Seine Praxis wurde ſo groß und noch größer als ſie früher geweſen. Unter den ſechs Privat-Apothekern der hieſigen Stadt befand ſich Einer, der ein großer Speculant war. Er beſaß ein prachtvolles Haus und bot dem Doctor das erſte Stockwerk deſſelben, eine gräfliche Wohnung, unentgeltlich an, mit der Bitte, ſeine Apotheke allen reichen Kranken zu empfehlen. Stſt. lehnte das Anerbieten nicht von ſich ab, er bezog dieſe ſchöne Wohnung, ſorgte aber auch dafür, daß der Pharmaceut durch ſeine Großmuth nicht zu kurz kam. Denn allen

seinen Patienten, die zahlen konnten, befahl er gleichsam, die Arzenei nur in seinem Hause machen zu lassen. Dieser Apotheker, der sich durch den Ankauf des großen Hauses bis über die Ohren in Schulden gesteckt hatte, wurde in einigen Jahren ein reicher Mann, während seine fünf andern Geschäftsgenossen, die nur wenig zu thun hatten, verarmten und fast verzweifelten. Aber auch der Doctor, der durch jenen Prozeß sein Vermögen eingebüßt, hatte gar bald wieder ein schönes Sümmchen auf Zinsen stehen. „Der Wolf verliert seine alten Haare, aber nicht seine alte Gefräßigkeit.“ Nach und nach war es dahin gekommen, daß Stst. die Armen wieder vernachlässigte und sich nur mit denen zu schaffen machte, die jeden ärztlichen Besuch und auch jedes Recept mit einem guten Stück Geld honoriren konnten.

V. Die unverschämte Forderung.

Eines Tages kam eine prachtvolle vierspännige Equipage angerollt und blieb vor dem Hause des reichen Apothekers stehen. Ein alter krank aussehender und vornehm gekleideter Mann stieg aus und trat in die Apotheke.

„Wohnt hier der Herr Inspector, Doctor Stst.?“ fragte er den Apotheker. „Zu dienen, mein Herr!“ — „Fritz, führe den Herrn zum Doctor hinauf!“ — Ein

Lehrling führte den Herrn zum Doctor. Nach Verlauf von zehn oder fünfzehn Minuten kam der Herr wieder in die Apotheke und ſagte: „Was haben Sie denn da für einen verrückten Menſchen wohnen?“ — „Um Verzeihung! bei mir wohnen keine Verrückte! mein Haus iſt eine Apotheke, aber keine Irrenanſtalt!“ entgegnete der Pharmaceut. — „Apotheke oder nicht Apotheke! ich will kein Edelmann ſein, wenn der Menſch da oben nicht verrückt iſt!“ verſetzte der alte Herr. — „Von welchem Menſchen ſprechen Sie denn eigentlich?“ — „Ei nun, von wem anders, als von dem Doctor, zu dem mich Ihr Burſche geführt!“ — „Gehorſamer Diener! Das iſt ja der berühmte Arzt, der Medizinal-Inſpector Dr. Herr Stſt.,“ ſagte der Pharmaceut lachend. „Inſpector oder nicht Inſpector, der Menſch iſt total verrückt!“ behauptete der alte Herr. — „Aber was hat er Ihnen denn Verrücktes gemacht? ſo ſprechen Sie doch deutlich!“ ſagte der Pharmaceut mit etwas unwilliger Miene.

Der Herr erzählte nun recht wie ein Anekdotenſchreiber Folgendes:

„Als mich Ihr Burſche an die Zimmerthüre des Doctors geführt, entfernte er ſich wieder. Ich aber klopfte an. „Herein!“ ſagt eine Baßſtimme. Ich trete ein. Der Menſch ſitzt oder liegt vielmehr da und ſchreibt, von einer Menge Bücher umlagert. Er ſieht mich kaum an und rückt um kein Haar breit aus ſeiner eingenommenen Lage. „Habe ich die Ehre, den Inſpector, Doctor Herrn Stſt. zu ſehen?“ fragte ich. „Ja! was

ist Ihnen gefällig?" fragte er in einem Tone, der keinem gebildeten Manne wohl ansteht und blinzelte mit seinen schwarzen Augen. — „Ich bin gekommen, Herr Doctor, um mich von Ihnen heilen zu lassen." — „Was fehlt Ihnen?" — „Dieses und jenes." — Sind Sie hier wohnhaft?" — „Nein, Herr Doctor. Ihr großer ärztlicher Ruf hat mich aus einer Entfernung von 700 Werst (100 Meilen) hierher geführt." — „So müssen Sie sich vor allen Dingen eine schöne geräumige Wohnung außerhalb der Stadt miethen, und ich werde Sie als Arzt, so oft es nothwendig ist, besuchen. Ist Ihnen der Preis bekannt, den ich für jede Visite erhalte?" — „Nein! Aber lassen Sie hören, Herr Doctor." — „Das ist kurz zu sagen: für jeden Besuch außerhalb der Stadt acht Rubel Silber." — „Das ist zu viel, Herr Doctor, obgleich ich kein armer Mann bin, ist es mir doch zu viel. Vier Rubel Silber würde ich Ihnen geben können. Meine Krankheit wird ohne Zweifel eine lange ärztliche Behandlung erfordern — oder glauben Sie vielleicht, Herr Doctor, daß ich schneller, als ich es hoffe, geheilt werden kann?" — „Nein, das glaube ich nicht! Ihre Krankheit ist chronisch!" — „Eben deshalb nehmen Sie doch, Herr Doctor, vier Rubel für die Visite." — „Keinen Kopeken weniger, als acht Rubel! Bei mir wird nicht gehandelt!" — „Nun, so können Sie mein Arzt nicht werden!" sagte ich ärgerlich über das grobe Thun und Wesen dieses medizinischen Schlingels und wollte zur Thüre hinaus. „Haben Sie

die Güte, wieder näher zu treten!“ rief er mir zu. Ich wußte nicht, ob ich ihm willfahren sollte; doch trat ich näher, und fragte was er wollte. „Sie haben mir fünf Rubel Silber zu zahlen!“ sagte er. „Ich, für was fünf Rubel Silber?“ — „Ja, Sie! und zwar dafür, daß Sie mich in meinen Arbeiten unterbrochen haben! Ich schreibe kein Recept unter fünf Rubel Silber. Nun aber hätte ich in der Zeit, die ich durch Sie verschwendete, fünf Recepte schreiben können. Ich bin also noch immer im Verlust, wenn Sie mir fünf Rubel zahlen.“ — „Ich habe in meinem Leben Vieles erfahren, aber eine solche Unverschämtheit ist mir noch nicht vorgekommen! Wenn Sie verrückt sind, so gehören Sie ins Tollhaus, und nicht hieher!“ erklärte ich, drohete ihm mit der Faust und ging. Ist das der berühmte Doctor, von dem so viel Gerede ist? Unmöglich kann ein solches Subject etwas Großes und Schönes vollbringen!“ schloß der alte Herr seine Erzählung. — „Ja, das ist unser scharfsinniger, in seinem Fache ausgezeichneter Doctor, dem so Viele es zu verdanken haben, daß sie noch leben!“ fügte der Apotheker hinzu. — „Nun, so ist er nicht zu seinem Nachtheile verrückt! aber verrückt ist er!“ versetzte der Herr, stieg wieder in seinen Wagen, und fuhr seines Weges.

VII. Die ruſſiſche Brantweinspacht und des Doctors Untergang.

Die Brantweinspacht in Rußland iſt großartig. Am Ende des Pachtjahres, welches alle vier Jahre eintritt, ladet der Finanzminiſter wie zu einer Verſteigerung Alle dazu ein, die ſich an der Pacht betheiligen wollen. In früheren Jahren konnte man die Pacht für Ein Gouvernement, ja ſogar für Eine Stadt übernehmen, wie wir ſchon oben bemerkt haben. Seit einigen Jahren iſt es anders: eine große Geſellſchaft von Pächtern hat die Pacht für das ganze ruſſiſche Reich, mit Ausnahme einiger Gouvernements, wo der Brantwein nicht Monopol des Staates iſt, übernommen und ſoll dafür eine Summe jährlich entrichten, die dem dritten Theile der ganzen Staatseinkünfte gleichkommt. Allein das iſt zu ſchwach gerechnet, ſie beträgt wohl die Hälfte der Staatseinkünfte (Man giebt die ganzen ruſſiſchen Staatseinkünfte zu 400 bis 450 Millionen Rubel an). Wie viel Brantwein müſſen die ſechzig Millionen Menſchen jährlich verſchlucken, um die Pächter in den Stand zu ſetzen, dem Staate eine ſo ungeheure Abgabe entrichten zu können. Und den Brantwein haben die Pächter natürlich auch nicht umſonſt, er koſtet ihnen auch ein ſchönes Sümmchen. Das iſt aber noch nicht Alles. Die Krone will auch Caution

geleistet haben, und diese ist fast der Summe des Pachtgeldes gleich. Woher nimmt die Gesellschaft die Sicherheit? Sie nimmt gegen 5, 8, 10 und mehr Procent nicht nur Gelder, sondern ganze Dörfer mit den Bauern, steinerne Häuser *) u. s. w. auf; fallirt sie, so zieht die Krone Dörfer, Bauern und Häuser ein. Es ist ein ebenso vortheilhaftes, als gefährliches Geschäft, das die Dorf- und Häuserbesitzer auf diese Weise machen; vortheilhaft ist es, indem sie im Besitze ihres Eigenthums bleiben, alle Einkünfte desselben und obendrein die 5, 8, 10 Procent so beziehen, als ob ihr Hab und Gut nicht verpfändet wäre; gefährlich ist es, wenn die Pächter Betrüger, oder ihrem Fache nicht gewachsen sind, oder wenn sie Unglück haben, was jedem Geschäftsmanne begegnen kann. Jene spielen also ein Spiel, indem sie ein ganzes Capital gegen 5 bis 10 Procent setzen. Endlich noch haben die Pächter eine große Menge von Geschäftsverwaltern und Schreibern, von denen Viele besser besoldet werden, als die russischen Hof- und Staatsräthe. Natürlich wird auf diese Weise der Brantwein, dieser höchste Genuß des gemeinen Russen, ein theures Getränk, und dazu wird der, den die unterste Schichte des Volkes trinkt, immer verfälscht und geschwächt, wie wir auch schon oben gesehen haben. Nach

*) Da in Rußland die meisten Häuser ganz aus Holz erbaut sind, so fügt man, wenn von Häusern die Rede ist, das Prädicat jedesmal bei; hölzerne nimmt die Krone nicht an.

der ungeheuren Last, welche die Pächter durch solche Pacht auf sich laden, läßt sich schließen, daß die Krone ihnen auch in mancher Beziehung ein großes, ja sogar furchtbares, Recht einräumen muß. In der Regel brennt der Edelmann den Brantwein auf seinen Gütern; aber er durfte ihn — wir reden von der Zeit, als man noch einzelne Städte und Statthalterschaften in Pacht nehmen konnte — nur dem Pächter desselben Gouvernements verkaufen. Wurde der Edelmann mit dem Pächter nicht einig, so konnte er sein Brennen einstellen, indem er seinen Brantwein nirgend anderswo verkaufen konnte. Ich kannte einen Edelmann in Klein-Rußland, dem der Pächter, ehe er zu brennen anfing, einen weit höhern Preis für den Eimer bot, als er ihm nachher, als der Brantwein fertig war, geben wollte. Die Sache war nicht contractmäßig abgemacht und so konnte der Gutsbesitzer nichts weiter thun, als den armen Bauern seinen Brantwein zu trinken geben! — Der Mann wurde so schwermüthig, daß er seine ganze Brennerei in Trümmer zerfallen ließ. Die Apotheker, Lackfabrikanten, Verfertiger wohlduftender Wasser, Conditoren, wie überhaupt jeder Geschäftsmann, der zu seinen Fabricaten Spiritus gebraucht, muß diesen Geist bei den Pächtern kaufen. Es darf auch Niemand eine Kneipe oder ein ähnliches Trinkhaus eröffnen, ohne mit den Pächtern vorher einig geworden zu sein. Alle Wirthsleute müssen den Brantwein theurer bezahlen, als der Privatmann, der ihn zum eigenen Gebrauche von den Pächtern kauft. Es

ist bekanntlich allgemeiner Gebrauch in Rußland, daß man vor dem Mittagessen, Gabelfrühstücke, und bei andern Gelegenheiten einen Schnaps trinkt. Da man nun den Brantwein bei den Pächtern, die in allen Städten große Niederlagen von ihrem Producte haben, viel wohlfeiler und unverfälschter haben kann, als bei den Wirthsleuten, so kauft sich Jedermann, der eine Haushaltung hat, dies Getränke eimerweise in den Comtoirs, auf russisch Piteinüje Kontorü. Der Spekulant sucht seinen Vortheil auf alle mögliche Weise! Es gab und giebt gewiß auch noch heutzutage Wirthsleute, die ihren Brantwein zum Theil durch Privatleute kaufen lassen, wodurch sie wohlfeiler dazu kommen. Groß aber ist die Strafe, welche ihnen die Pächter auferlegen, wenn Schmuggel dieser Art herauskommt! In Klein-Rußland war im Jahr 1838, als ich dort reiste, das alte Privilegium noch nicht aufgehoben, kraft dessen die Edelleute das Recht hatten, ihren Brantwein in den Dörfern zu verkaufen. Auf diese Art konnte man dort auf dem Lande den Eimer zu zwei bis drei Rubel B.-A. kaufen, während er in den Städten 10 bis 12 Rubel B.-A. kostete. Es läßt sich denken, daß der Schleichhandel zwischen Dorf und Stadt stark getrieben wurde, und daß die Pächter eine Menge von Grenzaufsehern in Thätigkeit setzten. Der Edelmann, der vor dem Bürger so viele Rechte und Vorzüge hat, fuhr am besten dabei: denn kein Wächter durfte sich unterstehen, die Equipage eines Adeligen, der vom Lande in

die Stadt fuhr, zu unterſuchen, während ſie alle andern Fahrzeuge faſt um und um kehrten. In der Hauptſtadt der Ukraine lebten viele Ausländer, beſonders deutſche Handwerker, von denen ſich nicht wenige dem Trunke ergeben hatten. Dieſe Leute gingen öfter, als es ihnen ihre Geſchäfte erlaubten, in's nächſte Dörfchen, ein halbes Stündchen von der Stadt gelegen, und tranken ſich da ganz gehörig an. Darauf gingen ſie wieder nach Hauſe und lachten die Wächter am Thore aus. Fuhr man von einem Gouvernement in's andere, wo die Pacht auch einem Andern gehörte, ſo war man den Unterſuchungen der Wächter unterworfen. Ich pflegte ein Gläschen Weingeiſt mit mir zu führen, um Caffee kochen zu können, da man in den Bauernwirthshäuſern, zumal in dortiger Gegend, dazu nicht eingerichtet iſt, und es auch nicht ſelten an einem „Samowar“ (Theemaſchine), dem ſonſt ſo populären Geräthe des Ruſſen, fehlte. Einmal, als ich eben zu einer Kreisſtadt hinein fahren wollte, kam ein ſolcher Wächter an meine Teleſchke (Poſtkarren) und nahm mir mein Fläſchchen weg, in welchem ich noch ein wenig Spiritus, nicht mehr als höchſten ein Spitzgläschen voll, hatte. Jetzt ſollte ich eine große Strafe zahlen, und ich hätte ſie wahrſcheinlich zahlen müſſen, wäre nicht grade ein Uhlanenrittmeiſter, ein Deutſcher, der mit ſeiner Schwadron hier lag, dazu gekommen, der mich in Schutz nahm. Das war mir eine Lehre. Seitdem goß ich meinen Spiritus vor jeder Stadt aus, oder ich gab ihn dem Poſtknecht

zu trinken. Wer beim Schmuggeln oder bei ähnlichen Uebertretungen der Brantweinsgesetze zum erstenmal ertappt wird, der kann mit einer Geldbuße davonkommen; beim zweitenmal ist diese Strafe bedeutend höher; beim drittenmal aber hat der Pächter das Recht, den Uebertreter nach Sibirien transportiren zu lassen. Als ich auf meiner Reise in Poltawa ankam, wollte ich nicht unterlassen, das Schlachtfeld zu besuchen, wo sich einst Peter der Große und Carl XII. feindlich gegenüber standen. Es befindet sich nahe bei der Stadt. Ein großer Hügel, auf dem ein Kreuz steht, deckt das vereinte Grab der vielen Tausende von Schweden und Russen, die hier fielen. Poltawa gehört zu den Gouvernementsstädten, wo die Juden geduldet sind. Und den Juden gehörte damals die Brantweinspacht dieser Stadt. Auf meinem Rückwege hörte ich in einem Hause einen Heiden- oder vielmehr Judenlärm, der einem Siegesgeschrei ähnlich war. Ich ging hinein, um zu sehen, was es da gäbe. Jetzt erfuhr ich, daß die Juden einen Dorf-Popen beim Schmuggeln und zwar zum zweitenmal erwischt hatten. Der arme Bursche saß da von mehr als zwanzig schmutzigen Juden umringt, die vor Freuden hüpften und schrien: „a Beutelzieher! a Beutelzieher! ist zu fahren gekömmen! Wäre es doch zum dritten Mal! wäre es doch zum dritten Mal! u. s. w.“ — Die Juden in Rußland sprechen alle das jüdische Deutsch.

Die Pächter in Kleinrußland hatten sogar das Recht,

die Häuser der Bürgersleute zu untersuchen, ob diese nicht eingeschmuggelten Brantwein enthielten. In der Hauptstadt war eine Straße, die auf's Feld hinaus führte, in deren Häusern sich auch wirklich das ganze Jahr hindurch eingeschwärzter Brantwein in Masse befand. Eines Tages stürzten über fünfzig Kerle, die im Dienste des Pächters standen, in verschiedene dieser Häuser ein, durchwühlten alle Winkel und fanden richtig einen großen Vorrath Brantwein. Als die nächsten Nachbaren den Lärm hörten, liefen sie in ihre Keller und Winkel, wo sie dieses Products auch die Menge hatten und stießen den Zapfen aus — Gott bewahr' das Haus! — Die Kerle kamen auch richtig hierher; aber sie mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Von jenen aber, bei denen man den Brantwein noch in den Fässern und andern Gefäßen vorgefunden, mußte jeder ein paar tausend Rubel B.-A. Strafe zahlen.

Es war einmal ein Brantweinspächter, der bei einer Versteigerung, wie wir sie oben gesehen, alle Andern und auch den reichen Kusin, der dieses Gouvernement bisher in Pacht hatte, bei weitem überbot. „Jetzt versuche es, Bruder!" sagte Kusin, als er das letzte Gebot gethan und von seinem Concurrenten überboten worden war.

Der Mann hatte sich sehr geirrt, die Pacht dieses Gouvernements trug bei weitem nicht die Summen ein, um die ungeheure Abgabe bestreiten zu können; aber die Sache war nicht mehr rückgängig zu machen. Der

Pächter war selbst Millionair und trotzdem sah er seinen Untergang vor Augen. Um wenigstens nicht ganz zu Grunde zu gehen, sann er auf allerlei schändliche Mittel. So miethete er einmal mehrere Kerle aus den nächsten Dörfern, welche in der Stadt zu allen Denjenigen gingen, von denen sie erwarten konnten, daß sie sich mit eingeschmuggeltem Brantwein befassen würden, und boten ihnen den Eimer frei ins Haus zu liefern für 2 Rubel B.-A. an. Damals kostete der Eimer beim Pächter $10^1/_2$ Rubel B.-A. Die Sache schien zu vortheilhaft, als daß nicht Hunderte in die Falle gegangen wären. Kaum hatten die Betrogenen den Brantwein in ihren Kellern und andern Orten, so drang auch schon der Pächter mit seinen Häschern in diese Häuser ein. Bei einem Apotheker fand man über 50 Eimer Spiritus. Der Mann, durch die schlechte Lage seiner Apotheke ohnedies schon sehr herunter gekommen, mußte eine so große Strafe zahlen, daß er vollends ruinirt war. Aber alle diese schlechten Streiche trugen dem Pächter viel zu wenig ein, um die ungeheuren Abgaben und andere Unkosten bestreiten zu können, sein Untergang war unvermeidlich. Da er aber dessenungeachtet noch immer großen Aufwand machte, so wußten nur wenige, wie eigentlich seine Sachen standen.

Bei diesem Pächter hatte der Doctor Stft. sein ganzes Capital, das er sich seit der Heilung des General-Gouverneurs erworben, auf hohen Zinsen stehen. Eines Abends hatte sich der Doctor nach der Whistparthie in ein Hazardspiel eingelassen, wobei er eine ungewöhn-

lich hohe Summe verspielte. Dieser Verlust brachte ihn fast zur Verzweiflung. Als er darauf nach Hause kam, mußte er hier die schreckliche Nachricht hören, daß jener Brantweinspächter fallirt hatte. Drei und siebenzig steinerne Häuser und andere Güter, in Geld und Ländereien bestehend, waren durch diesen Banquerout für ihre Besitzer verloren gegangen, und Stst. hatte auch sein ganzes Capital dabei eingebüßt. Der Doctor ging wie ein Rasender in seinem Zimmer umher, seine Philosophie konnte ihn weder beruhigen noch ihm den Muth verleihen, diesen großen Verlust als ein Mann zu tragen. Er ging in sein kleines Laboratorium, bereitete sich eine Pille, verschluckte sie, legte sich nieder und stand nie wieder auf. So endigte dieses große medizinische Genie, ein Arzt, der sich vermöge seiner Gelehrsamkeit, Kenntnisse, Forschungen und Erfahrungen einen Platz neben den größten Aerzten seiner Zeit hätte bereiten können, wenn ihn seine Habsucht nicht auf eine so erbärmliche Art hätte untergehen lassen.

Das ruſſiſche Wort Nitſchewó.

Nitſchewó heißt, buchſtäblich überſetzt, nichts. Das Wort wird aber auch als ganzer Satz gebraucht und bedeutet dann ſoviel als: das iſt nichts; es hat nichts zu bedeuten; es ſchadet nichts. Nitſchewó iſt das Gegenmittel, zu welchem der gemeine Ruſſe in geiſtigen und körperlichen Leiden, in Mangel und Noth ſeine Zuflucht nimmt.

Daß die Leibeigenſchaft in dem Zeitalter der weſteuropäiſchen Cultur noch in Rußland anzutreffen iſt, erklärt ſich aus der Macht der Gewohnheit und aus der leichtſinnigen und ſorgloſen Natur des Ruſſen. Der gemeine Mann hat ſich an die Sklaverei gewöhnt und iſt zufrieden mit ſeinem Loos. Er hält auch mit der größten Zähigkeit an dem Geiſte, wie an den Formen ſeiner alten Gemeindeverfaſſung feſt, die eben ſo viel Gutes als Böſes für ihn enthält; Gutes enthält ſie, weil ſie das Land, das den Bauern gehört, vor der Willkür des Leibherrn ſchützt. Der Edelmann kann

auf alle mögliche Art seine Leibeigenen drücken; aber von dem Lande, das, kraft dieser Gemeindeordnung, den Bauern zugesprochen worden ist, darf er sich nicht eine Handbreit aneignen. Böses enthält sie, weil der Leibeigene wie überhaupt der gemeine Mann eben durch sie auf seine alten Zustände angewiesen bleibt. Diese patriarchalische Gemeindeordnung ist es eben, welche den gemeinen Russen unter einer beständigen Vormundschaft hält! Aber er hat sich daran gewöhnt und so ist er zufrieden. Es ist bekannt, daß viele freie russische Bauern sich auf dem Grund und Boden solcher Gutsherren niederließen, die als leutselige Männer bekannt waren, wodurch sie sich freiwillig in die Leibeigenschaft begaben.

Es fehlte diesen Allen nicht an Freunden und Bekannten, die klüger waren und ihnen das Bedenkliche eines solchen Schrittes vor Augen stellten; sie aber änderten ihren Entschluß nicht, siedelten sich auf Grund und Boden der Edelleute an, wurden aus freien Leuten Sklaven und sagten: „nitschewó". Andere freie Bauern wurden auch, namentlich unter der Frauenregierung, an verschiedene Günstlinge der Krone gewaltsam verschenkt. Und wieder Andere wurden durch List und Ränke einiger Großen und durch die Gewaltstreiche der Regierung aus freien Leuten zu Sklaven gemacht. Die meisten dieser Thoren und Betrogenen ergaben sich geduldig in ihr Loos und sagten: „nitschewó"!

Auf solche Art entstand die eigentliche Leibeigenschaft

in Rußland. „Seit undenklicher Zeit," sagt Karamsin, der Geschichtschreiber, „waren die russischen Bauern bürgerlich frei, aber ohne den Besitz übertragbaren Eigenthums."

Es wurden indeß, wie von allen kriegerischen Völkern, so auch von den Russen, die Gefangenen meistens zu Sklaven gemacht, deren Nachkommenschaft natürlicher Weise auch das Loos ihrer Väter theilen mußte.

Trotz seines großen practischen Verstandes befand sich der russische Bauer von jeher, wenn er keinen Herrn hatte, im tiefsten Elende, denn er scheint zur Knechtschaft bestimmt zu sein! Kraft eines alten Gesetzes mußten die Edelleute ihre Sklaven oder Leibeigenen ernähren, wenn diese alt oder zur Arbeit untauglich geworden waren. Das gefiel dem von Natur trägen und nur für den Augenblick sorgenden Russen sehr wohl, und so trafen alljährlich viele Tausende von freien Leuten ein Abkommen mit den Gutsherren, laut dessen sie auf eine bestimmte Zeit ihrer Freiheit entsagten und Leibeigene wurden. Auf wie viel Jahre sich Einer dazu verstand, das wurde contractmäßig abgemacht, die meisten banden sich und ihre Kinder auf so lange, als der Edelmann lebte; Andere auf 5, 10, 15 und mehr Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit waren sie wieder persönlich frei. Noch Andere dagegen wollten ihre Freiheit um keinen Preis verpfänden, und diese frohneten lieber im Tagelohn bei den Gutsherren. So lebten und handelten die russischen Bauern bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1593 erließ jener

berüchtigte Miniſter und Truchſeß Fjedor's I., Boris Godnów, einen Ukas, kraft deſſen alle contractmäßig gebundenen Bauern ſammt ihrer Nachkommenſchaft als ewiges Eigenthum der Gutsherren erklärt wurden. Und 4 Jahre darauf erließ er noch einen Ukas, der auch alle freie Leute, welche bloß im Tagelohn auf den Gütern der Edelleute Frohndienſte leiſteten, ſammt ihren Kindern zu ewigen Sklaven machte. Hundert und fünfzig Jahre ſpäter wurden mittelſt derſelben Gewaltthätigkeit die freien Kleinrußländer zu Leibeigenen gemacht. Die Bauern ſtanden zwar beide Male in Maſſen auf und richteten viel Unheil an, aber ſie wurden mittelſt einer Militairmacht gar bald wieder zur Ruhe gebracht. Von denjenigen, die während der Aufſtände nach allen Seiten hinflohen, kehrte der größte Theil wieder zu ſeinem heimiſchen Heerde zurück, fügte ſich reumüthig in das Unvermeidliche und ſagte: „nitſchewó!“

Der gemeine Ruſſe verfehlt ſeine Aufgabe und ſagt: „nitſchewó!“ er empfängt Prügel, reibt ſich die Haut und ſagt: „nitſchewó!“ Hat er ſich auf irgend eine Weiſe wehe gethan, iſt er in eine drückende Noth gerathen, ſo ſagt er: „nitſchewó!“ —

Wohl keine Nation zeigt ſo viel Mitleid und lebhafte Theilnahme an dem Unglück ſeines Nebenmenſchen, als der Ruſſe, zwar mit manchen Ausnahmen, die aber beim gemeinen Mann nicht Statt finden.

Daher werden auch in keinem Lande den Gefangenen und Verurtheilten aller Art ſo viele und mannig-

faltige milde Gaben gespendet als in Rußland. In St. Petersburg werden in der Osterwoche jedes Jahres eine Menge von Gefangenen losgekauft, die wegen Schulden in dem sogenannten „Thurm“ sitzen.

Es ist ein rührendes Schauspiel, zu sehen, wie die nach Sibirien Verbannten auf ihrem Transport von Gaben, die ihnen das Mitleid spendet, überhäuft werden! Um so drückender aber wird das Elend dieser Unglücklichen, wenn der Transport aus den volkreichen Gegenden auf asiatisches Gebiet tritt, wo es immer öder und leerer an Menschen wird. Es war im perm'schen Gouvernement, wo ich einen nach Sibirien Verbannten sah, der ein Bild des größten menschlichen Elends darstellte: bleich und eingefallen wie der Tod war sein Gesicht, und nur mit der größten Anstrengung schleppte er sich, mit noch fünf Andern an eine Stange geschmiedet, vorwärts. Er empfing reichliche Gaben des Mitleids; doch wird Alles, was Einer empfängt, gleichmäßig unter Alle vertheilt. Ich sah, wie Jedermann, der diesem Unglücklichen eine Gabe reichte, über dessen herzzerreißenden Zustand weinte und seufzte; aber Alle trösteten ihn auch mit dem Zuspruche: „Nitschewó!“

Wol keine Nation in Westeuropa geht so unvorsichtig mit dem Feuer um, als der russische Bauer, und da die Häuser oder Hütten in den Dörfern mit wenigen Ausnahmen nur aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt sind, so ist dem Feuer, wenn es ausgebrochen ist, fast kein Einhalt zu thun. Daher trifft

man auch auf seinen Reisen durch die Provinzen so häufig Dörfer an, die in Asche liegen. Einmal kam ich an einem solchen Dorfe vorbei, wo das Feuer noch vor einigen Stunden schrecklich gewüthet hatte. Von allen Hütten war nichts mehr zu sehen, als einige dicke verkohlte Balken. Ein Mann saß auf einem derselben, sein Gesicht und seine Hände waren voller Brandflecken, er weinte und seufzte kläglich: „O Hosspodi!“ (o mein Herr Gott!) denn seine Frau und Kinder waren mit verbrannt. Seine Nachbarn standen um ihn her, weinend und seufzend wie er: „Nitschewó!“ Wie ertrüge aber auch der arme gedrückte Russe mit seinem von Natur zartfühlenden Herzen all sein Elend, wenn er es nicht in sein „Nitschewó!“ zu versenken vermöchte.

Ich bin nicht fähig, körperliche Strafen austheilen zu sehen; doch war ich einmal Augenzeuge, wie ein Edelmann seinen Kutscher prügeln ließ, denn ich dachte, meine Gegenwart würde, wenn auch nicht die Strafe aufheben, so doch die Zahl der Hiebe mindern, was denn auch geschah, indem der Edelmann mir wohlwollte und mir selten eine Bitte versagte, und in manchen Stücken sogar meinen Rath befolgte. Der Vater des Kutschers mußte zur Strafe dabei stehen, als sein Sohn geschlagen wurde. Der alte Mann stand mit Thränen in den Augen da und während ein Kerl zuschlug, tröstete er seinen Sohn mit: „nitschewó! nitschewó!“

Ich kam einmal durch ein Dorf, wo vor einigen Minuten ein armer Fuhrmann das Bein gebrochen hatte;

er lag da und jammerte so kläglich, daß es mir das Herz preßte. Einige Männer und Frauen standen um ihn her, Alle bezeigten ihre Theilnahme an seinem Unglücke. Manche weinten und jammerten laut; Alle aber trösteten ihn mit: „Nitschewó!“

Der Russe ist, wir müssen es nochmals wiederholen, der geschickteste Nachahmer aller Nationen; aber es fehlt ihm auch nicht an eigenthümlichen Ideen, die er, zufolge seiner großen Geschicklichkeit auf eine erstaunliche Art zu verwirklichen weiß. Schon in frühester Zeit zeigte der Russengeist Sinn und Geschmack für das Riesenmäßige. Die ungeheure Glocke und Kanone zu Moskau und andere Schöpfungen beweisen es. Mit Ueberraschung und Erstaunen erblickt der Reisende die Tempel, Säulen und Kolosse, die der Wunderwerke Griechenlands und Roms spotten, und die der Kaiser Nikolai auf Finnlands Moore thürmt.

Die Alexander-Säule in St. Petersburg ist das riesigste Werk unserer Zeit. Sie besteht aus einem einzigen Stück Granit, ist fein polirt wie Marmor und hat gegen 84 Fuß Höhe und gegen 14 Fuß im Durchmesser. Bei der Aufstellung dieses Kolosses waren Tausende von Menschen thätig, besonders die Plodniks (Zimmerleute), von denen nach üblicher Weise jeder ein scharfes Beil im Gürtel stecken hatte. Als das Werk im Gange und alle Walzen im Rollen waren, gerieth einer der Plodniks mit seinem Arm unter eine Walze und war in Gefahr mit dem ganzen Körper unter die-

ſelbe zu gerathen. Sein Nachbar zog ſogleich ſein Beil aus dem Gürtel, hieb ihm den Arm ab und ſagte: „Nitſchewó, Brat!“ (Es hat nichts zu bedeuten, Bruder!) Der Kaiſer Nikolai ſchenkte jedem 500 Rubel, dem Einen für ſein Unglück, dem Andern für ſeine Geiſtesgegenwart.

Das verhängnißvolle Feuerwerk.

In keinem Lande wird der gebildete Mann, der sich vom Zorne hinreißen läßt und einem seines Gleichen eine Ohrfeige giebt, auffallender und strenger bestraft, als in Rußland; denn hier hat der Staat nur einer gewissen Classe von Beamten gestattet, Ohrfeigen, Ruthen- und Peitschenhiebe auszutheilen. Wenn ein Beamter, der gerade nicht in dieses Strafaustheilungs-Ressort gehört, einem seines Gleichen, wenn dieser auch dem Range nach weit unter ihm steht, eine Ohrfeige giebt, so hat der Geschlagene Ansprüche auf das ganze Jahresgehalt des Schuldigen. Da nun mancher arme Teufel keine Lust hat, mit dem Degen oder mit der Pistole Genugthuung zu fordern, was er übrigens in Sibirien büßen müßte, so begnügt er sich lieber mit der Jahresgage dessen, der ihn geohrfeigt hat. Zuweilen verlieren auch beide Saperniki (Nebenbuhler, Gegner) ihr Amt durch solch einen Vorfall. Selbst die Gutsherren haben nach einem Gesetz, das Kaiser Nikolai

gegeben, nicht das Recht, ohne Beiseyn eines Polizeibeamten ihre Leibeigenen prügeln zu lassen. Dieses Gesetz ist allerdings eine schöne Figur in dem russischen Swod; allein der Adel fürchtet sich wenig oder gar nicht vor ihr. Indeß ist es doch einmal vorhanden, und wenn ein armer Teufel von Edelmann gerade Unglück haben soll, kann er ihm doch zum Opfer fallen. Von allen Beamten, die in das Strafaustheilungs-Ressort gehören, spielt die Polizei die größte Rolle. Die Polizeileute, vom gemeinen Budotschnik bis zum Inspector und noch höher hinauf, müssen eiserne Fäuste haben, denn sie hauen damit darauf los, wie ein Götz von Berlichingen. Es ist ein erbauliches Schauspiel, zu sehen, wie ein solcher Polizeimann auf den Bock eines Fiakers steigt, und den armen Teufel mit Faustschlägen tractirt, oder auch, wie er ihn, da die Droschken in Rußland sehr niedrige Fahrzeuge sind, beim Haar erfaßt, ihn vom Bocke herabzieht und dann mit ihm das Faust- und Fußspiel auf ebener Erde beginnt und vollendet. Widersetzt sich der arme Teufel einer solchen Mißhandlung, so geht es ihm noch schlimmer; denn in diesem Falle hat er noch eine unmäßige Tracht Prügel auf der Polizei auszustehen. Ein Nichtadeliger in Rußland, der nicht reich ist und keine Fürsprache hochgestellter Leute hat, thut klüger, daß er schweige, wenn ihn ein Polizeimann, zumal wenn dieser dem Offizierstande angehört, geohrfeigt hat, denn es wird ihm keine Genugthuung werden, wenngleich das Recht auf seiner Seite ist, d. h. wenn er ohne alle

Urſache mißhandelt worden iſt. Es wird aber auch wol in keinem Lande ſo viel von der Polizei in Allem, was die Handhabung der Ordnung betrifft, gefordert, als in Rußland, weshalb ihr denn auch eine große, ja, ſogar furchtbare Gewalt eingeräumt iſt, die ſie nicht ſelten mißbraucht, und der manchmal ſogar ein hoher Beamter oder reicher Edelmann zum Opfer fällt.

In Weſteuropa ſieht man gar oft, wie Jemand, ſei es aus Stolz, Nachläſſigkeit oder aus welcher Urſache es wolle, an einem regierenden Haupte oder an einem Gliede des fürſtlichen Hauſes vorübergeht, ohne den Hut vor ihm zu ziehen, und die Polizei wagt es nicht einmal, ihm dieſerhalben Vorwürfe zu machen. Ganz anders iſt das in Rußland! da kann ein ſolcher Stolz oder ſolche Nachläſſigkeit, zumal wenn ſie ſich ein Einheimiſcher zu Schulden kommen läßt, ſehr ſchlimme Folgen haben. Das Klügſte, was Einer in ſolchem Falle, und wenn die Zurechtweiſung des Polizeimannes auch noch ſo grob iſt, thun kann, iſt, daß er recht artig um Entſchuldigung oder Verzeihung bittet. Thut er das nicht oder antwortet er dem Polizeimanne in demſelben Tone wie er ihn anſchnarrte, ſo kann er gewärtig ſein, daß dieſer ihn auf der Stelle unter Numer Verſicherung bringt, wo er einer abſcheulichen Behandlung ausgeſetzt iſt. Desgleichen ſieht man auch in Weſteuropa, wie bei militairiſchen Paraden u. dgl. m. ſich die Zuſchauer ganz in die Nähe der Hauptperſonen des Schauſpiels drängen. In Rußland iſt das ganz anders, da ſind bei ſolchen Gelegenheiten Hunderte

von Polizeileuten thätig, welche die Zuschauer immer zurück-, und manchmal ohne Noth zurückdrängen. Wer sich aber widersetzt, der hat, mag er sein, wer er wolle, zu erwarten, daß er auf der Stelle zur Haft gebracht wird. Es war ein vornehmer Edelmann, der sich im Dienste des Staates die fünfte Rangelasse erworben hatte, welcher nach St. Petersburg kam, um dem großartigen Feste, das am Geburtstage der Kaiserin im Peterhofe (einem Kaiserlichen Lustschlosse einige Meilen von St. Petersburg) Anfangs Juli gefeiert wird, beizuwohnen. Dieser Staatsrath stand im Peterhofe neben mir. Es erhob sich, wie es nicht anders sein konnte, ein großes Gedränge. Plötzlich spielte die Musik die bekannte Weise „Gott beschütze den Zaaren," ein Zeichen, daß der Kaiser herannahete. Jetzt entwickelte die Polizei eine außerordentliche Thätigkeit: „nasad! nasad!" und nichts als: „nasad!" (zurück!) hörte man aus unzähligen Kehlen rufen. Ein Tschassnü Pristaff kam auch zu uns, legte mir und dem Staatsrathe die flache Hand auf die Brust und sagte: „nasad!" Ich drängte mich, soviel ich's vermochte, zurück; der Staatsrath aber, mit seinem Anna-Kreuz um den Hals, stand unbeweglich da wie eine Bildsäule. „Nasad!" sagte der Polizeimann wohl zehnmal zu ihm, aber der Staatsrath sah ihn mit verächtlichem Blick an und wich nm kein Haar breit zurück. In einem Nu hatte der Tschassnü Pristaff den Ober-Polizeimeister, der gerade in der Nähe war, herbeigerufen, eine pompöse Gestalt

in voller Generalsuniform. „Haben Sie die Güte, mit dem Herrn Polizeiinſpector zu gehen!“ (d. h. ſich mit ihm auf die nächſte Hauptwache zu begeben,) ſagte der Polizeichef zu dem Staatsrathe. Dieſer zeigte keine Luſt dazu. Aber der General wiederholte auf die höflichſte Art von der Welt: „poſchaluijte! poſchaluijte! (haben Sie doch die Güte mitzugehen!) Der Staatsrath fing jetzt an andere Saiten aufzuſpannen, er verneigte ſich vor dem Oberpolizeimeiſter und bat, ihn doch mit dieſem Gange zu verſchonen, er zog ſogar den Hut vor ihm; allein es half Alles nichts, der Polizeichef ſagte: „poſchaluijte!“ und wollte der Staatsrath nicht in die Gefahr gerathen, von den Budotſchniken (gemeine Polizeiſoldaten) zur Hauptwache geſchleppt zu werden, ſo mußte er ſich gutwillig fügen, und that, wie ihm höflich befohlen! Die Sache intereſſirte mich, und nach einer genauen Erkundigung, die ich darüber eingezogen, befand ſich der Staatsrath noch am andern Tage auf der Hauptwache. Er war über hundert Meilen weit hiehergekommen, um dieſem Tage der Fröhlichkeit beizuwohnen, und er hat ihn in Haft zubringen müſſen. Wie die Sache ſich noch weiter geſtaltete, weiß ich nicht; ſo viel iſt aber gewiß, daß der Edelmann in dieſem Handel den Kürzern zog. Solcher Fälle habe ich ſeitdem ſehr viele geſehen. Während eines Schauſpieles, dem der Kaiſer beiwohnt, wird Jeder ohne Ausnahme, der der Polizei nicht gehorchen will, in Haft gebracht. Aber noch einen ähnlichen Fall will ich hier etwas ausführlicher erzählen.

Ich befand mich einige Jahre tief in der Provinz, mehr als 300 Meilen von St. Petersburg entfernt, wo ich mit dem Präsidenten der Finanzkammer sehr befreundet war und wo ich mich tagtäglich in der Gesellschaft der höchsten Beamten des Gouvernements befand. In diese öde Gouvernementsstadt kam einmal eine deutsche Truppe Künstler, wie sie sich nannte, um auf gut Glück ein Feuerwerk zu zeigen. So lange diese Stadt erbaut ist, sah sie dergleichen Künstler nicht in ihren Mauern. Ich wunderte mich nicht wenig darüber, daß die deutschen Seiltänzer sich bis in diese öde Gegend verlieren konnten. Aber, wo kommt der Deutsche nicht hin?

Der Gouverneur war auf Urlaub, der Vice-Gouverneur versah seine Stelle und bewilligte das Gesuch der Feuerwerker. Es war an einem Sonntage gegen Abend, als wir unsere Preference-Parthie (dieses Spiel hatte das Whist- und Bostonspiel in Rußland lange Zeit in den Hintergrund gedrängt) geendigt hatten. „Nun gehen Sie mit mir in den Krongarten, das Feuerwerk anzusehen," sagte der Präsident zu mir, und ich ging mit ihm. Als wir an die Casse kamen, fragte ich in deutscher Sprache, was für Plätze da wären. „Der erste ist mit Lehnstühlen und der zweite mit gewöhnlichen Stühlen versehen, der dritte aber ist für Standespersonen eingerichtet, d. h. für Jeden, der das Stehen dem Sitzen vorzieht," sagte der deutsche Seckelmeister zu mir. Diese Sprache hat der Bursche auf den Eisenbahnen

in Deutschland gelernt, wo die Reisenden in der vierten Classe, den Stehwagen, sich auch Standespersonen nennen, dachte ich und legte ihm das Geld für zwei Plätze ersten Ranges hin. Wir kamen beide in den Garten und sahen hier zwar einige Lehn- und andere Stühle, die aber bei weitem nicht ausreichten für Alle, welche den ersten und zweiten Platz, bezahlt hatten. Auch waren die Plätze gar nicht so eingerichtet, wie es bei dergleichen Schauspielen üblich ist und wie es sich gehört, denn man konnte geraden Schrittes vom ersten auf den zweiten und dritten Platz gehen, welcher letzterer überall war, wo kein Stuhl stand, und da nur sehr wenig Stühle vorhanden waren, so war der ganze Raum mit dieser kleinen Ausnahme, dritter Platz. — Die paar Stühle waren schon von Damen in Besitz genommen. Es währte noch lange, ehe das Feuerwerk seinen Anfang nahm. Die Harrenden standen theils in verschiedenen Gruppen da, und theils spazierten sie umher. Der Präsident, ein gesetzter, überaus kaltblütiger Mann, leistete sogleich Verzicht auf seinen Lehnstuhl, den er bezahlt hatte, und trat ganz in den Hintergrund, wo er sich an eine Säule des hier stehenden chinesischen Lusthauses anlehnte. Ich stellte mich neben ihn. Die Unzufriedenheit über die betrügerische Einrichtung der Plätze und noch mehr über die Gleichgültigkeit des Polizeimeisters, welche dieser dabei zeigte, gaben Viele laut zu erkennen. Unter diesen Unzufriedenen that sich am meisten ein junger Mann hervor, der aus St.

Petersburg gebürtig war, und der sich im Dienste des Staates schon die neunte Classe verdient hatte. Die Petersburger haben einen gewissen Stolz, den sie gern jeden fühlen lassen, der aus der Provinz gebürtig ist. Der junge Mann war hieher gekommen, wo die Beamten, hinsichtlich des Rangwesens, große Vortheile genossen, um sich desto schneller den Majorsrang zu verdienen. Er bekleidete ein Amt in der „Kasonnaja Palata" (Finanzkammer), folglich war jener Präsident nach dem Minister sein höchster Chef. „Was ist das für eine Betrügerei!" rief er laut aus, „ich habe den ersten Platz bezahlt und erhalte nicht einmal einen Schemel zum Sitzen! Wo ist mein Lehnstuhl? das will ich wissen!" fügte er hinzu und stellte sich vor einige Damen, die auf den Stühlen saßen, so hin, daß er ihnen die Aussicht auf die verschiedenen aufgesteckten Figuren benahm, aus denen das Feuerwerk sich bald entwickeln sollte. Der Präsident stand zu weit im Hintergrunde, als daß er das Thun und Wesen seines Beamten hätte sehen oder hören können. In der Finanzkammer waren einige Beamte, die gern einen Schnaps tranken, richtig gesagt, es waren kleine Trunkenbolde. Der St. Petersburger aber war aus guter Familie, und ließ sich so Etwas nie zu Schulden kommen. Wenn er sich nicht jene Unartigkeit gegen die Damen erlaubt hätte, so würde ich ihn nach dem Präsidenten für den feinsten und gebildetsten Beamten der ganzen Finanzkammer gehalten haben.

Der Präsident dieser Palata war, ich weiß nicht aus welcher Ursache, mit dem hiesigen Civil-Gouverneur, folglich auch mit dessen Gehilfen, dem Vice-Gouverneur in eine starke Spannung gerathen und hatte bei seinem Minister um die Präsidentschaft in einem andern Gouvernement angehalten, welche Bitte ihm auch schon seit einigen Wochen gewährt war; da aber sein Nachfolger noch in St. Petersburg verweilte, so sollte er noch bis zu dessen Ankunft das Amt verwalten.

Endlich machten die Feuerwerker den Anfang, und die Polizei begann die Ordnung zu handhaben, d. h. sie trieb Alle, die auf dem Vordergrunde in Gruppen standen, auseinander. Aber der junge Titulairrath, der St. Petersburger, wollte um keinen Finger breit aus seiner Stellung weichen. „Ich habe den ersten Platz bezahlt! wo ist mein Lehnstuhl?... und Sie wollen mich auch noch von hier wegtreiben?" sagte er zu dem Tschassnü Pristaff und wies ihn stolz von sich. Der Polizeimann suchte ihn anfangs in Gutem, und da dieses nichts half, am Ende mit Drohungen aus seiner steifen Stellung zu bringen, allein beides vergeblich. Der junge Mann war von vornehmem Aeußern, und einige seiner Anverwandten bekleideten in St. Petersburg bedeutende Aemter. Der Polizeimann aber war von sehr geringer Herkunft und hatte sich durch Diensteifer und besonders gute Führung vom Unteroffizier (man nimmt die Polizeileute fast Alle aus dem Militair) bis zum Tschassnü Pristaff aufgedient, daher war ihm auch, selbst als

Offizier jene Schüchternheit noch eigenthümlich, die der gemeine Russe gegen den geborenen Edelmann zu äußern pflegt. „Geh', rufe den Polizeimeister hieher!“ sagte der Tschassnü Pristaff zu einem seiner Untergebenen. „Ja, er mag kommen, der die Plätze so schön einzurichten befohlen .... er mag kommen, der Lieutenant, ich bin von der neunten Probe!“ (stolz scherzend: ich bin Hauptmann, er ist Lieutenant), sagte der eitle Petersburger. Der Polizeimeister stammte aus einer altadeligen Familie, und er machte hier einen Aufwand, wie außer dem Gouverneur und dem General der innern Wache Niemand in der Stadt. In seinem Hause waren tagtäglich Gastgelage und Kartenpartien. Der Gouvernementschef wie auch der General verkehrten bei ihm und er bei ihnen. Er war als Husarenoffizier aus dem Militairdienste ins Polizeiwesen getreten, wozu er sich ganz vorzüglich eignete, denn er war überaus pfiffig, gewandt, rüstig, polirt auf allen Seiten, und dabei voller Husarenstreiche. Dem Range nach war er bloß Lieutenant, aber sein Amt gehörte in die Classe der Stabsoffiziere. Auf den Ruf seines Tschassnü Pristaffs kam er herbei und suchte mit polizeilicher Höflichkeit den jungen Titulairrath zur Ordnung zu bringen, und da dies nichts half, brach er in Drohungen aus. Der junge Mensch aber weigerte sich zu folgen und sprach von der Betrügerei der Plätze. Der Polizeimann konnte ihn dieser Widersetzlichkeit wegen auf der Stelle zur Hauptwache abführen lassen, und der Husar hätte es

auch ohne Zweifel gethan, wenn ihm nicht zwei Rückſichten im Wege gelegen hätten, denn erſtens mußte er als Polizeichef dafür ſorgen, daß die Betrügereien mit den Plätzen nicht vorfielen, und da er dafür nicht geſorgt, ſo unterlag es keinem Zweifel, daß er ſich von den Feuerwerkern „na wodku“ hatte geben laſſen; zweitens hatte der junge Mann nahe Anverwandte, die in St. Petersburg einen großen Einfluß ausübten. Da der Vice-Gouverneur auch im Garten war, ſo fand er es für gerathen, dieſem die Sache vorzutragen, was er denn auch that. Der Vice-Gouverneur, an tiefe Unterwürfigkeit der Beamten gewöhnt, war entrüſtet über das widerſpenſtige Betragen des Titulairraths, und befahl ſogleich ihn zu verhaften. Nun exiſtirt aber ein Geſetz, kraft deſſen ein Beamter, der kein gemeines Verbrechen beging, ohne die Einwilligung ſeines Chefs nicht verhaftet werden kann. Jener Staatsrath im Peterhofe hatte keinen Chef, weil er nicht mehr im Dienſte war. — Der Vice-Gouverneur wußte, daß der Präſident ſich im Garten befand, daher ging er zu ihm, um ihm zu melden, daß er ſeinen Beamten durch die Polizei auf die Hauptwache bringen laſſen würde. Jener aber konnte gegen dieſen Beſchluß Einrede thun und ſagen: „Ich ſelber will ihn zum Gehorſam bringen, und ihn für ſeine Widerſetzlichkeit gegen den Polizeimeiſter meiner Pflicht gemäß beſtrafen laſſen, und wenn Sie dann meinen, daß ich dabei nicht nach dem Geſetze verfahre, ſo verklagen Sie mich u. ſ. w.“

Plötzlich wurde ich in meiner Betrachtung über das Feuerwerk unterbrochen: der Vice-Gouverneur stand vor dem Präsidenten und sagte mit seiner rauhen Stimme zu ihm: „Da ist ein Besoffener aus Ihrer Palata, der sich nicht bloß höchst unanständig gegen den Polizeimeister und gegen einige Damen beträgt, sondern der auch noch die Gesetze der Ordnung verhöhnt! Ich lasse den Saufaus sogleich auf die Hauptwache bringen!" — „Lassen Sie ihn hinbringen, wenn er besoffen ist und er sich solche Streiche unterfteht," sagte der Präsident mit seiner gewöhnlichen Kälte und ohne den Vice-Gouverneur anzusehen, denn er war, wie gesagt, seit einiger Zeit mit ihm in Spannung gerathen. Jetzt eilte der Polizeimeister, begleitet von seinen Nadsiratels und Budotschniks zu dem Titulairrath hin, der noch immer trotzig da stand. „Haben Sie die Güte, in Begleitung eines Commissairs auf die Hauptwache zu gehen," sagte der Polizeichef zu ihm. Der junge Mann aber blieb stehen. „Faßt ihn beim Kragen und schleppt ihn dahin!" — Der Tschassnü-Pristaff und einige Andere schickten sich an, den Befehl ihres Chefs zu vollziehen. Der Titulairrath aber hielt ihnen seine beiden Fäuste entgegen und sagte: „Wage es Keiner, mich anzutasten! ich werde mich vertheidigen!" Der Tschassnü-Pristaff achtete der Drohung nicht, und faßte ihn beim Kragen. Aber im selben Augenblick erhielt er von dem jungen Manne abscheuliche Ohrfeigen. Jetzt fielen die Budotschniks (gemeine Polizeisoldaten) wie gehetzte Hunde über

den armen Titulairrath her, riſſen ihm faſt alle Kleider vom Leibe und trugen ihn, ſechs Mann hoch, nicht auf die Hauptwache, wo er, da er Edelmann war, hingehörte, ſondern auf die Polizei, in ein ekelhaftes Kerkerneſt, das für noch nicht verurtheilte gemeine Diebe eingerichtet war. Wenn man bedenkt, daß der gemeine Ruſſe von der Polizei nicht beſſer behandelt wird, als das liebe Vieh, ſo kann man ſich demnach eine Vorſtellung machen von der Behauſung, welche für Diebe und ähnliche Verbrecher aus der unterſten Schicht des Volkes eingerichtet ſind! Die Feuerwerker konnten einpacken, denn kein Menſch blieb im Garten, Alles lief dem gemeinen Triumphzuge nach. Noch am ſelben Abend wurde von Seiten des Vice-Gouverneurs jedem Augenzeugen dieſes Vorfalls kund gethan, am andern Tage nach Recht und Gewiſſen Zeugniß abzulegen. Da der junge Mann aus guter Familie, ſelbſt ſchon Titulairrath, ſonſt gar nicht übel im Umgange und niemals betrunken war, und da die meiſten Zuſchauer ſich über die Betrügerei jene Plätze betreffend ärgerten, und der Polizeichef nicht wenige Feinde hatte, ſo zeugten faſt Alle zum Vortheil des jungen Mannes, mit Ausnahme einiger Beamten, die in der Gouvernementsregierung dienten. Daß der Titulairrath aber den Polizei-Inſpector ſo abſcheulich geohrfeigt hatte, mußte ihm ſchlechterdings den Hals brechen. Seine Freunde boten zwar Alles auf, dem Vice-Gouverneur und dem Polizeimeiſter den ganzen Unfall zur Laſt zu legen, indem dieſer den

Betrug mit den Plätzen zuließ und jener eine offenbare Lüge dadurch beging, daß er den jungen Mann beim Präsidenten für betrunken erklärte. Der Präsident war nicht wenig erstaunt, als er hörte, daß es keiner von den Trunkenbolden, sondern der St. Petersburger war, den er seines Fleißes und Talentes wegen sehr schätzte und liebte. Er begab sich am andern Morgen zum Polizeimeister und verlangte auf seine Verantwortung hin die Entlassung des Beamten aus der schmutzigen Haft. Dieser aber erklärte, daß es sich hier nicht um ein Vergehen, sondern um ein Verbrechen handle und daß ihm nur der Gouvernementschef zu befehlen hätte, den Verbrecher der Haft zu entlassen. Die Ohrfeigen und der Umstand, daß der Präsident sich nicht einmal die Mühe machte, nachzusehen, welchen von seinen Beamten man im Begriffe stand zu verhaften, mögen diesen wohl entmuthigt haben, sonst hätte er sich des jungen Mannes gewiß so angenommen, wie er es wohl im Stande gewesen wäre. „Der Vice-Gouverneur," sagte er noch am selben Abend zu mir, „sollte mich nicht umsonst belogen haben, wenn sich der Titulairrath nur nicht so weit vergessen hätte, den Polizeioffizier zu ohrfeigen und zwar in Gegenwart so vieler Menschen!" Er wartete die Ankunft seines Nachfolgers nicht ab, sondern reis'te schon ein paar Tage darauf nach N., wo er auch, wie schon oben bemerkt, als Präsident der Finanzkammer angestellt war, und that für den jungen Menschen gar nichts. Unterdessen wandte die

Gouvernements-Regierung Alles an, den Titulairrath so strafbar als möglich darzustellen. Aber die Anverwandten des jungen Mannes in St. Petersburg boten auch ihrerseits Alles auf, ihn zu retten und den Vice-Gouverneur zu stürzen. Allein auch hier finden wir unseren Ausspruch bestätigt, daß der russische Beamte in den wenigsten Fällen den Sieg über Einen, der in Rang und Amt weit über ihm steht, davon trägt. Der junge Mann blieb nach wie vor in dem schmutzigen Polizeineste in Haft.

Endlich war der Urlaub des Civil-Gouverneurs abgelaufen und er zurückgekehrt. Dieser war ein echter Edelmann, er besaß ein schönes, großes Herz und zeichnete sich im Dienste seines Amtes vortheilhaft aus. Er war ein eben so feiner Beobachter, als guter Gesellschafter, und gastfreundlich, wie gewiß nur wenige Gouverneure in ganz Rußland. Ein Genie in seinem Amte, hatte er stets in unglaublich kurzer Zeit alle Briefschaften seines Ministers gelesen, seine Berichte darauf entworfen, ausgearbeitet und abgesandt, eine Arbeit, an der sich manche Gouverneure Tage und Nächte lang quälen. So blieb diesem in jeder Beziehung ausgezeichneten Manne, viel Zeit übrig, um sich mit seinen Gästen zu unterhalten, Karten zu spielen, wovon er, wie die meisten russischen Edelleute, ein großer Liebhaber war, und sich am Ende auch noch mit Kunst und Wissenschaft zu beschäftigen. Er hatte einen General-Gouverneur zum Chef, aber er berichtete nicht durch ihn, sondern unmittelbar seinem

Minister, von welchem er geschätzt und geliebt wurde. „Was haben Sie da für eine abscheuliche Sache heraufbeschworen?“ sagte er, als er ankam zu seinem Gehilfen, dem Vice-Gouverneur. „Sie wissen doch, was für Anverwandte der junge Mensch in St. Petersburg hat! Die trachten jetzt, Sie zu stürzen und mich selbst in die größte Verlegenheit zu bringen! Sie haben durch diesen Vorfall bewiesen, daß Sie ein Gouvernement schlecht zu regieren verstehen! Warum ließen Sie den jungen Menschen nicht zu sich bescheiden, um ihm für seine Widersetzlichkeit gegen die Polizei Verweise zu geben? Und wenn er auch diesem Befehle nicht nachgekommen wäre, was zu bezweifeln ist, so durfte die Sache noch immer nicht dazu kommen, wozu sie gekommen ist.“ Der Vice-Gouverneur nahm diese Zurechtweisung in aller Demuth an. Dieser brave und einsichtsvolle Mann ließ den Titulairrath sogleich aus dem abscheulichen Polizeineste zur Hauptwache bringen, er wollte ihn sogar aller Haft entheben, aber der Vice-Gouverneur hatte den Prozeß schon so eingeleitet und verwickelt, daß ihm dieses zu gefährlich schien. Doch hatte er beschlossen, der Sache einen sehr vortheilhaften Schwung zu geben, wodurch er seinen Gehilfen geschützt und zugleich den jungen Menschen gerettet hätte. Das wäre ihm auch ohne Zweifel gelungen, wäre nicht folgender Umstand eingetreten. Hier müssen wir den Leser an das erinnern, was wir Seite 141 von dem Gensd'armen-Oberst und dem Prukror gesagt

haben. An dieſe beiden Gegenmänner des Gouverneurs hatten ſich die Anverwandten und Freunde des Titulairraths gewendet; aber ſowohl der Gensd'arm, wie auch der Advocat in hieſiger Stadt, waren zu talent- und tactlos, als daß ſie im Stande geweſen wären, einen ſo tüchtigen Gouverneur zu ſtürzen. Der Gensd'arm war ein jämmerlicher Schattenſtecher, der mit keinem Menſchen freundſchaftlichen Umgang pflegte. Er ging zu Niemandem, und lud auch Niemanden zu ſich ein. Des Nachts ſchlich er in den Straßen dieſer öden Gouvernements-Stadt umher, ohne daß ein Grund für ſolchen übertriebenen Dienſteifer vorhanden war. Vergebens hatte der gaſtliche Gouverneur ſich ſeit lange bemüht, dieſen Sonderling zur Tafel zu ziehen. Er lehnte, wie geſagt, alle Einladungen von ſich. Daß der Grillenfänger bei ſolcher Lebensweiſe in dieſer öden Stadt nicht aus langer Weile umkam, iſt zu bewundern. Der Prukror war ein alter, eigenſinniger und aufgeblaſener Mann, der für ein ſolches Amt, das er bekleidete, ganz und gar nicht taugte. Auch ihn hatte der Gouverneur vergebens zu ſich eingeladen, er machte es eben ſo wie der Gensd'arm; doch ſah man ihn dann und wann beim Präſidenten des Criminalhofes Whiſt ſpielen, wobei er aber jedesmal mit ſeinem Partner in Streit gerieth. Der Gensd'armen-Oberſt hatte den General der innern Wache ſammt dem Bataillonschef verſchiedener Vergehen und Unterſchleife angeklagt und hatte auch den Gouverneur, der im freundſchaftlichen

Verkehr mit Beiden stand, in die Sache verwickelt; beging aber dabei die große Dummheit, daß er der Aussage einiger Soldatenweiber unbedingt Glauben schenkte, indem er eben diese Aussage als eine wichtige Thatsache in seine Berichte aufnahm.

Der Major hatte nämlich unter Anderm, dessen er angeklagt war, mehrere Soldaten dann und wann in den Wald geschickt, um Heu zu machen und andere für ihn gewinnbringende Arbeiten zu verrichten. Einmal gingen einige Soldatenweiber in den Wald, ihre Männer aufzusuchen, ohne sie indeß zu finden. Es kamen ein paar Spaßvögel des Weges und die Weiber fragten sie, ob sie ihre Männer nicht gesehen hätten. „Ei, wißt Ihr denn nicht, was für ein Unglück geschehen ist?“ entgegneten diese, „die Wölfe haben vier von ihnen zerrissen und gänzlich aufgefressen. Und das wißt Ihr noch nicht?“ — Die Weiber liefen heulend zur Stadt und begaben sich sogleich zum Gensd'armen-Oberst, dem sie das schreckliche Unglück erzählten. Und dieser Dummkopf berichtete die Sache ohne Umstände und in aller Eile nach St. Petersburg an den Grafen O. Von hier aus wurde noch am selben Tage ein Flügeladjutant des Kaisers abgeschickt, um die tragische Geschichte an Ort und Stelle zu untersuchen. Als er ankam, fragte er sogleich nach den vier Opfern der Dienstverletzung des Bataillonschefs. Aber wie wunderte er sich, als man ihm die vier Kerle vorstellte, die frisch und gesund und voll Heiterkeit waren über den Spaß,

der bis vor die Person Sr Majestät des Kaisers gelangt war.

Es läßt sich denken, daß der Gensd'arm durch diese große Dummheit auch alle seine andern Klagen, unter denen vielleicht einige begründete gewesen sein mochten, völlig entkräftete. Er wurde seines Amtes entsetzt, und der Gouverneur war seines größten Feindes los. Aber der grämliche Prukror, der sich des Titulairraths mit größtem Eifer angenommen hatte, war noch in seinem Amte. Alles, was nur einen Schatten auf die Gouvernementsregierung wie auf das hiesige Polizeiwesen werfen konnte, hatte der Alte aus der Vergangenheit heraufbeschworen und mit den Dingen der Gegenwart verflochten, um den jungen Mann zu retten und dessen Hauptgegner zu stürzen. Der Gouverneur suchte aber diesem allem entgegenzuarbeiten, um den Vice-Gouverneur und den Polizeimeister zu retten, und um selber aus dem Schatten zu treten, in den er unvermeidlich gerathen war. Der Prozeß zog sich in die Länge, der alte Prukror verlor die Geduld und drang in den jungen Mann, daß er den Civil-Gouverneur selber auf solche und solche Art verklagen möge, was denn auch endlich geschah. Der grämliche Alte war aber bei seinen Rathschlägen, wie überhaupt bei der ganzen Sache nicht viel klüger und vorsichtiger zu Werke gegangen, als jener Gens'darmen-Oberst, daher konnte der Prozeß auch nur zum Unheil des armen Titulairraths entschieden werden. Das Urtheil

lautete auf Entsetzung seines Amtes und Degradation zum gemeinen Soldaten, eine Strafe, die mit der Verbannung nach Sibirien so ziemlich gleich ist; denn gemeine Verbrecher und Vagabonden, die nach dem Gesetze Sibirienstrafe zu erwarten haben, werden nicht selten, manchmal wenn sie schon zur Verbannung verurtheilt sind, statt dessen unter die Soldaten gesteckt. Man sagte, daß der junge Mann nebst vielen Andern bald darauf nach dem Kaukasus geschickt worden, wo er im ersten Gefechte gegen die Gebirgsvölker, das er mitmachte, gefallen sei.

Der russische Soldat und Invalide.

Das traurige Loos eines russischen gemeinen Soldaten ist bekannt. Der Soldat in Rußland wird verschiedentlich körperlich gezüchtigt. Geht er an einem Hause, in dem ein Stabsoffizier wohnt, vorüber, so muß er schon, ehe er demselben ganz nahe ist, seine Mütze in die Hand nehmen, gleich viel, ob der Offizier darin ist oder nicht, und demüthiger als ein freier Bettler am Hause vorbeigehen. Er erhält drei oder vier Pfennige täglichen Sold und so viel Brot und Grütze, daß er satt wird. Ist er verheirathet und wohnt nicht in der Caserne, was oft bei denen der Fall ist, die man schon als verheirathete Leute unter die Soldaten steckte, so erhält er doppelte Portion. Dabei erhält der Soldat auch ein wenig Salz und alle Jubeljahre ein Stück Fleisch. Hier ist die Rede von dem gewöhnlichen Garnisonsleben. Auf dem Marsche und in Kriegszeiten erhält der Soldat natürlich ein anderes Essen. Von den 3 bis 4 Pfennigen täglichen Soldes muß er sich selbst die Wichse

und das Material zum Putzen kaufen, und Alles muß sauber geputzt und in größter Ordnung sein, sonst lohnt es Schläge. Man hört in Deutschland und Frankreich, ja, selbst in Rußland so viel von Diebstählen, welche die russischen Soldaten begingen: aber ist das ein Wunder, wenn diese Leute zum Stehlen geneigt sind? Zwar wird dem Soldaten gestattet, in Tagelohn zu gehen oder während seiner freien Zeit sich durch irgend eine Arbeit Etwas zu verdienen, zumal, wenn er dem Feldwebel und manchmal höher hinauf einige Procent von seinem Tagelohn abgiebt; allein nicht immer ist solch ein Nebenverdienst zu haben. Fünfundzwanzig Jahre (seit neuerer Zeit in der Linie nur 22, und in der Garde nur funfzehn Jahre) muß der russische Soldat ein solches Leben führen, und wird Einer Invalide und zum kleinsten Garnisonsdienst unfähig, so erhält er doch seinen Abschied, besonders wenn er wegen eines Vergehens Spitzruthen erhalten hat, nicht.

Ich lebte einmal in einer Stadt, wo ich mit dem General der innern Wache und dem Bataillonscommandeur sehr befreundet war. Letzterer diente bei der Garde, er war Stabscapitain und trat als Major in die Linie, da die Offiziere in der Garde um eine Rangstufe höher stehen als die in der Armee. In der Garde hat man weder Majors noch Obristlieutnants. Früher existirte ein Gesetz im Militair, kraft dessen ein Unteroffizier, der als solcher zwölf Jahre tadelfrei gedient, unfehlbar zum Offizier (Praporschtschik) befördert wurde. Auf diese

Weise gab es denn auch in früheren Jahren eine Menge Offiziere in der russischen Armee, die ohne alle wissenschaftliche Bildung waren, indem sie nur mit knapper Noth lesen und schreiben konnten, es waren gemeine Soldaten, die es durch gute Führung und Gewandtheit im Exercitium zum Unteroffizier gebracht hatten und nach zwölfjährigem Unteroffiziersdienste zum Offizier befördert worden waren. Gewöhnlich steckte man diese Praporschtschiks in die Garnisonsbataillons, wo sie es manchmal, wenn gleich selten, bis zum Major, ja sogar bis zum Oberst brachten, zumal wenn sie ein paar Jahre auf dem Kaukasus gefochten hatten; aber nur sehr selten erhielten sie ein Regiment oder Bataillon, indem man nur Leute von einiger Bildung zu solchen Chefs ernannte. In dem Bataillon, das in hiesiger Stadt lag, befanden sich: ein Major, ein Obristlieutenant und ein Oberst dieses Schlages von Offizieren. Als der Chef dieser vier Compagnien, ein Obristlieutenant, seinen Abschied nahm, wählte man seinen Nachfolger nicht aus jenen drei Stabsoffizieren, sondern man schickte den Stabscapitain, der seinen Abschied aus der Garde als Major erhalten, hieher, und ernannte ihn zum Chef dieses Bataillons. Drollig war es zu sehen und zu hören, wenn jene drei Stabsoffiziere bei einer Parade mit Tschako und Säbel erschienen und zwei derselben von den Soldaten: „Herr Obristlieutenant und Herr Oberst!“ titulirt wurden, während der Bataillonschef mit Degen und Federhut erschien und von den Soldaten „Herr

Major!“ genannt wurde und er jene beide unter ſeinem Commando hatte.

In hieſiger Stadt kam eines Tages ein Soldat mit langem Schnurrbart und einem hölzernen Beine zu mir und bat um Flickereien; er ſei ein Schneider. „In welcher Schlacht haſt Du Dein Bein verloren?“ fragte ich ihn. — „Ach, Ew. Hochwohlgeboren, in keiner Schlacht, ſondern in einem Walde, wo wir Soldaten Holz fällten. Es fiel mir ein ſchwerer Stamm auf das Bein und zerſchlug es dergeſtalt, daß es mir noch an demſelben Tage abgenommen werden mußte.“ — „Und warum giebt man Dir den Abſchied nicht?“ — „Ach, Ew. Hochwohlgeboren, wenn ich meinen Abſchied erhielte!.... lebenslänglich würde ich für den beten, der mir zu dieſem Glücke verhülfe!“ — „Haſt Du vielleicht ſchon Spitzruthen erhalten?“ — „Nein, Ew. Hochwohlgeboren, noch keine Spitzruthen — aber ich machte einmal dumme Streiche und wurde dafür mit Beſenruthen (Roſgami) beſtraft.“ — „Das iſt eine Strafe, die Deinem Abſchiede wol ein kleines, aber kein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg legt. Freilich haben Invaliden, die noch mit keinen Ruthen beſtraft wurden, den Vorzug vor Dir. Giebt es wol ſolche Invaliden?“ fragte ich ihn. Er ſchwieg, als ob er der Beantwortung dieſer Frage nicht gewachſen wäre. „Nun, ich werde bei Gelegenheit mit dem Bataillonschef über Dein Anliegen ſprechen!“ ſagte ich und hieß ihn gehen. „Wetſchno ſa Waß Bógu maljus!“ (Ich werde ewig

für Sie beten!) sagte der Stelzfuß und hinkte zur Thüre hinaus.

Der General der innern Wache schickt jährlich eine bestimmte Anzahl Namen derjenigen Invaliden, welche zu allen Arbeiten am unfähigsten sind, in's Kriegsministerium, von wo aus sie dann in der Regel ihren Abschied erhalten. Beim Aufzeichnen dieser Namen übt aber der älteste Schreiber in der Generalskanzlei, gewöhnlich ein Unteroffizier, der ziemlich geläufig im Schreiben ist, einen unglaublichen Einfluß aus, zumal, wenn er sein Fach versteht — und der General ein schwacher Mann ist; und dies war allerdings der General, der hier in Rede steht; jedoch schien meine Fürsprache bei dem Bataillonschef den gewünschten Erfolg zu haben. Ich hatte ihm schon am andern Tage das Anliegen des Invaliden vorgetragen, und er ließ auch sogleich den armen Teufel vor sich kommen und versprach ihm seinen Namen im Monat August desselben Jahres auf die Liste zu zeichnen. „Im Fall ich es vergesse, so erinnere mich nur ohne Furcht daran!" sagte der Major freundlich zu ihm. Ein so günstiges und schnelles Resultat hatte der arme Stelzfuß nicht erwartet. Außer sich vor Freude hinkte er in sein Stübchen (er wohnte nicht in der Caserne) und fing auf der Stelle das ewige Gebet für mich an. Auf der Straße aber ging er von nun an zwischen seinen Cameraden einen Zoll höher einher, denn es war keine Kleinigkeit, daß ihn der Bataillonschef so freundlich empfangen hatte.

Aber ach! bald sollte sich seine süße Freude in bittern Gram verwandeln: der Schreiber in der General-Kanzlei hatte beschlossen, seinen Namen in diesem Jahre *nicht* auf die Liste zu zeichnen, und zwar deshalb nicht, weil ihm der Stelzfuß keine 25 Rubel B.-A. für die Arbeit versprechen konnte. Dieser Schlingel von Schreiber hatte von meiner Fürsprache bei dem Major und von dessen Beschluß gehört, und alsobald fing er an, diesem entgegenzuarbeiten. Als er einmal den Bataillonschef in der Generals-Kanzlei sah, bat er um die Erlaubniß, ihm die unterthänigste Bemerkung machen zu dürfen, daß der Invalide *Bjednäga* (so hieß er) in diesem Jahre unmöglich in die Zahl der zu Verabschiedenden gestellt werden könne. „Aber warum nicht? was sollen wir länger mit dem Krüppel machen, da es uns an arbeitsfähigen Leuten gar nicht fehlt," entgegnete der Major. — „Ew. Hochwohlgeboren wissen aber doch wol, daß er schon mit Ruthen bestraft worden ist!" — „Doch nicht mit Spitzruthen?" — „Das zwar nicht, Ew. Hochwohlgeboren! ... Aber er ist außerdem ein guter Schneider, der in der Bataillonsschneiderei sehr nothwendig ist!" — „Was Schneider! wir haben Schneider ohne ihn genug! Sein Name soll dieses Jahr auf die Liste gesetzt werden, weil ich es so befehle! Slúschisch?" (verstehst Du?) — „Slúschu!" (ich habe verstanden, vernommen.) (Der russische Offizier unterläßt es nie, „Slúschisch?" zu fragen, wenn er einem Soldaten Etwas, möge es sein, was es wolle, gesagt hat,

und dieser darf dann nicht unterlassen, zu antworten: „Slúschu!“ wenn er es auch nicht verstanden hat, sonst giebt's Ohrfeigen. Es ist dies sehr charakteristisch!) „Ew. Hochwohlgeboren werden aber sich erinnern, daß wir so viele ganz untaugliche Invaliden haben, die noch nicht bestraft worden sind, und von denen mehrere in diesem Jahre zurücktreten müssen, obgleich die Reihe an ihnen wäre, weil die Zahl zu der diesjährigen Vorstellung voll ist. Soll denn Bjednäga, ein mit Ruthen Bestrafter, den Vorzug vor einem Nichtbestraften haben? Mögen Ew. Hochwohlgeboren dieses Alles bedenken!“ sagte der Schreiber und verneigte sich tief. Der Major, welcher erst vor kurzem Chef des fraglichen Bataillons geworden war, kannte seine 1200 Mann noch nicht und mochte wol denken, daß der in der Generals-Kanzlei eingewurzelte Schreiber die Sache besser verstände, als er. „Nun, so mag er noch für dieses Jahr zurücktreten!“ sagte der Major am Ende. Hohnlächelnd unterrichtete der gefühllose Schreiber den armen Stelzfuß von diesem geänderten Beschlusse des Bataillonschefs, und fügte drohend hinzu: es gäbe nochmals Ruthen, wenn er sich noch ferner unterstände, seinen Abschied auf solch einem ungesetzlichen Wege erschleichen zu wollen. Traurig kam der arme Mensch eines Tages zu mir, und klagte mir sein Leid. Ich tröstete ihn damit, daß der Monat August noch fern sei und daß ich bis dahin noch oft Gelegenheit haben würde, dem Major nochmals die Sache ans Herz zu legen oder auch selbst den General

zu bitten, den ich faſt täglich ſähe und ſpräche. Es mochten neun Tage vergangen ſein, als der Stelzfuß wieder bei mir erſchien und unterthänig um die Erlaubniß bat, mir ſein krankes Bein zeigen zu dürfen. „Aber was kann Dir das nützen? ich bin nicht Arzt — doch zeig' her!" ſagte ich. Er wickelte ſeine Binde ab; das Bein war am Knieeſtumpf geſchwollen und in einem ſo übeln Zuſtande, daß ich es nicht anſehen konnte ohne davor zu grauen. „Sieht dein Bein immer ſo aus?" fragte ich ihn. — „Nein, Ew. Hochwohlgeboren! nur dann wird es ſo ſchlimm, wenn ich mehrere Tage geſeſſen und anſtrengend gearbeitet habe; aber nach einigen Tagen Ruhe verliert ſich die Geſchwulſt wieder und auch der unſägliche Schmerz läßt nach." — „Da Du das weißt, mußt Du niemals ſo lange ſitzen und anſtrengend arbeiten," ſagte ich. — „Ja, Ew. Hochwohlgeboren, wie glücklich wäre ich, wenn dieß von meinem Willen abhinge! Der Schreiber in der Generals-Kanzlei commandirt mich immer in die Bataillons-ſchneiderei (Schwalnä), wo ich dann ſo lange ſitzen und arbeiten muß, bis das Bein ſo ſchlimm wird und ich vor Schmerz faſt ohnmächtig werde; dann erſt läßt man mich gehen. Aber nach einigen Tagen, wenn das Bein wieder ſo weit gut iſt, muß ich auch wieder in die Schneiderei, und ſo werde ich nun ſchon ſeit zwei Jahren gequält. Das aber iſt es eben, warum ich mich ſo ſehr nach meinem Abſchied ſehne!" — „Ich werde nicht unterlaſſen, nochmals für Dich zu bitten,"

bemerkte ich. „Wetschno ſa Waß Bógu maljus!“ ſagte der Stelzfuß und hinkte weiter.

Ich erkundigte mich zuvörderſt, ob die Sache ſich auch ſo verhalte, und erfuhr, daß der arme Krüppel auch nicht ein einziges Wort gelogen hatte. Am andern Tage ging ich zu dem Major und da ich ihn bei guter Laune fand, ſo ſetzte ich ihm die Sache auseinander mit dem Bemerken, daß ſolch ein Verfahren gegen den armen Menſchen nur eine Quälerei ſei, die, wenn man ſie in Deutſchland an einem Vieh ausübte, ohne Umſtände beſtraft werden würde, und die auch Se Majeſtät, den Kaiſer Nicolai, wenn er ſie erführe, nur mit Abſcheu erfüllen könnte. Der Major ſah mich mit etwas großen Augen an, und konnte ſein Erſtaunen über dieſe kühne offenherzige Aeußerung nicht verbergen. „Ich habe es ja dem Durak (dem Narren) geſagt, daß ſein Name in dieſem Jahre auf die Liſte geſetzt werden ſoll, und daß er mich, im Fall ich es vergäße, nur ganz dreiſt daran erinnern dürfe. Was wollen Sie mehr, daß ich thun ſoll?“ entgegnete der Major. — „Aber der Schreiber“ ..... — „Was Schreiber!“ unterbrach er mich, „der muß gehorchen, wenn man ihm befiehlt!“ — Als ich den armen Stelzfuß darauf wieder ſah, theilte ich ihm mit, was der Major abermals beſchloſſen habe, und ich ermahnte ihn, bei der Namenaufzeichnung auf ſeiner Hut zu ſein. „Laß Dich ja nicht durch die Drohung des Schreibers einſchüchtern, der Major wird

Dich keineswegs deshalb bestrafen lassen, daß Du ihn an sein Versprechen erinnerst." —

Ein paar Monate darauf begegnete mir eines Tages der Bataillonsarzt, mit dem ich ebenfalls sehr befreundet war, er lief mehr, als er ging. „Wo eilen Sie hin?" fragte ich ihn. — „Ich habe die Invaliden zu untersuchen, welche dieses Jahr zum Abschied vorgestellt werden" sagte er. „Wollen Sie mit gehen?" — Ei, dachte ich, die Zeit ist also schon da, und so ging ich mit ihm. Wir traten in den Saal, wo sich eine Menge der verkümmerten Burschen aufgestellt hatten. Auch der Stelzfuß war hier etschienen; er stand ganz im Hintergrunde und mochte wol gedacht haben, daß ich mit Vorsatz hierher gekommen wäre. Obschon mich nichts als der Zufall hierher geführt hatte, so benutzte ich doch die Gelegenheit zum Vortheil des armen Menschen, indem ich ihn dem Arzt auf das dringendste empfahl. „Ja, der muß seines Beines wegen auf die Liste genommen werden," sagte der Arzt. — „Ist er denn noch nicht aufgeschrieben?" — „Ich glaube nicht!" — Und er war es wirklich nicht! — Mittlerweile trat der General ein, begleitet von seinen zwei Adjutanten, dem Bataillonschef, und vier andern Offizieren. Ich war mit allen sehr bekannt. „Was zum tausend, liebster Freund! wollen sie auch unsere Invaliden ansehen?" fragte mich der General und fing nach üblicher Weise mit mir an zu scherzen. „Excellenz, wollen Sie mir erlauben, Ihnen einem armen Teufel vorzustellen, der

von ſeinem kranken Bein äußerſt gequält wird?„ fragte ich den General, und deutete auf den Stelzfuß hin. „Was iſt denn das für Einer?“ fragte Se Excellenz. „He, Bjednäga, pojdiſſuda!“ (He, Bjednäga, komme her!) rief der Major. Der Stelzfuß trat hervor. „Ja, Excellenz, dem muß man den Abſchied geben; ſein Bein verurſacht ihm unſägliche Schmerzen. Vielleicht, daß es in ſeinem Dorfe beſſer mit ihm wird,“ bemerkte der Arzt, ein Verwandter des Generals. „Iſt er denn noch nicht aufgeſchrieben?“ fragte Se Excellenz. „Nein, Herr General,“ war die Antwort. „Nun, da ſchreibt ihn doch auf!“ — Es geſchah im ſelben Augenblicke. Der Act war geendet, Jeder ging ſeines Weges. Als aber darauf der Schreiber in der Generalskanzlei die Liſte erhielt, um die Namen ſauber abzuſchreiben, auf daß ſie ins Miniſterium geſandt würden, ſtrich er den Namen Bjednäga wieder aus und ſchrieb ihn nicht auf die neue Liſte. Dem General wie auch dem Major machte es viel zu viel Mühe, die Liſte nochmals durchzuſehen und die Namen zu prüfen, daher unterſchrieben ſie dieſelbe ohne weitere Umſtände, worauf ſie nach St. Petersburg geſandt wurde. Der Major fragte zwar ſpäterhin den Schreiber in Gegenwart des Generals, warum er den Namen Bjednäga ausgeſtrichen und ihn nicht auf die neue Liſte geſetzt habe, wie es nach dem Befehle Sr Excellenz doch hätte geſchehen müſſen. Dieſer aber verneigte ſich vor dem General bis auf die Erde und ſagte: „Excellenz! Bjednäga iſt ein Beſtrafter,

und da sogar einige Nichtbestrafte, an denen dieses Jahr die Reihe gewesen, zurücktreten mußten, weil die Zahl voll war, so konnte er unmöglich dieses Jahr vorgestellt werden. „Nun, so mag er warten, bis die Reihe an ihn kommt," sagte der General und der Major mußte damit zufrieden sein. Als ich den General einmal bei guter Laune fand, brachte ich die Geschichte des Stelzfußes in Erinnerung und machte ihm die Bemerkung, daß einem solchen Schreiber eine große Eigengewalt eingeräumt sein müsse, sonst würde sich jener Schlingel so Etwas wohl nicht unterstanden haben. Der General, ein überaus phlegmatischer, und sonst gutmüthiger Mann, klopfte mir auf die Schulter und sagte: Ljubesnói Drug mói! (Mein lieber Freund!) Sie sind ein fixer Junge, aber von unserem Dienste verstehen Sie nicht das geringste!"

„Ich habe Dir es ja gesagt, daß Du 25 Rubel B.-A. schaffen sollst; so kannst Du noch lange warten, bis an Dich die Reihe kommt," sagte der Schreiber bald darauf unter vier Augen zu dem Stelzfuß und schickte ihn wieder in die Bataillonsschneiderei. Ob der arme gequälte Mensch sein Ziel später erreichte, weiß ich nicht, denn ich verließ bald darauf diese Gegend und kehrte nie wieder dahin zurück. Ich hätte ihm zu den 25 Rubeln verholfen, aber ich wollte auf gesetzlichem Wege ihm behilflich sein. Ueberdies ist es nicht gerathen, einem russischen Soldaten zu solch einem Zwecke Geld zu geben. —

Das seltsamste Compliment von der Welt.

Ein Charakterbild des Russen.

Wenn Peter der Große mit Recht sagen konnte, daß der Russe im Stande ist, den Juden zu betrügen, so setzt das voraus, daß der Russe den Juden auch am Schacher- und Handelsgeist übertreffen muß.

Der Jude bildet sich in der Regel schon in seiner frühen Jugend zum Krämer und Schacherer heran und er wird von den Seinigen, in Alles eingeweihet und an Alles gewöhnt, was zum Schachern nothwendig ist. Der Russe dagegen, mit Ausnahme der schon vorhandenen Kaufleute, die ihre Söhne nach westeuropäischer Art die Handlung erlernen lassen, bestimmt sich sehr oft erst im reiferen Alter und ohne lesen, schreiben noch rechnen zu können, zum Krämer und Kaufmanne. Es giebt noch heutzutage eine Menge russische Kaufleute, die weder das schriftliche noch das Kopfrechnen verstehen,

die aber im Addiren und Subtrahiren so geübt sind, daß sie in einem Nu die größten Zahlen zusammenrechnen können. Es ist bekannt, daß der Russe mittelst einer Maschine rechnet, die er „Stschotü" nennt. Um sich eine Idee von diesem Rechenbret zu machen, stelle man sich ein hölzernes Kästchen ohne Deckel vor, das, meinetwegen 1 Fuß lang, $^3/_4$ Fuß breit und 3 Zoll hoch ist. Oben im Rande, der Breite des Kästchens nach, sind eine Anzahl glattgeschliffener Drähte aus Messing angebracht. Lege ich eine Guitarre quer vor mich hin, so erlange ich durch ihre Saiten ungefähr ein Bild von den Drähten der russischen Rechenmaschine. In jeder dieser Drähte befindet sich eine Anzahl ovalrunder Scheibchen, die sich, wie die Korallen in einem Rosenkranze, hin und her schieben lassen.

(Hundert Kopeken machen einen Rubel aus.) 10 Scheibchen im ersten dieser Drähte sind die Einer-Kopeken; 5 im zweiten die Fünfer-; 10 im dritten die Zehner-; 10 im vierten die Einer-Rubel; u. s. w. Auf dieser Maschine rechnet der Russe schnell wie der Gedanke. Das Ding ist ihm Bedürfniß, denn das schriftliche Rechnen geht über seinen Verstand. Hier sieht man auch wieder deutlich, wie groß die Macht der Gewohnheit des Russen ist, und wie er am alt Hergebrachten mit der größten Zähigkeit fest hält. Die russischen Urgroßväter waren natürlich in der Cultur weiter zurück als ihre Enkel: jene konnten ohne die Maschine nicht einen Rubel Kleingeld zusammenrechnen, und diese können

es nicht oder wollen es auch nicht. „Man muß die Sitten seiner Väter beibehalten," sagte einmal der Kaiser zu einem Kaufmanne, der sich den Bart abgeschoren hatte.

Verkauft der Russe Etwas, das meinetwegen 99 Kopeken kostet und man giebt ihm einen Rubel, so wäre nichts Einfacheres auf der Welt als: er gäbe einen Kopeken zurück. Das thut er aber nicht; er greift erst nach dem Rechenbrete, nimmt es schief in die Hand so, daß alle Scheibchen auf die rechte Seite rutschen, dann legt er es flach vor sich hin, schiebt 9 Einer und 9 Zehner von der Rechten zur Linken, läßt den Blick darüber gleiten und sagt: „Neunundneunzig Kopeken!" Jetzt erst giebt er den Kopeken zurück. Kaufe ich beim Russen eine Sache, die meinetwegen 1 Rubel und 7 Kopeken, und eine andere, die 3 Kopeken kostet, so schiebt er sieben Einer und alle zehn Zehner von der Rechten zur Linken; die zehn Zehner aber schiebt er in derselben Secunde wieder zur Rechten. Indem er statt ihrer einen Rubel=Einer zur Linken schiebt, so stehen 1 Rubel und 7 Kopeken da; nun schiebt er auch noch für die andere Sache die drei Einer=Kopeken zu den sieben andern Einern; schiebt sie aber in demselben Augenblicke alle zehn wieder zur Rechten. Indem er statt ihrer einen Zehner zur Linken thut: so steht die Summe in einem Rubel=Einer und in einem Kopeken=Zehner da. „Rubl dessjät Kopejek!" sagt er, den Blick darauf richtend.

In allen Schulen, mit Ausnahme der hohen, wird

das Rechnen auf dem „Stschotü“ gelehrt. In keinem Hause Rußlands darf eine solche Rechenmaschine fehlen. Die Edelleute, besonders die Frauen, haben das Ding in kleinster und schönster Form; sie führen es auf allen ihren Reisen mit sich.

Es giebt Edelleute die, wie schon oben gesagt, im Besitze von 1000 bis 100,000 und mehr Leibeigenen sind. Die Reichen lassen ihre Güter von einem Landwirthschaftskundigen, am liebsten von einem Deutschen, verwalten, und leben dann größtentheils in der Residenz oder auf Reisen. Und so herrscht der Verwalter wie ein Dictator über die Bauern. Ist der Leibherr kein Verschwender, liegt ihm das Wohl seiner Leute am Herzen, und ist der Verwalter kein Spitzbube, so haben es die Bauern gerade nicht so übel und sie sind zum Theil wohlhabend. Ist dies aber umgekehrt der Fall, so haben die armen Menschen kein besseres Loos als die schwarzen Sclaven; die Gutsherren verlangen dann immer Geld von ihren Verwaltern und immer Geld, und diese ziehen, so zu sagen, dann den armen Menschen das Fell über die Ohren. Ist auch der Gutsherr wirklich ein humaner Mann, der entweder beständig oder doch den Sommer auf seinen Gütern lebt, und ist dabei der Verwalter ein pfiffiger und in seinem Fache geübter Mann, aber schlecht von Herzen, so haben es die Bauern auch nicht viel besser. Der Verwalter auf den russischen Gütern spielt eine gar große Rolle, fast allein von ihm hängt der Bauern Wohl und Wehe ab, zumal wenn er sein Fach versteht.

Deshalb fürchten ihn die Leibeigenen in der Regel mehr als ihren Herrn selber. Leider! leider! sehen die Gutsherrn mehr auf die Tüchtigkeit eines solchen Dictators, als auf die Eigenschaften seines Herzens. Alle Gesetze, welche die Regierung, besonders der Kaiser Nikolai, zum Wohle der Leibeigenen gegeben, schützen vor Bedrückung wenig. Die Adelsmarschälle haben zwar darüber zu wachen, daß der Gutsherr und der Verwalter diesen Gesetzen nicht zuwiderhandeln; da sie aber selbst Gutsherrn sind, so weiß man schon, wie das Ding geht! Der Kaiser kann sich nicht persönlich von Allem überzeugen, denn

Bog wüssok,
Zaar daljok.

Das Gesetz bestimmt, daß der Leibeigene für seinen Herrn drei Tage in der Woche Frohndienste leiste und die andern drei Tage für sich habe, um sich seinen Acker bestellen zu können. Die Gemeinde oder Commune hat jedem Leibeigenen männlichen Geschlechts 10 bis 20 Morgen Landes zu seinem eigenen Acker angewiesen. Hat er Söhne, so ist auch einem Jeden eben so viel Land zugetheilt. Nicht alle Gutsherrn ehren jenes Gesetz, viele von ihnen lassen die Bauern mehr als drei Tage in der Woche für sich arbeiten, und wenn der Kreis- oder Gouvernements-Marschall es erfährt und die Uebertreter des Gesetzes zur Rechenschaft zieht, so wissen diese sich leicht durch allerlei Vorwände zu rechtfertigen. Aber der Marschall, ebenfalls ein Gutsherr,

ist im Stande und läßt selber mehr als drei Tage für sich arbeiten!

Unter 100 Leibeigenen giebt es gewiß 10, in denen die Lust sich regt, als freier Mann zu leben, d. h. nach St. Petersburg oder Moskau oder in eine Gouvernementsstadt zu gehen, um daselbst irgend ein Geschäft anzufangen. Hat einer Lust am Fuhrwesen und Geld sich ein Pferd und eine Kibitke oder Droschke zu kaufen, so wird er entweder Fiaker in einer Stadt oder Frachtfuhrmann; hat er Lust, Krämer oder Schacherer zu werden, so wird er es — und hat er keinen Thaler Geld, das entmuthigt ihn keineswegs! jedenfalls geht er zu seinem Herrn oder zum Verwalter und bittet, ihn auf Obrok gehen zu lassen. Sind nun ohne ihn Leute genug vorhanden zur Bebauung der Felder des Edelmannes, so wird die Höhe des Obrok bestimmt, ganz so wie wir es in dem Capitel über Sibirien sehen werden; man giebt ihm einen Paß und der Bauer wandert nach einer Gouvernementsstadt, am liebsten aber nach Moskau oder St. Petersburg. Der Obrok wird höher oder niedriger gestellt, je nachdem der Mensch jung, gesund und stark ist. Tritt eine Mißernte ein und der Leibeigene hat für sich nicht Brod genug, so ist der Gutsherr nach dem Gesetze verpflichtet, ihn zu ernähren. In den schrecklichen Jahren 1833, 1839 und 1840 mußten viele Edelherren in der Ukraine durch die Polizei zu dieser Pflicht getrieben werden. Viele aber hatten selber kaum zu leben. So schlecht war

damals noch für Vorraths-Magazine gesorgt! Die Gutsherren brachten Hunderte ihrer jungen Bauern zur Stadt, wo sie dieselben als Lehrlinge bei den verschiedenen Handwerkern anzubringen suchten, weil sie nichts für sie zu essen hatten. Im darauf folgenden Jahre, als es wieder Brot gab, riefen die Edelleute eben diese jungen Bauern wieder aufs Dorf und diese entliefen dann ihren Meistern wieder. Bauern, die einen wahren Edelmann zum Herrn haben, wünschen in der Regel nicht frei zu sein. Die Russen und Russenvertheidiger suchen auf verschiedene Art zu beweisen, daß die Leibeigenschaft kein Uebel sei und der Bauer lieber Sklave als freier Mann sein wolle, und daß demnach alle diejenigen, welche über das traurige Loos der Leibeigenen schreiben oder sprechen, Unkundige, Lügner und Verleumder wären. Wenn auch manche russische Sklaven gar nicht verlangen, freie Leute zu werden, so sind das doch die allerwenigsten, deren Wohlbehagen in ihrer Lage nicht maßgebend ist für das ganze leibeigene Volk. Woher kommt es denn, daß diese Wenigen nicht frei werden wollen? Weil sie überaus edle Herren haben, was bei tausend Andern nicht der Fall ist, und weil die Erfahrung lehrt, daß Viele klüger gethan hätten, wenn sie bei einem wirklich edeln Herren leibeigen geblieben, als freie Leute geworden wären. So lange in Rußland noch kein wahres Bürgerthum gegründet ist, d. h. so lange noch die Polizei das Recht hat, jeden Nichtadeligen wie ein Stiefkind zu züchtigen,

thut der Leibeigene, der einen guten Herrn hat, beſſer, zu bleiben, was er iſt; denn hat ein Beamter, möge er in ein Reſſort gehören in welches er wolle, einen Leibeigenen mißhandelt, ſo fordert der Leibherr für jede Verletzung ſeines Eigenthums Genugthuung, und der Beamte zieht in der Regel den Kürzern gegen dieſen; iſt der Leibeigene aber Bürger geworden, wer ſoll ihn dann in Schutz nehmen, wenn die Tſchinowniks, welche Glieder der Obrigkeit ſind, ihn tyranniſiren? So lange der Bürgerliche eine der drei Gilden zahlt, iſt er für ſich und die Seinigen militairfrei und der körperlichen Züchtigung nicht unterworfen; zahlt er aber nicht mehr die Gilde, ſo ſteht er unter dem Stocke, und hat auch Rekruten zu ſtellen. Daher auch der Stolz, den der Kaufmann gegen den Nichtkaufmann zu äußern pflegt. Ich habe zu meinem großen Erſtaunen nicht ſelten gehört, wie Einer ſagte: „Ich bin nicht Bürger, ſondern Kaufmann!“ Es gab viele Leibeigene, die ſich durch glückliche Speculationen ein bedeutendes Vermögen erwarben und ſich freikauften, die aber durch die Ränke der Beamten wieder zu Bettlern wurden und ihr Leben lang arme Leute blieben. Wenn wir auch ſehen, wie die Polizei und andere Beamte ſich vor manchen Kaufleuten beugen und ihnen alle Aufmerkſamkeit erweiſen, ſo hat das wieder ſeinen eigenen Grund: wo die Tſchinowniks, und namentlich die Polizeileute, ſtets eine gedeckte Tafel finden, und wo ſie dann und wann ein ſchönes Präſent erhalten, da ſind ſie überaus artig und

bereitwillig zu jedem Dienſte. Reiche Kaufleute haben in der Regel auch Freunde unter den Großen, und deshalb wagt es die Polizei nicht leicht, ſich an ihnen zu reiben. Laßt ſie aber arm werden, da müſſen ſie ſich ſehr ruhig verhalten, wenn ſie nicht Prügel haben wollen! Ich will hier noch ein Beiſpiel anführen, wie es mit dem Nichtadeligen in Rußland ſteht. Eine Franzöſin aus guter Familie heirathete einen ruſſiſchen Kaufmann, der ziemlich reich war. Faſt täglich fanden ſich die Polizeileute zum Gabelfrühſtück bei ihm ein, thaten überaus artig und behandelten die Frau wie echte Cavaliers. Der Mann fallirte und ſtarb in drückender Armuth. Die Witwe hatte keine Erwerbsquellen, ſie war für drei Monate Hauszins ſchuldig. Derſelbe Tſchaſſnü Priſtaff, der bei ihrem Manne ſchon ſo manchen Leckerbiſſen verſpeiſ't und manche Flaſche geleert hatte, befand ſich eines Morgens auch bei ihrem Hauswirthe, wo er frühſtückte. Dieſer ſchickte ihn darauf zu der Franzöſin, ſie zu ermahnen und ihr zu drohen, daß ſie den Zins für die drei Monate zahle. Die Franzöſin fühlte ſich ſehr beleidigt, als der Polizeimann ſie auf keine theilnahmvolle Art ermahnte. Daher ſagte ſie zu ihm, er hätte ſich dieſe Mühe erſparen können, ſie zahle, wenn ſie zu Gelde gekommen ſein würde, und damit ging ſie ins Nebenzimmmer. Der Polizeimann aber ging ihr nach und ſagte: „Haſt Du vergeſſen, daß Du nichts weiter als eine Bürgerin biſt, und daß ich das Recht habe, Dich für Deine Grobheiten züchtigen

zu laſſen?“ Jetzt kochte der Franzöſin das Blut in allen Adern und ſie wurde ſehr grob gegen den Polizeimann. Dieſer aber ließ ein paar Budotſchniks herbei kommen, um das freche Bürgerweib auf die Polizei zu führen, wo er ihr 50 aufzählen laſſen wollte. Aber der Kanzlei-Director des Gouverneurs, ein guter Bekannter des Seligen, kam des Weges und ſagte zu dem Polizeimanne, er möge doch ja kein dummes Zeug machen. Das war ein Glück für die arme Franzöſin, ſonſt wäre ſie wahrſcheinlich der Schmach nicht entgangen.

Kommt nun ein auf Obrok entlaſſener Bauer in St. Petersburg oder Moskau an, ſo findet er auch gleich Beſchäftigung, da er ſich in der Regel allen Arbeiten zu unterwerfen pflegt. Er begnügt ſich mit einer ſchmalen Koſt, die aus Kwaß, Salz, Brot und Zwiebeln beſteht. Im Sommer nimmt er auch noch Lauch und rohe Gurken dazu. Derjenige, der Luſt am Fuhrweſen hat, ſpart ſo lange, bis er im Stande iſt, ſich einen Klepper und eine alte Droſchke oder Kibitke zu kaufen, was er Beides billig erhält, und wird dann Fiaker oder Frachtfuhrmann (Jämtſchik). Derjenige aber, der Luſt zur Krämerei hat, trachtet darnach, ſich einige Waaren zu kaufen, wozu er ſehr leicht kommen kann. Wir können den großen Schacher- und Handelsgeiſt des Ruſſen nicht genug bewundern, er iſt unbeſchreiblich! Auf folgende Art fing mancher ruſſiſche Kaufmann, der ſpäter über Hunderttauſende zu verfügen hatte, ſein

Geſchäft an. Er kaufte ſich nämlich bei den Obſthändlern eine Quantität halbverfaulter Aepfel, verſchimmelter Citronen und Apfelſinen, legte dieſe Waare auf ein etwas ausgehöhltes Brett, das er, wie ein Gypsfiguren-Krämer, auf den Kopf nahm, und ging ſo hauſiren.

Zuerſt begab er ſich mit ſeiner Waare auf den L.... markt *), fand er hier nicht vollen Abſatz, ſo begab er ſich an Orte wo gebaut, oder dergleichen Arbeit verrichtet wurde. Am Abend, oder noch früher, hatte er ſein großes Bret voll Obſt abgeſetzt. Jetzt kaufte er ſich wieder neues dieſer Art. Und ſo betrieb er dieſen Handel, bis er im Stande war, ſich gutes geſundes Obſt zu kaufen, welches er dann in einer Claſſe beſſerer Leute abzuſetzen wußte. Daß der Magen des gemeinen Ruſſen, ſo ſtark er auch ſein mag, für Cholera ſehr empfänglich iſt, wird der Leſer wol nicht in Zweifel ziehen.

*) Ein Marktplatz in St. Petersburg, in der feinern Sprache „Tſchukina dwor" genannt, weil der Platz oder Hof einem Manne gehörte, der Tſchukin — (Tſchukin's Hof) hieß, wo ſich allerlei Menſchen täglich einfinden, wo Tauſende von Trödlern ihre verſchiedenen Waaren feil haben, wo man ein paar Stiefeln für 20 Pfennige, und den feinſten Modefrack für 10 Silbergroſchen kaufen und verkaufen kann. Wir fanden uns oft hier ein, weil die Büchertrödler nicht ſelten die koſtbarſten Werke aus der claſſiſchen Literatur der Griechen und Römer, der Deutſchen und Engländer, der Franzoſen und Spanier auf ihren Tiſchen liegen hatten und dieſe Schätze für einen Spottpreis verkauften.

Ein Obſt, das man in andern Ländern kaum dem Vieh vorwirft, verſpeiſ't der Ruſſe mit gutem Appetit. In Kleinrußland ſah ich einmal, wie ein junger Bauer ſelig war; er ſaß auf ſeinem Gaul und verzehrte ſeine Leckerſpeiſe: in der linken Hand hatte er eine halbe Waſſermelone und in der rechten ein Stück Speck. Wie ſparſam der Obſthändler leben mochte, da er von dem kleinen Profit, den er an ſeiner Waare hatte, auch noch den Obrok zahlen mußte, läßt ſich leicht denken! Nach einigen Jahren war derſelbe Kerl Lawotſchnik (Specereihändler), er ging nicht mehr im Schafspelz, ſondern im blauen Kaftan, er ſtand den ganzen Tag in ſeinem Laden und handhabte das Rechenbret meiſterhaft. Auf dieſe Art haben ſich Tauſende zu Kaufleuten herangebildet, und ein großes Vermögen erworben, und Tauſenden wird es auch noch auf ähnliche Art gelingen, obgleich es heutzutage unendlich ſchwieriger iſt, als in früheren Jahren, wo die Concurrenz noch nicht ſo groß war.

Eine jede Sprache enthält die Formen, unter welchen die Völker ihre Begriffe bildeten. Welche Begriffe die Großen und Gewaltigen des Mittelalters von ſich und dem gemeinen Manne hatten, ſieht man noch deutlich aus dem Titelweſen und dem Kanzleiſtyl in den meiſten Sprachen, ganz beſonders aber in der ruſſiſchen. Nie wird ein ruſſiſcher Diener, zumal wenn er ein Leibeigener iſt, ſich unterfangen zu ſeinem Herren meinetwegen zu ſagen: „Es geſchah, während Sie ſchliefen, ſpeiſten, ſpielten

u. ſ. w.; er ſagt: es geſchah, während Sie zu ſchlafen, zu ſpeiſen, zu ſpielen — mich prügeln zu laſſen geruheten!“ Befiehlt der Herr, wie ſchon oben bemerkt, ſeinem Diener Etwas, wogegen deſſen Natur ſich ſträubt, ſo antwortet dieſer dennoch: „Wolle Wasch!“ (Sie haben den Willen — ich muß gehorchen). Der Edelmann ruft ſeinen Diener ſelten mit Namen; er ruft: „Hei Tſchelowék! (He, Menſch!) So ſagt er auch nicht; ich werde meinen Diener oder Iwan ſchicken; er ſagt: ich werde meinen Menſchen (hominem, auf ruſſiſch tſchelowéka) ſchicken. Iſt das Wort nitſchewó ein Ausdruck der Nothwendigkeit, zu dem der gemeine Mann in ſeinem Elend und Leiden die Zuflucht nimmt, ſo iſt das Wort „Sukinſün“ ein trivialer Ausdruck, den man in Rußland nächſt dem „Nitſchewó“ am meiſten hört, ein Wort, das ſeinem Bildner nicht zur Ehre gereicht, und das ein geſchmeidiger ruſſiſcher Cavalier uns weiter unten überſetzen wird. Sukinſün! iſt das erſte Wort, das man bei einem Streite hört; Sukinſün! ſchilt der Offizier ſeine Soldaten, der Edelmann ſeine Diener, die Polizei jeden gemeinen Mann; Sukinſün! ſchilt der Handwerker ſeine Lehrburſchen und ruſſiſchen Geſellen, der Kaufmann ſeine Commis (Prikaſchtſchiks); Sukinſün! ſchelten Bauern und Bürger ihre Buben, kurz, man hört das Wort unzählige Male in einem Tage. Stößt ſich der gemeine Ruſſe an einen lebloſen Gegenſtand, ſo ſchilt er auch dieſen Sukinſün! Ermüdet von der Reiſe ſaß ich eines Abends halb ſchlummernd in einem Bauernwirths-

hauſe; außer mir und einem Fuhrmanne war Niemand in der Stube. „Aach tü Sukinſün! Sukinſün!“ hörte ich den Burſchen ſagen. Wer iſt denn noch ſonſt in der Stube? dachte ich und richtete mich empor. Nun ſah ich, daß der Kerl ſich an den Tiſchſtollen geſtoßen, und dieſen jetzt dafür ſo derb ausſchalt. Sukinſün! wurden Napoléon, Karl XII. und andere Helden geſcholten. Um das Wort beim weiblichen Geſchlecht anzuwenden, wird das Sün in Dotſch verwandelt. Sukinadotſch wird ein Frauenzimmer, ein Pferd, ein Hund und Alles, was in der ruſſiſchen Sprache weiblichen Geſchlechts iſt, geſcholten. Der Ruſſe drückt aber auch mit dieſem Worte den höchſten Grad ſeiner Bewunderung, ſeines Beifalls und ſeines Entzückens aus. Sukinſün! ſagt er, wenn er einen Seiltänzer ſpringen oder einen Kunſtreiter auf dem Pferde tanzen ſieht. Auch Einen, der ihn mit allerlei Witze und Späße erheitert, und einen Knaben, der ſich gewandt und pfiffig beim Spielen benimmt, nennt er ſo.

Einmal erzählte Einer im fröhlichen Kreiſe von den großen Thaten, die der Oberſt und ſpätere General N. auf dem Kaukaſus vollbrachte. „Aach, der Sukinſün! der Sukinſün!“ riefen Einige, wodurch ſie dem tapfern Kriegsmann den Zoll ihrer Bewunderung entrichteten.

Der Ruſſe hat überaus viel Sinn für Muſik, vorzüglich liebt er das Sentimentale, das auch in allen Volksliedern vorherrſchend iſt. Ich wurde oft zur tiefſten Wehmuth geſtimmt, wenn ich durch Dörfer fuhr und die

jungen Burſchen und Mädchen gewiſſe Nationalarien ſingen hörte. Als die berühmte Sängerinn ** in St. Petersburg Concerte gab, koſtete ein Lehnſtuhl im Parquet 25 Rbl. B.-A. Sie nahm jedesmal ungeheure Summen ein. Als man in Moskau vernommen, daß ſie auch die alte, heilige Zaarenſtadt mit ihrem göttlichen Geſange zu beglücken beſchloſſen hatte, wurde ſie hier eine Woche vor ihrer Ankunft das Tagesgeſpräch, und man erwartete ſie mit einer unbeſchreiblichen Ungeduld und Neugierde. Ich befand mich damals in Moskau, und hörte am Tage ihrer Ankunft auf der Straße das Geſpräch dreier Kaufleute von dem Schlage, wie wir ſie oben geſehen. „Aber ſie läßt ſich ſtark bezahlen!“ ſagte der Eine. „Ja, 25 Rubel bumaſchki (Papiergeld) für einen Sitz, das iſt theuer!“ ſtimmte der Andere bei. „Nitſchewó deljät! (es iſt nichts zu machen) man muß ſeine 25 Rubel anwenden, um das Wunder zu ſehen und zu hören!“ verſetzte der Dritte. Und der Kerl hielt Wort, er beſuchte ein Concert. Der Zufall wollte, daß er ganz in meine Nähe zu ſitzen kam. Die Sängerin trat auf. Kränze und Blumenſträuße in Menge fielen zu ihren Füßen nieder, und der unbeſchreibliche Applaus ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Plötzlich ward es ſtill wie das Grab, und die Sängerin begann mit einer ruſſiſchen Nationalarie, die ſie mit großer Meiſterſchaft vortrug. Aller Augen waren auf ſie gerichtet — nur mich allein intereſſirte das ſelige Thun und Weſen des Kaufmanns, denn es war der intereſſanteſte Gegenſtand

für den Psychologen. Ich sah das Hochgefühl in seinem Blick, in seinem ganzen Wesen, auf Flügeln des göttlichen Gesanges hatte ihn die Sängerin in den siebenten Himmel getragen, ich konnte den Blick nicht von ihm abwenden. Als die Künstlerin darauf das bekannte Schweizerlied sang und mit ihrer göttlichen Stimme in die höchsten Regionen der Tonwelt schwebte, da war es um den Bartmann geschehen. Er gerieth in eine solche Entzückung, daß er sich von seinem Stuhl erhob und laut schrie: „Aach, tü Sukinadotsch!“ Dieser Zoll der Bewunderung brachte die Sängerin ein wenig aus dem Tacte. Es entstand ein lautes, doch schnell unterdrücktes Gelächter. Auf mehreren Gesichtern las man ein unbeschreibliches Vergnügen über diesen unerwarteten Zwischenact, auf wieder andern sah man Scham und Entrüstung. Es läßt sich denken, daß die Sängerin nach Beendigung des Concerts fragte, was das Ding denn eigentlich zu bedeuten hätte. Alle Anwesenden geriethen in eine peinliche Verlegenheit und schwiegen. Die Sängerin wurde jetzt noch neugieriger und wollte wissen, was der Bartmann gesagt hätte. Da nahm ein geschmeidiger russischer Cavallier das Wort und sprach: „Meine Dame! Sie haben uns mit ihrem göttlichen Gesange entzückt. Jenen Mann aber haben Sie in ein Schwelgen von himmlischer Seligkeit gebracht, wofür er Ihnen sein Compliment gemacht, mit dem er zugleich seinen aufrichtigen Dank und seine unbeschreibliche Bewunderung aussprach.“ — Die Sängerin war aber nicht zufrieden

mit dieſer Erklärung, ſie wollte wiſſen, wie der Ausſpruch des Bartmannes in einer Sprache, die ſie verſtände, lautete. „Das Compliment habe ich geſehen," ſagte ſie, „nun möchte ich aber auch die Worte, von denen es begleitet war, vernehmen. Ueberſetzen Sie mir daher dieſelben in's Deutſche, Franzöſiſche, Italiäniſche oder Engliſche. „Meine Dame!" entgegnete der Cavallier unter vielen Bücklingen, „es giebt Sprachen, die vorzüglich Ausdrücke für Seelenkräfte, für den Umgang, für wiſſenſchaftliche Dinge u. ſ. w. haben, ſolche Wörter laſſen ſich aber oft gar nicht überſetzen, es bleiben Nebenideen übrig, es wird nicht jedes Wort erſchöpft. „Der Sängerin wurde das Ding immer auffallender und ihre Neugierde ſtieg auf's Höchſte. „Aber ich bitte, mir die Worte, die mir ſehr bezeichnend zu ſein ſcheinen, ſo gut es ſich thun läßt, zu überſetzen," drang ſie in ihn. „Meine Dame, ſo müſſen Sie dieſelben aber im uneigentlichen Sinne nehmen, da ſie dann das höchſte Hochgefühl, den aufrichtigſten Dank und die größte Bewunderung deſſen ausdrücken, der ſie ſprach.... In ihrer eigentlichen Bedeutung klingen ſie ein wenig unpoetiſch...." — „Aber ſo überſetzen Sie doch ohne alle Poeſie und Scheu!" fiel die Sängerin ihm in die Rede, ärgerlich über ſein Zaudern. Der Cavallier nahm ſich zuſammen und ſagte, es heißt: „Ach, du Hundetochter!" (Sukinſün heißt Hunde- oder Hündinſohn,) „In der That, ein ſeltſames Compliment! wie mir noch keins in Berlin, Wien, Paris,

London und in andern Städten gemacht worden iſt," verſetzte die Sängerin mit ſehr erzwungenem Lächeln. Doch bald faßte ſie ſich wieder, indem ſie ſich an Orpheus erinnerte, der mittelſt ſeines Geſanges den Steinen Leben gab, alſo, das ſie entzückt umher tanzten. „Die ruſſiſche Nation" fügte ſie hinzu „muß doch die offenherzigſte von der Welt ſein! Wie ſchön wäre es daher, wenn ihre Sprachgelehrten ſolche Interjectionen aus der Sprache verbannten und dafür neue, den Empfindungen eigentliche Geſtalt verleihenden bilden würden." Die Sängerin aber hat ſich während ihres langen Aufenthalts in St. Petersburg vollkommen überzeugt, daß der gemeine Ruſſe ganz und gar nicht zu vergleichen iſt mit den Steinen in der Fabel des Orpheus; denn es iſt gewiß keine Nation in Europa, die mehr Sinn und Gefühl für Geſang und Muſik hat, als eben die ruſſiſche.

Unter den Ruſſen iſt vor allen der ruſſiſche Kaufmann ein treuer und ehrfürchtsvoller Unterthan ſeines lieben Zaaren; er iſt zu allen Opfern bereit, welche dieſer fordert, trotz der vielen Demüthigungen, die er ſowohl von Seiten des Adels als auch des Herrſchers zu erdulden hat. Wenn ich es ſchon hie und da erwähnt habe und es hier nochmals erwähne, ſo rührt dies daher, weil ich es tauſendemale in allen Gegenden des Ruſſenreiches vernommen habe, daß der Adel das Wort Kaufmann mit äußerſter Geringſchätzung, wenn nicht gar mit Verachtung ausſpricht. „Tü kupjetz,

Muſchik! a ja pomäſchtſchik!“ (Du biſt ein Kaufmann, ein Bauer! ich bin ein Edelmann! — eigentlich Gutsbeſitzer.) Und die Kaufmannſchaft, die ſo gedemüthigt wird, treibt die Ehrfurcht gegen Zaar und Adel bis zur Vergötterung.

Curiosität.

Bekanntlich können wir im Deutschen ohne das Zeitwort seyn keinen Satz bilden. — Die russische Sprache dagegen kann in diesem Falle nicht nur der Copula entbehren, sondern der Wohllaut erfordert es sogar, sie wegzulassen. Sage ich z. B. Stol krugol; Tschelowék smerten (der Tisch rund; der Mensch sterblich), so ist das im Russischen ein vollkommenes Urtheil oder ein Satz. Im Deutschen aber kann es erst ein Urtheil werden, wenn ich die Wörter: Tisch und rund, Mensch und sterblich, vermittelst der Copula ist in Verbindung bringe. Es würde im Russischen überaus widrig klingen, wollte man die Copula ist (jest), welche nach dem Geiste der russischen Sprache hinter das Prädicat gesetzt werden müßte, gebrauchen und z. B. sagen:

Bog(ch) wüssok jest, Zaar daljok jest;
(Gott hoch [ist], der Zaar weit [ist];)

oder: Wü Njemetz sut (Sie sind ein Deutscher) u. s. w. Der Russe gebraucht im gemeinen Leben sein Zeitwort

ist (jest) oft da, wo wir unser haben gebrauchen; z. B.: u mené jest (bei mir ist, d. h.: ich habe).

Einen Artikel (ein Geschlechtswort) hat die russische Sprache nicht. Auf diese Art ist das Wort Napoléon*) ein ganz vollständiger russischer Satz. Dies benutzten die russischen Patrioten, besonders die Popen, um dem Volke aus der Bibel zu beweisen, daß Napoléon der Antichrist sei. Man weiß ja, wie damals sogar deutsche Theologen den Usurpator Napoléon in verschiedenen Namen und Verheißungen der heiligen Schrift gefunden zu haben glaubten.

---

*) Na ist eine russische Präposition, die hier den Locativ (Präpositional) regiert und dem deutschen auf mit dem Dativ ganz ähnlich ist, polé ist der Locativ also der deutsche Dativ, von dem Worte Feld, on ist das persönliche Fürwort der dritten Person männlichen Geschlechts (er).

Na- polé- on,
Auf (dem) Felde (ist) er.

Napoleon und der ruſſiſche Pöbel in Moskau im Jahre 1812.

In Weſteuropa ſind die ſeltſamſten Begriffe und Meinungen über Rußland und ſeine ſocialen Zuſtände, über ſeine Politik und Zukunft im Umlauf. Viele Politiker, welche meinen, ſie ſeien vor allen andern am beſten unterrichtet, behaupten, das ruſſiſche Volk ſei aufgeklärt genug, um begreifen zu können, daß weder der Zaar noch der Adel das Recht habe, ein ganzes und noch dazu ein chriſtliches Volk in den Banden der Sclaverei zu halten, es wie das liebe Vieh zu verkaufen, zu vertauſchen, zu verſpielen und überhaupt wie daſſelbe zu behandeln. Auch ſei dieſes Volk eben ſo fähig wie jede andere Nation, die erſte beſte Gelegenheit, welche ſich ihm in dem Zeitalter der weſteuropäiſchen Cultur, der Wirren und der Reaction möglichen Falls darbieten könnte, zu ergreifen, um ſeine ſchmählichen Feſſeln zu ſprengen. Dabei wiſſen dieſe Politiker recht viel von den ruſſiſchen Großen, die ſelbſt Sclaven ihres Zaaren ſeien, von den aufgeklärten ruſſiſchen Kleinen, von den

in ganz Rußland zerstreuten und nimmer ruhenden Polen u. dgl. m. zu sprechen, welche mit vereinten Kräften einen Umsturz alles Bestehenden zu Stande bringen würden, ja zu Stande bringen müßten, weil eine sociale Reformation in Rußland unserem Zeitalter vorbehalten sei. Von dem Feuer der Revolution, das die Franzosen in alle düstre Winkel Europa's geschleudert, behaupten sie, sei auch mancher Funke nach Rußland gefahren, und trotz der Entdeckung des kühnen Unternehmens vieler junger Russen und ihrer furchtbaren Bestrafung, die in Folge der Entdeckung Statt fand, noch nicht verglommen; ein einziger Windzug vielmehr vermöge dieses im Verborgenen glimmende Feuer dermaßen zur Flamme anzufachen, daß dadurch sogar die eisigen Lappen in Brand gerathen könnten! . . .

Andere Politiker, die jedenfalls zu beschränkten Blickes sind, indem sie eine allzu schlechte Meinung von der Freiheitsliebe des russischen Volkes haben, behaupten gerade das Gegentheil hiervon und glauben, es habe gute Wege mit der socialen Revolution in Rußland. Vorläufig verweisen wir diese auf das Jahr 1848, um zu lernen, was Alles in der Welt möglich ist.

So weit wir Rußland aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, wissen wir, und jeder wahrhaft Kundige Rußlands weiß es, daß das russische Volk, mit wenigen Ausnahmen, noch immer in der tiefsten Unwissenheit befangen ist und glaubt, trotz seines mächtigen, aber ihm unerklärbaren Dranges nach persönlicher Freiheit, seine Zustände könnten gar nicht anders sein noch werden, als sie eben sind. Von

den Revolutionen der Jahre 1830 und 1848 hörte man in den russischen Provinzen so viel wie nichts. Ich reiste damals viele Hunderte von Meilen in eben diesen Provinzen umher und habe nichts von den furchtbaren Ereignissen, mit Ausnahme der in Polen (1830 u. 1831), gehört. Was ich später von den Dingen, die sich in Italien, Frankreich und Deutschland ereigneten, in einigen gebildeten Kreisen vernahm, ließ auf keine eigentliche Revolution schließen, sondern ich konnte nur daraus folgern, daß in jenen Ländern ein paar tausend schlechte Kerle sich zusammengerottet, um die Religion mit Füßen zu treten, die Gesetze der Obrigkeit über den Haufen zu werfen und das Eigenthum reicher und wohlhabender Leute gewaltsam zu rauben. Der gemeine Mann in seinem Dorfe, und selbst die meisten Bewohner der Kreis- und Gouvernementsstädte ahnten von jenem furchtbaren Ereignissen nichts! Allenfalls konnte jeder einiger Maßen aufgeklärte Mann aus den ungewöhnlich strengen Maßregeln der Polizei und der Commandirenden des Militairs schließen, daß irgend Etwas aus seinen alten Fugen gewichen war. Die Gouverneure hatten nämlich auf alle Polen, die im Dienste des Staates standen oder als Privatleute u. s. w. lebten, ein ungewöhnlich wachsames Auge, was dem gebildeten Beobachter zwar nicht entgehen, ihn aber auch nur zu allerlei Muthmaßungen führen konnte. Selbst in St. Petersburg wußten nur die Allerwenigsten, wie es eigentlich in Deutschland und Frankreich herging. Alle Andern erschöpften sich in lauter

Vermuthungen und Meinungen, so hatte die russische Regierung ihre Maßregeln getroffen und ihre Kunstgriffe angewendet. Da das Briefgeheimniß in Rußland nicht unverletzt bleibt, so hat jeder Vernünftige, der öfter Briefe vom Auslande erhält, es so eingerichtet, daß ihm ja Niemand, zumal in solcher Zeit, Etwas über Politik oder gar über Aufstände schreibe. Und geschieht es dennoch, und ist er auch so glücklich, daß der Brief unversehrt aus den Händen der Häscher zu ihm gelangt, so schweigt er von solchen Dingen wie das Grab. Tausende haben das Unterbrechen eines solchen Schweigens hart büßen müssen! Doch ist es gewiß, daß viele Studenten und andere junge Leute in der Garde von Allem wol unterrichtet waren, wodurch sich Viele, da sie sich von dem gewaltigen und unerklärbaren Wirbelwinde, der damals durch ganz Europa zog, mit fortreißen ließen, harte Strafen zuzogen. Es ist schon bemerkt worden, daß der gemeine Russe, mit Ausnahme Weniger, auch noch heutzutage nicht aufgeklärter ist, als er vor 100 Jahren war. Die vielen Schulen, welche seitdem errichtet worden und überhaupt die großen Civilisationsmaßregeln, die der unermüdliche Kaiser Nikolai ergriffen, um sein Volk zu bilden, bestechen uns nicht, und noch weniger die Lobredner Rußlands, die uns die russischen Zustände auf eine so unparteiische, gemüthliche, ja nicht selten höchst glaubwürdige Weise im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen versuchen. Zur Ehre der Wahrheit sei es indeß hiermit gesagt, daß die

Feinde Rußlands dieſes ſo allgemein gefürchtete und gehaßte Reich nach unſerer Anſicht und Erfahrung! bei weitem grauſenerregender und ſchwärzer machen, als es in der That iſt, und daß viele Uebelſtände und Rohheiten, von denen die Schriftſteller des vorigen und auch noch dieſes Jahrhunderts erzählen, ſeit Nikolai's Regierung aus dem Wege geräumt ſind. Indeß liegt es in der Natur der Sache, daß man von einem despotiſchen Staate, wie Rußland, das Schaudererregendſte glauben kann. Allein das ſteht feſt, daß die Cultur bis auf den heutigen Tag noch nicht in die unterſte Schicht des Volkes gedrungen iſt. Der ruſſiſche Bauer ißt und trinkt, ſchläft und arbeitet wie vor 100 Jahren, und von Politik und tauſend andern Dingen weiß er auch eben ſo viel wie damals, d. h. ſo viel wie ſeine Ochſen und Pferde davon wiſſen. Er weiß nur von dem, was ſich vor ſeinen Augen ereignet, und was in den Bereich ſeines ſinnlichen Lebens gehört. Von einem Njemetz oder Franzus, zumal wenn der Leibherr einen ſolchen zur Erziehung ſeiner Kinder in's Dorf kommen ließ, mag der Bauer wol Etwas hören und ſehen; aber er denkt ſich dabei keine deutſche oder franzöſiſche Nation; es iſt ein Njemetz, Einer der kein Ruſſe iſt, das iſt Alles, was er ſich von ihm vorſtellen kann, wo er hergekommen iſt, darum bekümmert er ſich nicht, es überſteigt ſein Begriffsvermögen, aus Moskau oder aus St. Petersburg oder aus einer fremden Gegend muß er hergekommen ſein! — So iſt es mit dem gemeinen Dorfbewohner beſchaffen!

Mit den Bauern, die mehrere Jahre in Städten lebten, sieht es nicht viel besser aus. Mehr als einmal wurde ich von solchen gefragt, ob Deutschland eine große Stadt sei, ob die Njemetzü auch Christen wären und ob die Franzusü eigentlich von Menschen abstammten! — Ich konnte lange nicht begreifen, wie ein Mensch, der in einer Stadt lebte, zu solch einer Frage, wie die letztere, kommen könnt, bis mich ein Gutsherr durch einen Scherz darüber belehrte. Er lud mich nämlich zu einem Schmause ein, indem er dabei bemerkte, er habe gestern einen Franzus, einen von seinen Wosspitanniken (Zöglingen), schlachten lassen. Seitdem habe ich denn auch von vielen Russen aus den höhern Ständen das bekannte Schlachtvieh im Scherze mit dem Worte „Franzus" bezeichnen hören. Es kann nicht anders sein, als daß nur durch solche Scherzreden die verdummten Menschen zu solch einer Frage veranlaßt werden konnten. Alles, was zum Schacher und zur Befriedigung seines sinnlichen Lebens gehört, darum bekümmert der gemeine Russe sich sehr; aber von allem, was nicht hieher gehört, weiß er nichts, fühlt auch kein Verlangen, Etwas davon zu wissen und darf nichts davon wissen. Sollte sich aber Einer unterstehen z. B. zu fragen, wie es um die Völker des Auslandes stehe, was sie eigentlich treiben und verlangen, so würde er das ohne Zweifel mit einer unmäßigen Tracht Prügel zu büßen haben; denn die Obrigkeit und der Leibherr gestatten ihm nur, sich um das zu bekümmern und

belehren zu laſſen, was in den Bereich ſeines ſinnlichen Lebens gehört. Der Pope allein hat das Recht, ihn über Alles, was den Geiſt betrifft, zu unterrichten. Und der zeigt ihm ganz deutlich durch Bild und Wort, wie alle Sünder und Ungehorſame gegen die Obrigkeit in der Hölle ſchrecklich geſchleift, geſpießt und gebraten werden. Die gemeinen ruſſiſchen Maler haben Gemälde vom jüngſten Gericht und von der Hölle geſchaffen, wie ſchon oben bemerkt, die in Millionen Exemplaren verbreitet ſind, gräßliche Schöpfungen, wie ſie der Höllenfürſt wol ſchwerlich fertig brächte, und arbeitete er auch bis in Ewigkeit daran. Die Geſchichte aller Völker zeigt uns Beiſpiele genug von dem Unnatürlichen, das der gefliſſentlich verdummte Menſch zu glauben fähig iſt.

Der Umſtand, daß 35 — 40 Millionen Menſchen ſich von nicht vollen Hunderttauſend ihrer Mitgeſchöpfen noch heutzutage verkaufen, verſpielen und verſchenken laſſen, zeigt uns deutlich, wie verdummt der gemeine Ruſſe ſein muß. Peter der Große fuhr einmal auf dem Ladoga-See, einem bei ſtürmiſchem Wetter ſehr gefährlichen Fahrwaſſer, es erhob ſich ein heftiger Wind, ſo daß der Zaar ſammt ſeinen Begleitern ohne Zweifel ein Raub der Wellen geworden wäre, hätte er den Steuermann nicht vom Ruder geriſſen, es ſelbſt erfaßt und das Boot mit eben ſo viel Geſchicklichkeit als Geiſtesgegenwart glücklich an's Ufer gelenkt. Dieſe geſchichtliche Scene iſt durch viele tauſende von Abbildungen auch in ganz Europa bekannt geworden. Aber

nur die Wenigſten wiſſen, daß der große Zaar darauf befahl, dem empörenden See die Knuten zu geben, was denn auch mit großen Executionsfeierlichkeiten in Gegenwart vieler Tauſende von Menſchen geſchehen iſt. Der Zaar könnte auch noch heutzutage das Oſt- und ſchwarze Meer knuten laſſen, und der naive Ruſſe würde glauben, daß ſeinem Zaaren die Gewalt gegeben ſei, ſelbſt die empörten Elemente zu züchtigen!

Als ich fünfzehn Jahre nach jenem weltgeſchichtlichen Brande zum erſten Male nach Moskau kam, nahm ich vor allen andern Sehenswürdigkeiten den ehrwürdigen Kreml in Augenſchein, aus welchem einſt Napoleon mit Entſetzen in die furchtbar ſchöne Beleuchtung der alten Zaarenſtadt blickte. Nachdem ich die Rieſenglocke, das Erinnerungsſtück aus der Zeit der einſt ſo mächtigen ruſſiſchen Republik Nowgorod's, *) die Rieſenkanone, und auch viele andere von der franzöſiſchen Armee eroberte Geſchütze, Fahnen und Standarten mit den immer noch ſtolz blickenden Adlern Napoleon's und alle Ruinen aus jener denkwürdigen Zeit in Augenſchein genommen hatte, kam ich mit meinem Führer an einen Ort, wo noch die Reſte eines Placats zu

* Mittelſt dieſer Glocke rief man die Bürger der Republik Nowgorod's zur Wetſche oder Volksverſammlung. Sie ſtürzte vom Thurme, in den ein Gewitter einſchlug. Joan III., Fürſt von Moskau, ließ, nachdem er dieſen Freiſtaat (1478) zerſtört hatte, die Glocke nach Moskau ſchleppen.

ſehen waren. „Mein Herr, haben Sie die Güte, dieſes faſt verwitterte Papier anzuſehen," ſagte mein Führer zu mir, „es iſt noch ein Ueberbleibſel von jener merkwürdigen Bekanntmachung Napoleon's während ſeines Aufenthalts in Moskau." — „Und wie lautete denn ihr Inhalt?" fragte ich ihn. „Mein Herr," fing er alſo zu erzählen an, „noch ehe die Franzoſen unſere ehrwürdige Zaarenſtadt einnahmen, floh der ruſſiſche Adel und der beſſere Theil der Einwohner nach allen geheuren Gegenden des Reiches hin, aber beſonders nach St. Petersburg, wo ſich auch der Kaiſer Alexander befand; nur wenige Edle und die ganze Hefe des Volkes blieben in Moskau. Die Gefängniſſe wurden geöffnet, alles Raub- und Mordgeſindel ſtürzte heraus, brennte, ſengte und plünderte, und was es anzündete und in hellen Flammen ſtand, ſuchten die armen Franzoſen zu löſchen, doch vergebens! Wer vermag das Feuermeer des Aetna zu dämpfen? Den entſetzlichen und troſtloſen Zuſtand der franzöſiſchen Armee vor Augen habend, dachte Napoleon das ruſſiſche Volk für ſich dadurch zu gewinnen, daß er bekannt machen ließ, er habe die Leibeigenſchaft in Rußland aufgehoben. Das Manifeſt, in ruſſiſcher Sprache und in Tauſenden von Exemplaren gedruckt, wurde angeklebt und angeheftet an allen Ecken und Kanten der Stadt. Es lautete in der Ueberſetzung ungefähr folgendermaßen:

„Allen und jeden Unterthanen Rußlands ſei hiemit kund und zu wiſſen gethan, daß

die Leibeigenschaft sofort aufgehoben und den Leibherren alle fernere Forderung von Obrok strenge untersagt ist, weil jeder bisherige Leibeigene von heute ab sein eigener und freier Herr ist, der außer seinem Kaiser keinen andern Edelmann, möge dieser auch Baron, Graf oder Fürst sein, als seinen Herrn anzuerkennen hat: denn jeder bisherige Leibeigene soll frei sein, frei wie seine tapfern Ahnen, die berühmten Russen der freien Republik Nowgorod, es einst waren.

Daß diese Allerhöchste Verfügung in volle Kraft getreten ist, bezeugt die eigenhändige Unterschrift Sr Majestät des Kaisers, welche also unterzeichnet ist:

Kaiser Napoleon."

Der Pöbel stand nun haufenweis an den Orten, wo diese Placate zu sehen waren. Wer lesen konnte, las, und wer es nicht konnte, ließ sich das Ding erklären. „Ei, das ist ja schön! Das ist prächtig!" hörte man Hunderte wie mit Einer Stimme sagen. „Ja, aber wer gibt uns diese Freiheit? Wer bürgt dafür, daß es Wahrheit und kein Mährchen ist, wer?" so hörte man wieder Hunderte wie mit Einer Stimme fragen. „Ei nun," antworteten die französischen Geschäftsträger, „Kaiser Napoleon, der Freund aller Völker, der große Held, der auch in Deutschland und Frankreich die Leibeigenschaft aufgehoben hat! der nur deshalb nach

Moskau gekommen iſt, um uns, Brüder! frei zu machen, frei wie es unſere Väter waren, die freien und tapfern Nowgoroder. Kaiſer Napoleon iſt ſeinen Worten treu, deshalb dürfen wir keinen Zweifel in das uns Brüdern Freiheit verheißende Manifeſt ſetzen. Daher laßt uns ihn begrüßen: Hoch lebe der Freund des ruſſiſchen Volkes, Kaiſer Napoleon!" Es ſchrieen zwar einige Stimmen mit, aber die meiſten ſchwiegen, das Ding wollte ihnen nicht in den Kopf.

„Tſchórt jewó ſnäjet! 'ffrjöt on ſukinſün! Zaar 'ff Pitjeré!" (Der Teufel mag ihn kennen! er lügt, der Hundeſohn! denn der Kaiſer iſt ja in St. Petersburg — und nicht in Moskau) ſo ſagten die Meiſten und ſtoben wieder auseinander.

Möge dieſe Anekdote beweiſen, daß die Aeußerungen Napoleons auf St. Helena, es würde ihm ein Leichtes geweſen ſein, das ruſſiſche Volk für ſich zu gewinnen, wenn er es gegen ſeinen rechtmäßigen Souverain hätte aufwiegeln wollen, mindeſtens eine Großſprecherei war; denn das geht nicht ſo leicht! Zugleich aber auch ſieht man hieraus, wie faul und eigenſinnig das ruſſiſche Volk und wie verdummt es iſt, eine ſolche Gelegenheit zu benutzen, um ſich aus der ſchmählichen Leibeigenſchaft zu befreien. Dazu kommt aber noch Etwas, wodurch eben dieſes Volk ſich vor allen andern Nationen auszeichnet, es iſt die Nationalliebe, die unbeſchreibliche Liebe zu ſeinem, wie er es nennt, heiligen Vaterlande, wie auch zu ſeinem Zaaren. Dieſe hohe, heilige

Vaterlandsliebe ist der starke Schild, ist der Fels, an dem jede fremde Macht, die aus Liebe zur allgemeinen Völkerfreiheit oder aus Eroberungssucht in Rußland einzudringen wagte, zerschellen würde! Rußland in seinen gegenwärtigen Zuständen ist noch immer das ungeheure Grab, das jede fremde Macht, die sich ihm nähert, verschlingen wird. Aber freilich ist es eben nur ein Grab für diejenigen, die sich ihm nahen und hinein springen. Als angreifende, auf seine Kräfte allein beschränkte Macht, ist das furchtbare Rußland nur ein Schreckbild. Wie gegenwärtig die Dinge in Rußland stehen, könnte der Zaar höchstens nur ein paar hundert tausend Mann, und kaum so viel, nach Westeuropa schicken: denn trotz aller knechtischen Eigenschaft, die wir nun schon so oft an dem russischen Volke wahrgenommen haben, und trotz der großen Liebe des Russen zu seinem „heiligen" Vaterlande und zu seinem Zaaren, darf der Kaiser es nicht wagen, die Militairmacht in seinem eigenen Reiche zu schwächen, denn es fehlt hier keineswegs an unruhigen Elementen, welche dem Despotismus seit lange den Untergang geschworen haben. Tausende aus den höhern Classen, die in Sibirien Zwangsarbeit verrichten, beweisen es! Auch fehlte es noch nie an einer Menge verwegener Kerle unter den russischen Bauern. Die alljährlichen Aufstände gegen ihre Gutsherren wie gegen die Gouverneure beweisen auch dieses. Es war seitdem der berüchtigte Boris Godunów das russische Volk zu Leibeigenen machte, ein Glück für den Mos-

kowitismus, daß eben dieſes Volk in dem unermeßlichen Rieſenkörper ſo von einander zerſtreut wohnt. Wenn ſich einige Hunderte, oder auch noch ſo viele Tauſende an einem Orte erheben, ſo rückt ihnen das zunächſt in Garniſon liegende Bataillon mit einigen Geſchützen entgegen und — man weiß was für eine Verwirrung und Verheerung eine ſo kleine Mannſchaft disciplinirter und regulärer Truppen unter einem zehnmal ſo ſtarken Haufen von Aufſtändigen hervorzubringen im Stande iſt. Durch die in der ungeheuern Ausdehnung des ruſſiſchen Reiches ſo vereinzelt daſtehenden Dörfer und Städtchen iſt eine ſociale Revolution hier faſt unmöglich. Nur dieſem Umſtand verdankt der Moskowitismus das Fortbeſtehen ſeiner Gewalt. Schon vor Jahrhunderten war ein großer Theil des ruſſiſchen Volkes zu Aufſtänden der furchtbarſten Art geneigt, ein Umſtand, welcher der Regierung, trotz ihrer Militairmacht, doch immer ſehr gefährlich werden kann. Das wußten auch die Zaaren und Zaarinnen recht gut, und bei ihrer Thronbeſteigung erließen ſie Manifeſte und Ukaſe, laut deren jener große Theil von Leibeigenen mit Freuden und ſeliger Hoffuung erfüllt wurde und jedesmal glaubte, der Regent ſei endlich auf dem Throne, der das Herz und die Macht habe, ſie aus der ſchmählichen Sklaverei zu erlöſen — denn von ihren Leibherren haben ſie in Ewigkeit ihre Freiheit nicht zu erwarten. Aber kaum ſahen dieſe Regenten ihren Thron geſichert und befeſtigt, ſo zogen ſie die

Stricke der Leibeigenschaft noch straffer an, als sie waren. Derselbe Umstand, der eine Revolution in Rußland fast unmöglich macht, ist aber auch Ursache, daß die russische Macht dem Auslande noch lange nicht so gefährlich ist, als sie es zu sein scheint; denn die Theile des russischen Heeres, die in dem Riesenlande so weit auseinander zerstreut liegen, können beim Ausbruche eines Krieges und während desselben nicht so schnell zusammengezogen werden, als das heutzutage nothwendig ist. — Welchen Vortheil dagegen haben die andern Mächte durch die Einrichtung ihrer Eisenbahnen! Die Streitkräfte in Polen wie in dem alten Moskowitenreiche darf der Kaiser aber auch nicht dermaßen schmälern, um ein Heer daraus zu bilden, das im Auslande selbst der kleinsten Großmacht imponiren könnte. Er hat diese Militairmacht zur Aufrechthaltung und Sicherheit seines eigenen innern Reiches nöthig! Das ist eine böse Folge der französischen Revolution und des russischen Despotismus. Man glaube ja nicht, daß dieser russischen Ohnmacht der Gegenwart durch außerordentliche Recrutirungen im größten Maaßstabe abgeholfen werden könnte. Was soll am Ende aus einem Staate werden, der, in Betracht seines ungeheuren Flächenraumes, so überaus arm an Einwohnern ist, wenn man auf solche Weise die besten Kräfte der Bevölkerung vergeudet? Dazu kommt nun noch, daß ein großer Theil eben dieser besten Kräfte, der jungen Mannschaft, erliegt, ehe er abgehärtet ist, die schweren Strapatzen zu ertragen, denen der

russische Soldat unterworfen ist. Schon durch das bloße Zusammenziehen der Truppen aus den weiten Entfernungen des Reiches, wo beim Regenwetter die schlechten Landstraßen fast unwegsam werden, erliegen Tausende. Der Russe ist viel schwächer von Körper, als es uns scheint. Wenn man unter diesem Volke auch Kerle findet, die Scheidewasser statt Brantweins verschlucken und den Magen mit rohem Gemüse anfüllen können, ohne daß es ihnen schadet, so sind das doch nur die Wenigsten. Man irrte sich sehr, wenn man von den gesunden und starken Soldaten, die wir bei Kriegszeiten in Deutschland zu sehen die Ehre hatten, auf das kräftige Naturell des Russen im Allgemeinen schließen wollte. Denn es waren dies eben nur solche, die sich abgehärtet hatten; in welchem Falle der Russe allerdings, so zu sagen, eisenfest ist. Aber wie viele Tausende ihrer Brüder, die sich nicht abhärten konnten, erlagen den Strapatzen? Der russische Soldat könnte im Allgemeinen eben so stark sein wie der deutsche und französische, wenn er besser genährt wäre; so aber ist er es, d. h. im Allgemeinen, nicht. Daß die Cholera unter keinem Volke Europa's so große Verheerungen anrichtet wie unter dem russischen, beweist, daß der Russe bei weitem nicht so stark von Magen und Körperbau ist, als man im Allgemeinen glaubt. Oder woher kommt es, daß die russischen Rekruten in Massen dahin sterben, wenn man anfängt, sie den Strapatzen des Militairdienstes zu unterwerfen? Allerdings hat dieses wieder zum Theil seinen Grund

Plan soll weder das siegreiche mit Ruhm gekrönte Habsburg, noch das durch seine moralische Kraft so mächtige Preußen die Oberherrschaft in Deutschland erhalten. So will es Rußland haben!

„Es ist doch merkwürdig," sagte einmal ein Russe von hohem Range auf einem Balle in St. Petersburg, den ein hoher russischer Beamter, ein geborner Schwede, gab, und dem auch der Verfasser beiwohnte, „es ist doch merkwürdig, daß unser Herr und Kaiser in Deutschland eben so gut befiehlt, als die beiden Großmächte." Dieser russische Witz hätte beinahe tragische Folgen gehabt. Wir können nicht umhin, diese Geschichte kurz zu erzählen, weil sie bezeichnend ist für Manches, was wir schon erzählt haben. Es war nämlich in einem Salon, den der Ballgeber an diesem Abend einzig und allein für die Tabaksraucher bestimmt hatte, wo der Russe diesen Witz machte, um, wie man sagte, einen Preußischen Edelmann und echten Vaterlandsfreund zu beleidigen. Dieser aber sah den Russen mit einem stolzen und verächtlichen Blick an, und verließ schweigend den Salon. Es befanden sich hier unter vielen Andern auch Manche aus dem diplomatischen Corps und mehrere französische Unterthanen. Jener Witz führte auf ein Gespräch, aus dem wir nur den Punkt hervorheben, daß jener Russe und einige Andere im Scherz oder Ernst behaupteten, Rußland, mithin auch die andern europäischen Großmächte, erkennten Preußen nur aus Artigkeit als eine Großmacht an. Der Wirth, wie

gesagt, ein geborner Schwede, wie auch fast alle hier anwesenden Franzosen und Russen und auch ein paar Finnländer, stimmten lächelnd bei. Es war vielleicht ein Glück, daß jener Preuße, ein kühner, edelstolzer und waffengeübter Mann, den Salon damals schon verlassen hatte. Aber es trat plötzlich ein russischer Oberst, früher Flügeladjutant Sr. Majestät des Kaisers, der zwar in St. Petersburg geboren und erzogen war, aber von Preußischen Eltern abstammte, hervor und sagte: „Meine Herren! ich bin ein Freund der heitern Laune und des Spaßes, aber über zwei Dinge höre ich gern mit Ehrfurcht und Hochachtung sprechen, ich meine: über Religion und über die Regierung eines cultivirten und mächtigen Volkes, und das ist allerdings das Preußische Volk.“ Jetzt suchte der Wirth und mehrere jener Andern mit würdiger Miene und einer gewissen Sanftmuth in Ernst das zu beweisen, was sie vorhin nur im Scherze zu behaupten schienen. Dem Oberst schien das Blut in allen Adern zu kochen, aber mit unbeschreiblich würdiger Haltung entgegnete er: „Preußen, der Mittelpunkt der Intelligenz! Preußen mit seiner großen moralischen Kraft, wie sie kein Staat Europa's besitzt! Preußen mit seinem unvergleichlich tapfern Kriegsheer mit seinen Enkeln und Urenkeln der Sieger von Fehrbellin, Roßbach und Zorndorf und mit seinem Volke von 1813 hat bewiesen, was es ist, eine Macht, die sich, wenn man sie herausfordert, mit jeder europäischen Großmacht ersten Ranges messen

wird!" — Jetzt entstand eine heftige Bewegung unter allen Anwesenden, die in dem dicken Tabacksqualm, wie ihn die Russen beim Rauchen auszublasen pflegen, sich seltsam ausnahm. Daß der Oberst, ein russischer Offizier, der Affaire von Zorndorf in solcher Weise Erwähnung that, hatten alle anwesenden Russen sehr übel aufgenommen, und Einer zeigte sogar Lust, ihn herauszufordern. Einigen Vernünftigen gelang es indeß, den Sturm, der im Anzuge war, zu beschwören, indem sie bemerkten, daß die Aeußerung des Obersten die Bedeutung nicht hätte, die man ihr in der ersten Hitze gegeben habe; denn es könnte wohl keinem einfallen, den ordnungsmäßigen Rückzug der Russen bei Zorndorf eine verlorne Schlacht zu nennen. Daß sich aber die preußische Armee unter Friedrich dem Großen gegen einen an Zahl mehr als um die Hälfte überlegenen Feind so tapfer geschlagen habe, sei eine Thatsache, welche selbst die Preußen-Feinde nicht leugnen könnten, und daß sei es ja nur, was der Oberst gemeint habe und nur habe meinen können. Der Oberst fand es als russischer Offizier wohl für gerathen, der Meinung seiner Vermittler nicht zu widersprechen.

Man sagt, Se Majestät der Kaiser habe von diesem Vorfalle gehört und habe sich sowohl über die Spötter als über den Obersten sehr ungnädig ausgesprochen. Ob dies wahr ist, wissen wir nicht. Aber das wissen wir bestimmt, daß Se Majestät der Kaiser, Preußen für das hält, was es ist, für eine Großmacht, an deren

Freundschaft ihm unendlich viel gelegen ist. Schließlich wollen wir hier noch Einiges aus dem erwähnen, was uns ein alter Moskowiter erzählte, und was uns bezeichnend für russische Kriegslist zu sein scheint. Die russische Politik verschmäht selbst keine Kindereien, wenn sie Mittel zum Zwecke sind. Ehe die Kälte eintrat, war Napoleon in Moskau noch immer das Schrecken Rußlands. Ein schneller Rückmarsch gleich nach der Schlacht von Borodino (Mosaisk) oder auch gleich nach der Einnahme von Moskau konnte die französische Armee retten. Um die Franzosen aber bis zum Eintritt des Winters in Moskau zu halten, wandte das russische Cabinet und sein Oberfeldherr allerlei List an. Kutusow schrieb an seinen Zaaren, daß, wenn die heilige Mutter Gottes von Moskau (ein Heiligenbild) keine Wunder thäte, wol Alles verloren wäre, er setzte also noch seine einzige Hoffnung auf dieses wunderthätige Bild, zu dem man Tag und Nacht gebetet hätte. Dem Feldjäger, welcher dieses Sendschreiben nach St. Petersburg tragen sollte, zeichnete man den Weg vor, auf dem er unvermeidlich in Feindes Hand gerathen mußte, was denn auch geschah. Die Franzosen lachten und triumphirten, als man ihnen die Verzagtheit und den Fanatismus des russischen Feldmarschalls aus eben dieser aufgefangenen Depesche mittheilte, und Napoleon, der den greisen Kutusow auch für so dumm hielt, lachte mit und glaubte, es müsse mit der russischen Armee nach jener blutigen Schlacht viel schlimmer aussehen, als er es ahne, und er könnte

um so mehr hoffen, daß man seine Friedensanträge, gegen die Kutusow sich anfangs eher geneigt, als abgeneigt zeigte, mit Freuden annehmen würde. Desgleichen ließ Kutusow den Kosaken-Hetmann Platow und einige andere Oberoffiziere wegen Subordinationsvergehen (!) in Kibitken packen und nach Sibirien verweisen! Man spielte diese Comödie so gut, daß die Spione Napoleon's sich selber täuschten und die Sache als eine wichtige Wahrheit in dem französischen Heere verbreiteten, woraus man hier wieder den Schluß machte, daß im russischen Lager Alles verkehrt hergehen müsse. Kurz, die Russen gebrauchten alle mögliche List, um die Franzosen bis zum Eintritt des Winters in den Ruinen von Moskau zu halten, und dem Feinde den Glauben an die Verzagtheit und Schwäche des russischen Heeres beizubringen.

Platow aber begab sich in die Länder der Kosaken und forderte Alles auf, was eine Waffe führen konnte, um das Vaterland zu retten.

Bald kam er auch mit 50 — 60000 Mann Kosaken im russischen Hauptlager an. Die Franzosen sahen zu spät ein, wie sehr sie durch die Comödie der Russen getäuscht worden. Die Kosaken waren ihre gefährlichsten Feinde. Gleich Schwärmen von Raubvögeln schwebten sie über das flache Land dahin, raubten und spießten Alles, was sie erreichen konnten.

Bekanntlich ist der Kosak nirgends so gefährlich, als auf dem flachen Lande, besonders da, wo die Artil-

lerie des Feindes zerstreut und in Unordnung ist, wie das bei den armen halb verhungerten und halb erfrorenen Franzosen großentheils der Fall war. Der gebildete russische Edelmann liebt die französische Nation, daher spricht er auch gerne ihre Sprache, und er spricht sie gut. Manchen Gefangenen, besonders Verwundeten, die das Glück hatten, von den russischen Edelleuten in Schutz genommen und von ihnen gepflegt worden zu sein, ging es recht gut und sie sprechen nur mit Hochachtung und Dankbarkeit von den Russen; aber die Unglücklichen, welche von den Kosaken gefangen genommen und von ihnen an die wüthenden russischen Bauern verkauft wurden, starben eines schrecklichen Todes. Wir müssen den Blick abwenden von diesem Schauder erregenden Gemälde! Es bietet nur Märtyrer dar, wie die Gemälde der Thaten Nero's. Ja, die Russen waren damals dieselben, wie sie der Freiherr von Herberstein im Jahr 1517 in Moskau sah: „An Rohheit und Grausamkeit Alle übertreffend!“

In Sibirien thront ein gold'nes Königsweib. Sein ganzes Land iſt Goldes voll.

Aus einer ruſſiſchen Volksſage.

„Das unermeßliche Rußland," ſagt man ſprichwörtlich und der Satz iſt im buchſtäblichen Sinne richtig.

Alle weſteuropäiſchen Geographen und Statiſtiker gerathen in keine geringe Verlegenheit, wenn ſie die Arealgröße wie auch die Bevölkerung Rußlands mit Beſtimmtheit angeben ſollen, was ſchon daraus erhellt, daß die verſchiedenen Meinungen und Angaben hierüber ſo ſehr von einander abweichen.

Selbſt die ruſſiſchen Statiſtiker können, trotz der vorzüglichen Hülfsmittel, die ihnen zu Gebote ſtehen, die Größe des Flächenraumes ihres Landes, zumal den des aſiatiſchen Theiles, nicht mit Beſtimmtheit nennen; und was die Seelenzahl betrifft, ſo können ſie dieſelbe ebenfalls nicht ſo genau angeben, wie man das wohl von andern Staaten im Stande iſt, weil die officiellen

Angaben nicht zuverläſſig ſind. Es liegt oft im Intereſſe verſchiedener ruſſiſcher Staatsdiener und anderer Wſjätoſchniks, daß man Menſchen, die noch leben, für verſtorben angiebt und umgekehrt, daß man Andere, die wirklich todt ſind, für's erſte in's Regiſter der Todten nicht einträgt. Man weiß tauſend Geſchichtchen hiervon zu erzählen. Der ruſſiſchen Regierung iſt dies nicht unbekannt, aber ſie kann es, wie ſo vieles Andere, nicht ändern. Indeß weiß ſie in ſolcher Ungewißheit guten Rath: denn um nicht zu kurz zu kommen, fängt ſie in ihren Angaben über die Seelenzahl die Hunderttauſende, ja auch manchmal die Millionen, lieber mit einer Fünf, als mit einer Zwei an.

Die ganze Arealgröße Rußlands beträgt jedenfalls mehr, als 350,000 Quadratmeilen, mit Ausſchluß des amerikaniſchen Rußlands. Ein ungeheurer Flächenraum! aber es leben vielleicht keine 60 Millionen Menſchen darauf. Am ödeſten ſieht es natürlich in dem aſiatiſchen Theile aus. Das ſibiriſche Königreich iſt gewiß achtzehnmal größer, als ganz Deutſchland, aber die Zahl ſeiner Einwohner iſt nicht einmal ſo groß als die des fünften Theils der Preußiſchen Monarchie. Von welcher Wichtigkeit es aber für Rußland iſt, Sibirien mehr und mehr zu bevölkern, weiß ſeine Regierung am beſten; denn Sibirien iſt das Land, wo der Zaar ſeinen Einfluß ſchöpft, den er auf die Politik aller andern Staaten ausübt. Sibirien iſt der Schlüſſel, der früher oder ſpäter die Pforte des himmliſchen Reiches, des innern Aſiens erſchließen wird. Aber von woher ſoll die

Regierung die Massen zu einem Zuwachs von Menschen für dieses Land hernehmen? Aus seinen europäischen Provinzen? O hier sieht es, in Betracht des großen Flächeninhalts, ebenfalls leer und öde aus! Das europäische Rußland enthält, je nachdem man die Grenzen bestimmt, fast die Hälfte vom ganzen Welttheil Europa, aber es hat auf seinen vielleicht 73,000 Quadratmeilen kaum so viel Einwohner als Frankreich und Preußen zusammen in ihren Staaten. Wie viel hat Rußland mit seinen geringen Arbeitskräften noch zu thun, ehe es mit Recht einen Platz unter den cultivirten Nationen Europa's einnehmen kann. Es fehlt diesem Lande, mit wenigen Ausnahmen, an allen Arten von Chausseen oder festen Landstraßen. Wie lange wird es noch zu thun haben, ehe es die unumgänglich nothwendigen Verbindungswege geschaffen haben wird, indem es in einigen Gegenden an Holz, in Andern an Steinen, in wieder andern an Allem dazu fehlt. Die meisten Städte und alle Dörfer, vielleicht mit sehr wenigen Ausnahmen, sind gar nicht gepflastert. Vor ungefähr 15 bis 20 Jahren fing man an, die Hauptstädte des südlichen Rußlands mit einer Art Chaussee zu versehen; um sie ordentlich zu pflastern, dazu fehlte es förmlich an Steinen. Aber diese Chausseen z. B. die in Charkow sind aus einer sehr weichen Steinmasse gemacht und in Odessa aus Muschelkalk, den das Meer an beiden Seiten der Ufer aufgeschichtet hat. Welch ein Staub sich im Sommer aus diesen Straßen entwickelt, läßt sich leicht denken.

Der Zweck, den man durch dieſe Chauſſeen erreicht, entſpricht den Summen, die ſie gekoſtet, namentlich die der Stadt Charkow, keineswegs; nur das förmliche Steckenbleiben der Wagen nach längerm Regen wird dadurch verhindert. Im Frühjahr, wenn der Schnee und das Eis in den Straßen geſchmolzen waren, konnte man gar nicht durch die Hauptſtraße der Stadt fahren, denn die Fuhrwerke geriethen bis an die Achſe in den Moraſt. Noch ſchlimmer ſah es in Odeſſa aus. Hier war ich oft Augenzeuge, wie man die Equipagen der Edelleute mittelſt drei bis vier paar Ochſen aus dem Schlamme ziehen mußte. Fürſt Woronzow ließ ſich vor Jahren, wie man ſagt, Wacken aus England kommen, womit er den Hof ſeines Palaſtes pflaſtern ließ. Auch wurde die Hauptſtraße Odeſſa's, der ſogenannte „Griechiſche," mit Wacken verſehen. Alle andern Straßen ſind mittelſt der Maſſe von Schalenthieren chauſſirt. In der ſonſt ſo ſchönen und wichtigen Handelsſtadt Odeſſa fehlt es an Steinen, Holz und gutem Trinkwaſſer. Leute, die es thun können, laſſen ſich das Waſſer eine Meile weit von der Stadt, vom ſogenannten „Lyce'ſchen Chutor" (einem Sommerſitze, den der Curator des Lyceums zu bewohnen pflegt), wo ein ſchöner Quell iſt, herbringen. Die Armen müſſen ſich mit Ciſternen-Waſſer behelfen, und ſich des Düngers als Feurungsmaterial bedienen, da das Holz hier überaus theuer iſt.

Aber an Arbeitskräften, an Menſchen, fehlt es dem ruſſiſchen Staate zumeiſt! und ſeine Bevölkerung,

so viel einige Schriftsteller auch über ihre Fruchtbarkeit schreiben mögen, wächst langsamer als die anderer Staaten. Die Ursachen hiervon sind: Klima, Sectenwesen und viele andere Uebelstände, von denen wir nur einige hervorheben wollen, und die theils schwer, theils gar nicht zu beseitigen sind. Wie sehr es sich die russische Regierung angelegen sein läßt, ihre Bevölkerung zu vermehren und alles, was derselben im Wachsthum hinderlich sein kann, zu unterdrücken oder gänzlich aus dem Wege zu räumen, zeigt sie unter den mannigfaltigsten Formen: durch seltsame Gesetze, durch Stiftungen vieler Findelhäuser u. s. w. Wer den Leichnam eines Ermordeten nur anrührt, gleichviel, aus welcher Absicht es geschieht, ehe dessen Todesart durch die Medizinal-Behörde oder den Kreisarzt ermittelt worden, der kann in die fatalste Untersuchung gezogen werden. Vielleicht in keinem Staate spürt die Polizei einem Mörder mit so viel Mühe und Ausdauer nach und erlaubt sich dabei so viel Willkür, als eben in Rußland. Einmal sah ich in einer Gouvernements-Stadt den Polizeimeister mit der Stadt-Hebamme fast in jedes Bürgerhaus eindringen, wo sie an Frauen und erwachsenen Mädchen eine gewisse Untersuchung vornahmen. Die Ursache hiervon war, daß man am Tage vorher ein neugebornes und ermordetes Kind im Schuttgraben gefunden. Häuser, wo adelige Frauen und Fräulein wohnten, verschonten sie natürlich mit ihrem Besuche. Ein Gesetz verbietet den russischen Unterthanen das Auswandern,

und das bloße Reiſen in's Ausland wird ihnen ſehr erſchwert. Wenn ein Bürgerlicher mit vieler Mühe die Erlaubniß zum Reiſen erlangt hat, ſo muß er, im Fall er kein unbewegliches Eigenthum beſitzt, eine Caution ſtellen. Durch andere Geſetze bleibt den in Rußland lebenden Ausländern nichts übrig als ruſſiſche Unterthanen zu werden! damit ſie, wenn ſie auch die materiellen Mittel dazu hätten, nicht auswandern können. Wir haben ſchon S. 68 und 69 Einiges hierüber geſagt. In früheren Zeiten haben die Zaaren ihren Unterthanen das förmliche Auswandern unter annehmbaren Bedingungen geſtattet, und das Reiſen in's Ausland hing von eines Jeden Willen ab. In neuerer Zeit wurde es Anders, das Auswandern iſt unter keiner Bedingung möglich, und das bloße Reiſen ins Ausland iſt den größten Schwierigkeiten unterworfen, indem dieſes nur durch Bitten, um Erlaubniß in manchen Fällen ſogar bei Sr Majeſtät dem Kaiſer, möglich zu machen iſt. Vielen wird die Bitte abgeſchlagen, und wer nicht volle fünfundzwanzig Jahre alt iſt, kann mit ſeiner Bitte gar nicht einkommen. Die Friſt, welche für eines Jeden Aufenthalt im Auslande beſtimmt wird, iſt in der Regel ſehr kurz: ein Jahr, höchſtens einige Jahre; aber Vielen wird nur einige Monate Zeit gegeben. — Iſt die Friſt verſtrichen, oder befiehlt der Kaiſer noch vor Ablauf derſelben die Heimreiſe, ſo muß Jeder unbedingt zurückkehren, im Fall er nicht Gefahr laufen will, als Hochverräther zweiten Grades erklärt zu werden.

Der Reisepaß kostet ein paar hundert Thaler, mit Ausnahme derer, die in Handelsgeschäften reisen, denen auch überdieß die Erlaubniß zum Reisen zu erhalten nicht so schwer wird. Und wenn Einem, dem es durch Krankheit und andere Umstände physisch unmöglich ist, nach abgelaufener Frist zurückzukehren, der Aufenthalt verlängert wird, so kostet ihm dies abermals viel Mühe und Geld. Diese strengen Maßregeln tragen wol etwas bei, daß die in Betracht des großen Flächenraums sehr kleine Bevölkerung Rußlands wenigstens von dieser Seite nicht vermindert wird; allein es gibt ganz andere Ursachen, welche dem Wachsthum dieser Kopfzahl bei weitem nachtheiliger sind, als es die Erlaubniß zum förmlichen Auswandern und freien Reisen im Stande wäre. Hieher gehören das rauhe Klima in verschiedenen Gegenden, die fast unerträgliche Kälte im Winter und die heftigen Schneegestöber, wie sie sich der Westeuropäer kaum vorstellen kann, begleitet von den schneidendsten Winden, denen jährlich Viele zum Opfer fallen. Ferner die vielen bösartigen Fieber, welche in manchen Gegenden, wie z. B. in Grusien, auf dem Kaukasus u. s. f. einheimisch sind und welche durch die fast unerträgliche Hitze im Sommer bedingt werden; sie raffen die Menschen in Massen dahin! Ferner die Recrutirungen im größten Maßstabe, zumal in neuerer Zeit. Der russische Soldat wird viel zu schlecht genährt, als daß er die ungeheuren Strapatzen, denen er unterworfen ist, ertragen könnte, wie schon einige Male bemerkt. Dabei

iſt ſeine Kleidung viel zu leicht, um der, zuweilen fürchterlichen Kälte Trotz bieten zu können, und die ſchnelle Abgewöhnung vom Schafspelze, den die Meiſten als Bauern trugen, hat ſchon ſchlimme Folgen gehabt. Genug, die jungen Soldaten ſterben in Maſſen dahin, und ein großer Theil derjenigen, die am Leben bleiben und ſich abgehärtet haben, wird vom Kaukaſus, dem ſtets geöffneten Grabe für Ruſſen, verſchlungen! Und ſo werden immer wieder außerordentliche Recrutenaushebungen anbefohlen. Ferner gehört hieher das große Sectenweſen, welches dem Wachsthum der ruſſiſchen Bevölkerung ungemein viel ſchadet! Die Fanatiker, welche zu den verſchiedenen Religionszünften gehören und die Staatskirche nicht anerkennen, entmannen ſich theils ſelbſt, theils verbrennen ſie ſich lebendig und theils ermorden ſie ſich auf eine andere Art und zwar allein aus der Urſache, daß ſie glauben, ſich dadurch Gott wohlgefällig zu machen. Die eigentlichen Starowerzen, ſich auf den Ausſpruch des Apoſtel Paulus berufend, daß Einer beſſer thäte, wenn er ſich nicht verheirathete, bringen es auch bei vielen Frauenzimmern dahin, daß dieſe ſich nicht verehelichen. Alle Jungfrauen, wenn ſie auch nicht im Kloſter ſind, werden von dieſen Sectiern: „Bräute des Himmels“ genannt. Es giebt ſolcher Fanatiker in Rußland eine unzählige Menge, ſie ſind in allen Gegenden des Reiches anſäßig; aber ſie treiben ihr Unweſen im Verborgenen, denn wer überführt wird, daß er ſich entmannen oder dem Opfertode weihen

wollte, wird, wie jeder gemeine Verbrecher, nach Sibirien verbannt. Diese furchtbare Strafe aber schreckt die Glaubenshelden keineswegs ab, ihrer für den Staat so nachtheiligen Schwärmerei zu entsagen. Die Regierung kann sie weder ausrotten noch alle ausfindig machen. Ferner gehört hieher die große Hungersnoth, von der man annehmen kann, daß sie in jedem Jahrzehend einmal Statt findet, und die dann bei dem großen Mangel an Verbindungswegen und guten Landstraßen ein ungeheures Elend in der untersten Schicht des Volkes anrichtet. Die Spitzbüberei, Wucherei, und das Branntweinbrennen, welches gar große Massen von Getreide verschlingt, sind dann mit die Hauptursache der entsetzlichen Theurung des Brotes und aller andern Lebensmittel. Auf diese Weise sterben dann auch die Armen in der Ukraine, im Brotspeicher Rußlands, nicht selten aus Hunger. In dem schrecklichen Jahre 1833 stieg hier der Tschetwert Korn auf 33 Rubel B.-A., während er zwei Jahre früher und in allen guten Jahren nur 3 Rubel B.-A. kostete. Die armen Leute hatten hier einen Hügel ausfindig gemacht, der einen überaus feinen weißen Sand enthielt. Von diesem zarten Sande nahmen sie einen Theil, und mischten ihn unter einen Theil Mehl und backten Brot daraus. Andere, die solchen Sand nicht hatten, nahmen faules Holz aus hohlen Bäumen, und mischten es unter das Mehl. Aber Viele starben an diesem Brote, und die Medizinal-Behörde in der Gouvernements-Stadt hatte eine

Zeit lang viele Cadaver zu unterſuchen. Kaiſer Nicolai ſuchte ſo viel als möglich das Elend zu mildern und ſeinen größten Abſcheu gegen alle Wucherei zu erkennen zu geben. Als im Jahre 1839 — 40 abermals eine faſt eben ſo große Hungersnoth eintrat, und der Kaiſer erfuhr, daß viele Kaufleute in Moskau Wucherei trieben, wurde er darüber äußerſt entrüſtet. Und als er noch im ſelben Jahre die alte Zaarenſtadt beſuchte und ihm der Stadtrath, der immer nur aus lauter Kaufleuten beſteht, nach üblicher Weiſe Salz und Brot brachte, empfing er ihn ſchlecht und warf ihm vor, daß er ſich die Noth zu Nutze gemacht und Wucherei getrieben. Einer von ihnen wollte das Wort nehmen und den Vertheidiger ſpielen; allein kaum hatte er den Mund geöffnet ſo ſah ihn der Kaiſer zornig an und ſagte: „Zütz!“ (Schweige! kuſch!), und er verſtummte. Ferner ſchadet ein Uebelſtand dem Wachsthum der ruſſiſchen Bevölkerung ſehr, nämlich der, daß der gemeine Mann mit der größten Zähigkeit am alten Hergebrachten feſthält und in einer Krankheit, welche in einem rauhen und kalten Klima ohne die Arzneikunſt nicht geheilt werden kann, niemals die Zuflucht zum mediziniſchen Arzte nimmt, ſondern ſich ſeinen alten Hausmitteln oder einem alten Weibe anvertraut. In den Provinzen der Statthalterſchaft Archangel und des daran grenzenden Gouvernements hatte ich Gelegenheit zu ſehen, mit welcher Gewalt die Obrigkeit einſchreiten mußte, ehe der gemeine Mann ſich dazu verſtand, ſeinen Kindern die Blattern einimpfen zu

lassen. Diese Krankheit hatte hier schon die furchtbarsten Verheerungen angerichtet, aber die Bauern wollten ihre Kinder nicht impfen lassen, so zwang man sie denn mit Gewalt dazu. Würde die Obrigkeit in eben diesen Provinzen dieselbe Gewalt anwenden, um einen daselbst eingewurzelten Uebelstand zu vernichten, so wäre das ein Glück für das arme, eigensinnige und unwissende Volk; aber sie thut es nicht! Der Medizinal-Inspector, zu dessen Verwaltungsbezirk diese Dörfer und Städtchen gehörten, war ein gewissenloser, träger und ganz gemeiner Mensch, der während der Verwaltung seines wichtigen Amtes eine ganze Reihe von Jahren hindurch zur Beseitigung des großen Uebelstandes nichts gethan hat. Es ist nämlich hier eine gewisse Krankheit ebenso einheimisch, als in den meisten Orten Westeuropa's. Dies ist um so auffallender, als das hiesige Klima sehr rauh und kalt, aber doch auch gesund ist. Diese Krankheit aber nimmt eben wegen der rauhen Witterung immer einen sehr bösen Charakter an.

Der gemeine Mann, einen großen Abscheu vor dem Arzt und dessen Kunst hegend, vertraut sich in dieser Krankheit alten Weibern und unwissenden Menschen seines Gleichen an, oder er sucht sich durch ein Mittel, das hier unter den Bauern allgemein bekannt ist und für unfehlbar gehalten wird, selbst zu curriren. Dieses Mittel bereitet er folgendermaßen: Er löst Queckſilber in Scheidewasser auf, trocknet es mittelst Wärme ein wenig und nimmt nach Gutdünken davon ein, besser zu

viel als zu wenig! denkt der Bauer. Darauf legt der Kranke sich in seinen großen Backofen und schwitzt wie in seinem Dampfbade. Zu dieser drastischen Arznei trinkt er Wasser oder allenfalls einen Trank aus solchen Kräutern, wie sie hier in der rauhen, steinigen Gegend wachsen. Wo er das Scheidewasser und Quecksilber hernimmt, da die Pharmaceuten beide Producte dem gemeinen Manne nicht verkaufen dürfen, weiß ich nicht. Es ist übrigens auch, mit einziger Ausnahme der Gouvernementsstädte, in diesen ganzen Provinzen keine ordentliche Apotheke vorhanden, weil keine hier bestehen kann. In einem Raume, der einen Umfang von vielen Hunderten von Meilen enthält, keine Apotheke! das ist ein wenig stark! Jede Kreisstadt, deren es doch nicht wenige giebt, hat zwar ihren Arzt, der vom Staate besoldet wird und auch in der neunten Rangclasse steht. Diese Herren haben zwar eine Hausapotheke, aber das ganze Ding ist manchmal keine fünf Thaler werth, und da diese Medici in der Regel sehr arme Teufel sind, so geben sie ihre Arzneien nicht unentgeltlich her, folglich ist der arme Mann schon aus diesem Grunde in seiner gefährlichen Krankheit auf sein gräßliches Quecksilbermittel angewiesen. Was dies aber für Folgen haben muß, sowol für die Gegenwart als auch für die spätern Generationen, läßt sich darnach leicht ermessen. Ferner ist die Saufwuth, die der Russe Sapoi *) nennt, in

*) Beständige Trunkenheit, immer besoffen.

Rußland viel allgemeiner und heftiger, als in irgend einem andern Lande, wovon Seite 117 schon die Rede war. Dieser abscheulichen Seuche erliegen gewiß ein paar Hunderttausend Menschen jährlich. Die Branntweinsseuche nimmt einen um so schlimmern Charakter an, als die Pächter und Kabaktschiks dem Getränke die gesetzlichen Grade entziehen, und es dann durch allerlei drastische Mittel stark und reizend machen. Der gemeine Russe findet seine Glückseligkeit darin, daß er sich berauscht. Scheint sich Himmel und Erde um ihn herumzudrehen, so glaubt er im Paradiese zu sein. Die russische Bevölkerung könnte an Zahl bedeutend größer sein, als sie gegenwärtig ist, wenn die Menschen durch Uebelstände, die so mannichfaltig sind, daß man sie nicht alle überschauen kann, nicht so hingerafft und nicht physisch wie moralisch verdorben würden. So trägt denn Eins zum Andern bei, daß die Regierung durch Aushebung aus ihrem europäischen Reiche, soll es hier nicht gar zu öde werden, für eine größere Bevölkerung Sibiriens nur wenig thun kann. Freie Leute, wenn sie auch in der schlechtesten Gegend des europäischen Rußlands leben, haben keine Lust, die ungeheure Reise nach Sibirien zu machen, um sich daselbst anzusiedeln. Aber die Geldbedürfnisse eines jeden Staates, besonders Rußlands, werden von Jahr zu Jahr größer und in dem Grade, wie die Arbeitskräfte in den russischen Bergwerken und Goldwäschereien absterben, würde auch Rußlands Macht und Einfluß auf Europa

absterben. Sibiriens Bevölkerung muß also um jeden Preis im Wachsthum befördert werden. Aber aus sich selbst vermag sie nicht zu wachsen, denn abgesehen von den vielen Sterbefällen, die hier Statt finden, ist auch die Zahl des weiblichen Geschlechts hier um 20 — 30 Procent geringer, als die des männlichen, auch befindet sich hier ein bedeutender Theil jener Sectirer, der sein Unwesen stärker als anderswo treibt, und Tausende erliegen hier jährlich der Zwangs- und anderer schwerer Arbeit. Da nun die Bevölkerung in Sibirien nicht durch sich selbst wachsen kann, so muß sie durch Kunst und Gewalt zum Wachsen gebracht werden. Dem zu Folge gab die russische Regierung schon vor länger als 100 Jahren Gesetze, vor dergleichen uns Deutsche der Himmel behüten möge.

Schon der berüchtigte Boris Godunów fand zehn bis vierzehn Jahre nach der Eroberung Sibiriens durch die Russen diese Wüsteneien als einen vorzüglichen Verbannungsort für Alle, die er fürchtete und haßte. Die auf ihn folgenden Zaaren, unter denen besonders Peter der Große, verwiesen auch gemeine Verbrecher dahin. Unter der Regierung der Kaiserin Anna, *) beherrschte Biron, der große Günstling dieser Zaarin, mehrere Jahre seine Gebieterin und mit ihr das ganze

*) Durch ein Versehen wurde diese Kaiserin Seite 37 eine Ur-Urenkelin des Michael Romänow genannt. Anna war bekanntlich die Tochter Iwan's, des ältern Bruders Peters I., folglich war jener Zaar ihr Urgroßvater.

Russenreich. In mancher Hinsicht ein zweiter Boris Godunów, vermehrte Biron die Bevölkerung Sibiriens durch mehr als zwanzig tausend Menschen, theils Nebenbuhler seines Ehrgeizes, theils Freunde und Anhänger derselben, ohne die vielen Tausende von gemeinen Verbrechern, welche unter Annen's Regierung dahin verbannt wurden. Unter Elisabeth's Regierung wurde die Todesstrafe abgeschafft und statt ihrer die eigentliche Zwangsarbeit in Sibirien eingeführt.

Nun wurden aber auch die schweren Verbrecher vor dem Antritt der ungeheuren Reise erst halb todt geknutet und ihnen das Gesicht auf die scheußlichste Art verstümmelt, es wurde ihnen die Nase aufgeschlitzt und ihnen drei Stempel auf die Stirn gedrückt. Ein solcher Stempel hatte ungefähr die Form einer kleinen Nagelbürste, die Stacheln aus Stahldraht waren etwa einen achtel Zoll lang. Dieses Instrument setzte der Knutenmeister dem Verurtheilten mit der einen Hand auf die Stirn, und mit der andern Hand schlug er darauf, das Blut rann aus den Wunden, in welche der Henkersknecht mit der flachen Hand ein schwarzes Pulver rieb. Solche Zeichen konnten nur durch die förmliche Auflösung des Menschen verwischt werden. Die Kaiser Alexander und Nikolai haben, jener das Aufschlitzen der Nase, und dieser die Knute abgeschafft, woran sie weise thaten; denn wie konnten Menschen, die halb todt gemartert waren, noch viel Kettenzwangsarbeit in Sibirien verrichten? Sie starben großentheils schon auf der schreck-

lichen Reise! Mörder, Straßen- und Kirchenräuber, Letztere gehören in Rußland zu den allergrößten Missethätern, wie überhaupt solche Verbrecher, die früher mit der Knute bestraft wurden, werden jetzt ganz mit den frühern Executionsfeierlichkeiten mittelst der Pletj bestraft, und dann zur Zwangsarbeit ersten Grades in die Berg- und Festungswerke nach Sibirien transportirt. Diebe, die über 25 Rubel oder eine Sache von solchem Werthe gestohlen, werden zwar auch mit der Pletj gepeitscht, aber nicht auf öffentlichen Plätzen wie jene, sondern auf der Polizei, und dann zur Zwangsarbeit zweiten Grades nach Sibirien geschickt. Diebe aber, die öfter, jedoch weniger vom Werthe als oben genannte Summe, gestohlen, Vagabonden und überhaupt Leute von schlechter Führung werden nicht mit der Pletj bestraft, aber doch nach Sibirien verwiesen, wo sie „Colonisten" genannt werden. Diese Ansiedler erhalten hier eine bestimmte Anzahl Morgen Landes zur Nutznießung, einige Stück Vieh und Ackergeräthschaften und eine kleine Summe Geldvorschuß. Die ersten paar Jahre sind sie von allen Abgaben frei. Später aber müssen sie die Steuern der Kronbauern, etwa 7 — 8 Thaler Pr.-Crt., jährlich zahlen. Dabei stehen sie aber lebenslänglich unter polizeilicher Aufsicht und dürfen nie wieder nach Europa zurückkehren. Es besteht ein Gesetz, kraft dessen jeder Gutsherr das Recht hat, seine ungehorsamen Leibeigenen nach Sibirien zu verweisen. Demgemäß wird wohl mancher arme Teufel, zuweilen aus Launen und Grillen

des Leibherrn, von seiner Familie getrennt und nach Sibirien geschickt. Will der Edelmann Gebrauch von diesem Recht, das ihm das Gesetz giebt, machen, so hat er seinen Wunsch bloß dem Adelsmarschall und sofort derjenigen Gouvernements-Regierung, zu der sein Grundgebiet gehört, anszusprechen, und sein Opfer eben dieser Behörde zu überliefern, was jedoch auf seine Kosten geschehen muß. Die Gouvernementsregierung hat in diesem Falle gar nicht zu untersuchen, ob der Mensch strafbar ist oder nicht, sie muß vielmehr dem Gesuch des Leibherrn nachkommen; denn er schenkt ja dem Staat einen Menschen, dessen Kräfte in Sibirien sehr nützlich sind und den er noch obendrein bis dahin beköstigen muß, was ihm gegen 5 bis 6 Louisd'or kostet. Von der Gouvernementsregierung wird der Mensch darauf an einen Ort gebracht, wo die verschiedenen für Sibirien bestimmten Opfer zusammentreffen, und von wo aus jede Woche eine bestimmte Anzahl Verurtheilter die eigentliche Reise nach dem Schreckenslande antritt. In Moskau treffen die Verbannten aus zwanzig und einigen Gouvernements zusammen, und wöchentlich geht ein großer Zug von hier aus ab. Da man einen erwachsenen gesunden männlichen Leibeigenen zu einem Werthe von 300 Rubel Silber*) berechnet und der

*) Nach einem bestehenden Gesetze ist er mehr werth, denn es lautet etwa folgendermaßen: „Wer einen Leibeigenen aus Unvorsichtigkeit und unfreiwillig tödtet, der hat dem

Edelmann, der ſeinen Menſchen nach Sibirien verweiſen will, auch noch Ausgaben bei der Sache hat, und er nur auf ſchriftlichem Wege ſeinen Wunſch dem Adelsmarſchall und der Gouvernements-Regierung ausſprechen kann, was ihm jedenfalls Mühe und wieder Koſten verurſacht: ſo verſuchten ſchon viele Rechtsgelehrte, zu beweiſen, daß die Leibherren von dieſem Recht nur äußerſt ſelten Gebrauch machten, weil es ihrem weſentlichen Intereſſe ganz entgegen ſei. Und eben daraus erhelle dann auch zugleich, daß dieſes Geſetz eigentlich nichts als eine Drohung ſei, durch die der Leibeigene zu den Pflichten, die er gegen ſeinen Herrn zu erfüllen habe, angetrieben werde.

Erinnert das nicht an den Vertheidiger jenes berüchtigten römiſchen Geſetzes, kraft deſſen ein Gläubiger, um ſich bei ſeinem Schuldner bezahlt zu machen, das Recht hatte, demſelben bei Zahlungsunfähigkeit eine verhältnißmäßige Quantität Fleiſch auszuſchneiden? Der gelehrte Hugo rechtfertigte dieſes Geſetz damit, daß es nur zur Abſchreckung gegeben ſei und eigentlich nie zur Anwendung habe kommen ſollen. Die Meinung aber, welche der Philoſoph Hegel dagegen äußerte, iſt bekannt. Geſetze werden gegeben, um befolgt und ſanctionirt zu werden; ſintemal es nie an Shylock's fehlt, welche auch die

---

Leibherrn einen Schadenerſatz von 600 Rubel Silber zu entrichten. (Ein freiwilliger Todſchlag wird im Criminalhofe verhandelt.)

unnatürlichsten und verschrobensten gesetzlichen Bestimmungen, seien sie nun zur Ausführung bestimmt oder nicht, zu ihrem Nutzen und Gelüste verwenden werden.

Folgende kleine Geschichte kann uns jenes russische Gesetz in seinem wahren Lichte zeigen. Wenn ein russischer Edelmann auf seinen Gütern lebt, hat er auch eine Anzahl Leibeigener zur Bedienung seines Hauses um sich herum, die in dem Grade groß zu sein pflegt, wie er reich ist und gern den Großen spielt. Jedenfalls aber hat er einen Tworezki *) (Haushofmeister), Kammerdiener, Kutscher, Vorreiter, Koch, Haus- oder Hofknecht (Dwornik) und dabei auch eine weibliche Dienerschaft, deren Zahl nicht minder klein ist. Sobald die Leibeigenen im Hause ihres Herrn dienen, regt sich ein gewisser Stolz in ihnen, und sie nennen sich jetzt nicht mehr Ghosspodskije Ljudi, (herrschaftliche Leute, Leibeigene) sondern Dworskije Ljudi (Leute die bei Hofe dienen). Nur Eltern junger Mädchen sind in der Regel nicht stolz, wenn der Leibherr ihre Töchter in den Hofdienst nimmt, zumal, wenn er gerade kein großer Tugendheld ist, indem es um das Hofleben doch so eine eigene Sache ist. Das Drolligste aber bei einem solchen Hofleben ist, daß der Regent mit seiner Dienerschaft nicht selten einen Palast bewohnt, der nichts

*) So nannten die alten Zaaren, welche sich in der Regel im Schwelgen von Essen und Trinken gefielen, ihre Oberhofmeister.

weiter iſt, als ein großes ruſſiſches Bauernhaus, welches aus vier Schichten aufeinandergelegter Balken beſteht, weder von innen noch von außen ſtuccatur und nur mit einem Stroh- oder Bretterdache gedeckt iſt.

Damit ſei indeß nicht geſagt, daß alle ruſſiſchen Edelleute ſo wohnen; es giebt viele, beſonders ſolche, die reich und wohlerzogen und die wirklich prachtliebend ſind, welche gar herrliche Paläſte haben, die im byzantiniſchen oder weſteuropäiſchen Styl erbaut ſind. Es war einmal ein Gutsherr, desgleichen es viele Tauſende giebt, der unter ſeinen 300 Seelen auch ein paar recht hübſche erwachſene Mädchen hatte, von denen ihm die ältere überaus wohl gefiel, weshalb er denn auch ſeinen Staroſten (älteſter der Bauern, der über ihre Arbeit und Führung zu wachen hat) zum Vater des Mädchens ſchickte und ihm melden ließ, daß ſeine Tochter in den Hofdienſt treten würde. Der arme Bauer, der ſeine beiden Töchter über Alles liebte, war wie vom Donner gerührt, als er dieſen Beſchluß ſeines Herrn erfuhr, denn er hatte einen großen Abſcheu vor dem ſogenannten Hofleben, allein er mußte ſich fügen. Nachdem das Mädchen ein halbes Jahr bei Hofe gedient hatte, fiel es dem Regenten ein, ſie des Dienſtes zu entlaſſen und ſtatt ihrer die jüngere Schweſter in daſſelbe Amt einzuſetzen. Nun war der arme Bauer außer ſich vor Schmerz und Wuth, und er war auf ſchreckliche Gedanken gerathen; doch am Ende ergab er ſich geduldig in das Unvermeidliche. Der Gutsherr hatte ſchon manches ſeiner

leibeigenen Mädchen in Dienst gehabt, wodurch er aber von allen seinen Bauern gehaßt wurde. Wären es verwegene Kerle gewesen, wie man deren viele unter den russischen Bauern trifft, so hätten sie das Haus ihres Herrn in Asche gelegt und ihm auch noch einen andern Lohn gegeben für den Ehrendienst, den er eben diesen Mädchen erwiesen — so Etwas ist gar nichts seltenes in Rußland! — allein es waren fast Alle furchtsame Leute, was der Herr auf das Genaueste wußte. Der Vater jener beiden Mädchen war so tief gebeugt über dieses Verfahren seines Herrn, daß er alle Lust zur Arbeit verlor und seines Lebens überdrüssig wurde, was sich denn auch in seinem ganzen Thun und Wesen deutlich ausprägte. Vergebens ermahnte ihn der Staroſt, thätiger bei der Arbeit zu sein, und vergebens drohete er ihm mit „pjät sotj pletj" (500 Prügel, ein Ausdruck, mit welchem der Gutsherr seinen Leibeigenen zu drohen pflegt); der Bauer aber war und blieb wie blödsinnig und arbeitete ohne alle Lust und Anstrengung. Dem Staroſten blieb am Ende nichts übrig, als seinen Herrn von der unvortheilhaften Veränderung des Bauern in Kenntniß zu setzen. „So lasse ihm doch Fünfzig aufzählen! und wenn das nicht hilft, „pjät sotj!" das wird ihn von seiner Faulheit curiren!" sagte der Gutsherr und fügte, alles Ehrgefühl eines Edelmannes verleugnend, hinzu: „Da er ein paar Ochsen hat, so lasse ihn an meinen Tagen (der Bauer frohndet drei Tage in der Woche für seinen Herrn, die andern drei sind für ihn bestimmt zur Bestellung seines

Ackers) damit arbeiten, aufdaß ich Schadenersatz für seine bisherige Faulheit erhalte. „Pjät sotj!“ wenn er nicht pariren will! Slusisch?“ sagte der Edelmann — „Sluschu! Wasche Miloſtj“ (ich habe vernommen, Ew. Gnaden)“, sagte der Staroſt, ließ dem armen Bauern einige Dutzend aufzählen und befahl ihm, tagtäglich mit dem Paar Ochsen für den Leibherrn zu arbeiten. Von nun an wurde es aber noch schlimmer mit dem phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand des Mißhandelten: er übte ſchlechte Aufſicht über ſein Vieh, entzog ihm die nothwendige Pflege, und da gerade ein ungewöhnlich heißer Sommer in der ganzen Gegend eintrat und einen großen Mangel an Futter bereitete, ſo fielen dem Bauern beide Ochſen an einem Tage. Der gemeine Ruſſe, zumal der Leibeigene, ſoll keinen Willen haben und hat auch eigentlich keinen, was er ſelbſt geſteht, indem er auf jeden ſeiner Natur widerwärtigen Befehl ſeines Herrn, eines Beamten, ja ſogar auf den Befehl des Staroſten, der ſelber Bauer iſt, antwortet: „Wolle Wasch!“ (Sie haben den Willen, ich habe keinen.) Da nun der arme Bauer nach der Meinung ſeines Herrn dennoch einen Willen zeigte, und zwar einen ſehr ſchädlichen, indem er ſchlechte Frohndienſte that und ſein Paar Ochſen zu Grunde gehen ließ: ſo berichtete der Edelmann in der Wuth an die Gouvernementsregierung, daß er einen Menſchen in ſeinem Dorfe habe, der durch ſeine Faulheit wie überhaupt durch ſeine ſchlechte Führung ein ſchlimmes Beiſpiel für Andere gäbe, weshalb er ihn aus ſeinem Gebiete

zu entfernen und nach Sibirien zu schicken beschlossen habe, wo er noch ein fleißiger und nützlicher Mensch werden könnte. Die Sache war bald abgemacht. Der unglückliche Mann wurde von seiner Familie gerissen, der Gouvernementsregierung überliefert und von hier aus in Gesellschaft von Mördern und Dieben nach Sibirien transportirt. Da er kein Verbrecher war, so wurde er am Orte seiner Bestimmung als Colonist betrachtet, d. h. man gab ihm, wie oben bemerkt, eine Anzahl Morgen Landes zur Nutznießung u. s. w. Vergebens fleheten seine Frau und seine Töchter den Gutsherrn an, ihnen zu erlauben, den armen Gatten und Vater nach Sibirien begleiten zu dürfen. „Ihr seid mein Eigenthum! Ihr bleibt hier! und ich befehle Euch, mich mit so alberner Bitte nimmer zu belästigen!“ erklärte der Gutsherr und die Unglücklichen mußten sich fügen. Wenn ein Nichtleibeigener nach Sibirien verbannt wird, erlaubt die Regierung in der Regel, seinen Angehörigen, ihn dahin zu begleiten; da in diesem Falle kein Leibherr dagegen protestiren kann, aber sie dürfen dann nicht eher nach Europa zurückkehren, als bis der Verurtheilte entweder gestorben oder zur Rückkehr begnadigt worden ist. Nur den Juden gestattet die Regierung in der Regel nicht, ihren Anverwandten nach Sibirien zu folgen, warum, ist nicht leicht einzusehen. — Ich darf nicht unterlassen, dem Leser zu sagen, daß jener unglückliche Bauer in Sibirien ein wohlhabender Mann geworden ist, wie

man später erfahren hat, was wir ihm gewiß von Herzen gönnen!

Ein anderes Gesetz ist für die Art, wie die russische Regierung ihr ödes Sibirien zu bevölkern sucht, sehr bezeichnend. Folgende Geschichte kann uns mit diesem Gesetze bekannt machen.

Ein junger Gutsherr sah unter seinen 1000 Seelen ein hübsches, gesundes und sehr gewandtes Mädchen, das ihm passend für das Amt einer Klutschnizä (Beschließerin) an seinem Hofe zu sein schien, daher befahl er ihm, dieses Amt zu übernehmen, wozu sich denn auch das liebe Kind gern verstand. Zwei Jahre hatte das Mädchen dieses Amt verwaltet, als es in die Ungnade seines Herrn fiel. Dieser entließ es nun auf Obrok, d. h. er sagte zu ihm: „Du bist hübsch, gesund, jung, stark und gewandt in deinen Arbeiten, folglich enthältst du, nach meiner Berechnung, einen Capitalwerth von 1600 Rubel B.-A., von welchem du mir die Zinsen jährlich zu entrichten hast. Nun gehe in eine Stadt oder in ein Dorf, diene hier oder da, sei fleißig oder faul, das Alles steht bei dir; nur dafür hast du zu sorgen, daß du mir die Zinsen deines Capitalwerthes, 80 Rubel B.-A. (der gesetzliche Zinsfuß in Rußland ist 5 Procent) jährlich entrichtest. Und wehe dir! wenn du nicht pünktlich mit dem Zahlen des Obroks bist. „Tjepér stupái 's Bógom!" (und nun gehe mit Gott!) Das Mädchen, welches keine Eltern mehr hatte, ging nun „mit Gott" nach St. Petersburg. Allerdings kann der

Leibeigene in solchem Falle zu seinem Herrn sagen: „Ich weiß an keinem andern Orte, als in meinem Dorfe Etwas zu verdienen, daher will ich nicht auf Obrok gehen.“ Der Gutsherr aber kann ihm, wie sich das leicht denken läßt, in seinem Dorfe dermaßen zusetzen, daß der Bauer am Ende Gott dankt, auf Obrok entlassen zu werden.

Sei es, daß das Mädchen in St. Petersburg keine Lust zur Arbeit hatte oder sei es, daß es nicht gleich Arbeit fand, genug, es führte ein speculatives Leben! hatte aber das Unglück, gar bald bedeutend krank zu werden. Man schaffte es in's Hospital, wo es vor allen Dingen in ein strenges Verhör genommen und gefragt wurde, wer schuld an seiner Krankheit sei. Das sei nicht leicht zu sagen, meinte das Mädchen und fügte ganz naiv hinzu, es möchte wohl Mancher schuld daran sein.

Nach drei Monaten war es wieder gründlich geheilt, und die Hospitalverwaltung schickte dem Gutsherrn die Rechnung für die Cur seiner Leibeigenen, und zugleich den Auftrag, das Mädchen unverzüglich in das herrschaftliche Dorf zurückzurufen. Der junge Leibherr aber hatte keine Lust, diese Rechnung, die eine bedeutende Summe ausmachte, zu bezahlen, daher erklärte er der Hospitalverwaltung, daß er dieses Mädchen nicht mehr als seine Leibeigene anerkenne. Hätte das arme Geschöpf so viel Geld und eine gute Fürsprache gehabt, die Hospitalverwaltung zu befriedigen, so wäre es vielleicht durch diesen Vorfall

frei geworden; ſo aber fehlte es ihm an Beidem, und wurde nun, kraft eines Geſetzes, nach Sibirien verwieſen. Im 14. Band des Swod, wenn wir nicht irren, im Artikel 328 heißt es ungefähr ſo: „Wenn in ſolchem Falle der Edelherr ſich weigert, die Koſten für die Heilung ſeiner (weiblichen) Leibeigenen zu bezahlen, das Frauenzimmer ſofort nach Sibirien zu verweiſen ſei.“

Man weiß, daß die Bevölkerung des weiblichen Geſchlechts in Sibirien um 20 bis 30 Procent ſchwächer iſt, als die des männlichen, daher iſt ein ſolches Geſetz ſehr zweckmäßig. Speculirende Frauenzimmer, die ſo ſchlechte Einkünfte haben, daß ſie der Polizei keinen genügenden Tribut zu entrichten im Stande ſind, können gar leicht nach Sibirien gerathen. Die Polizei darf ſie nur als ſchlechte und gefährliche Subjecte anzeigen. Bekanntlich ſind die modernen Veſtalinnen in Rußland nur geduldet, nicht privilegirt, folglich der Willkür der Polizei unterworfen.

Seit vielen Jahren beſteht in Rußland eine ſeltſame Zunft aus Leuten des unterſten Standes, die trotz der ſich immer weiter verbreitenden Cultur! nicht ausſtirbt, ſondern vielmehr im Wachſen begriffen iſt, es iſt die Zunft der „Resnajuſchtſchije.“ Tagtäglich verhaftet die Polizei eine Menge von Subjecten, die ſich weder durch einen Paß noch durch ſonſt ein Document ausweiſen können.

So Etwas mag in allen Staaten vorkommen; aber eine Antwort, wie dieſe Leute auf die ihnen vorgelegten

Fragen geben, wird man in einem andern Lande von erwachsenen Leuten schwerlich hören. Auf die Frage der Polizei: „Wer seid Ihr? und wo kommt Ihr her?“ antworten sie: „Das wissen wir nicht!“ — fragt die Polizei weiter: „Wer sind oder waren Eure Gutsherren und Eure Eltern? und sie antworten: „Das wissen wir nicht!“ — Fragt die Polizei jetzt: „Kak Waß sawutj? (wie heißt Ihr denn, wie ruft man Euch?) und sie antworten: „Das wissen wir nicht!“ Auf die Frage: „Seid Ihr denn Nesnajuschtschije?“ (Leute, die von ihrem bisherigen Leben ganz und gar nichts zu wissen vorgeben, von nes náju, ich weiß nicht) so antworten sie: „Das wissen wir nicht!“ — Die Polizei kann ihnen darauf noch hundert andere Fragen vorlegen, so antworten sie auf alle: „Das wissen wir nicht!“

Was der Leser sich leicht vorstellen kann, das wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt, nämlich daß es Leute sind, die theils ein Verbrechen begingen und sich flüchtig machten, theils ihrem Gutsherrn entlaufen, und theils dem Zuchthause entsprungen sind. Die genaueste Beschreibung des Aeußern dieser Nesnajuschtschije und die Art, wo und wie sie verhaftet wurden, wird nun in den öffentlichen Blättern kund gethan. Allein das Reich ist zu groß und die russischen Zeitungen sind selbst in Rußland zu wenig verbreitet, als daß Jeder, den diese Leute zumeist angehen, die Kunde davon erhielte. Ist nun die gesetzliche Frist verstrichen, ohne daß Jemand, der ein Interesse an diesen Vagabonden hat, sich meldet,

ſo werden ſie nach Sibirien transportirt und, wenn man ſie keines eigentlichen Verbrechens überführen konnte, als Coloniſten behandelt.

Wer überführt wird, daß er Hand an ſich gelegt, um ſich das Leben zu nehmen, wird ebenfalls als Coloniſt für Sibirien beſtimmt.

Daß nur arme Teufel dieſem Geſetze zum Opfer fallen können, liegt klar auf der Hand. Jeder Nichtadlige gehört in Rußland zu einer Gemeinde, wie wir oben bemerkt. Führt ſich Einer ſehr ſchlecht auf, ſo hat die Gemeinde das Recht, auf eigene Koſten ihr unwürdiges Glied, der Gouvernements-Regierung zu überliefern, damit es durch dieſe Behörde nach Sibirien verwieſen werde. Jede freie Gemeinde hat alſo in dieſer Beziehung mit den Gutsherren ein und daſſelbe Recht. —

Auf ſolche Weiſe ſucht man das öde Sibirien zu bevölkern, und es hat nie an Lobrednern gefehlt, welche dieſe Verfahrungsweiſe eben ſo zweckmäßig für den Staat finden, als wohlthätig für die meiſten Subjekte, die dahin verwieſen werden; denn Sibirien ſei ein Land, wo man beſſer leben könnte, als man draußen glaubte. Daher haben ſie denn auch ſchon durch Mund und Schrift zu beweiſen geſucht, daß der Schrecken und das Grauen vor Sibirien bloß in Worte läge. Wir wollen einige Punkte aus den verſchiedenen Gründen, die ſie angeben, hervorheben.

(1 Sibirien iſt nicht ganz Eiswüſte. Ein großer, vielleicht der vierte Theil davon, liegt in der gemäßigten Zone und hat mit dem öſtreichiſchen Italien und dem

Stromgebiete der Garonne in Frankreich dieselben Breitengrade, daher gedeihen auch dieselben Früchte dort wie hier. Daß in diesem Theile Sibiriens schon im tiefen Alterthume das vorzüglichste Klima gewesen sein muß, behaupten alle berühmten Gelehrten. Und ihre Behauptung, daß der Sitz des Paradieses, wie es uns Moses schildert, nur in Sibirien, am Fuße des Altai, in der reizenden und fruchtbaren Ebene, zu suchen sei, ist eine tief begründete. —

2) Sibirien ist ein Land, wo unermeßliche Schätze Goldes und andere edle Metalle aufgehäuft liegen, und wo der gemeine Arbeiter größere Summen verdienen kann, als in irgend einem andern Theile der Welt (doch gewiß mit Ausnahme Californiens!). Das Gouvernement ertheilt Jedem, sogar dem hierher Verbannten, wenn er nicht zu Zwangsarbeiten verurtheilt ist, die Erlaubniß, Gold zu schürfen; allerdings nur unter der Bedingung, daß er seine Beute der Ortsbehörde abliefert, die ihm dann 60 bis 80 Procent in baarem Gelde dafür erstattet. Wer aber nicht auf's Ungewisse schürfen gehen will, der kann einen Tagelohn von 6 bis 8 Ducaten verdienen.

3) Sibirien sei ein Land wo, trotzdem es größtentheils von europäischen Verbrechern bevölkert ist, Treue Redlichkeit, Sittsamkeit und überhaupt alle menschlichen Tugenden in einem höhern Grade herrschend seien, als in vielen Staaten Westeuropa's. Sibirien sei ein Land, das für Viele sogar mit dem Leben des Jenseits

eine Aehnlichkeit habe, indem hier der Miſſethäter gleichſam ein neues Seyn beginne alſo, daß ſein ganzes vergangenes Leben nur wie ein Traum hinter ihm läge — und wenn dieſer Traum auch noch weſentliche Folgen hätte, ſo könnten dieſe durch eine gute Führung ebenfalls zu einem Traum aufgelöſt werden. — Der Verbrecher würde hier weder von der Obrigkeit noch vom Volke „Miſſethäter" genannt, ſondern mit einem Worte bezeichnet, deſſen der dramatiſche Held ſich zur Bezeichnung ſeiner ſelbſt mit Stolz bediene! —

4) Daß es ſich in Sibirien gar herrlich, unendlich ſchöner und angenehmer leben ließe, als man in Weſteuropa zu ahnen wage, was denn auch von allen Reiſenden, die ſich dort umgeſehen, von allen Beamten, die dort gedient, mit einem Worte, von allen kundigen und glaubwürdigen Perſonen bis zur Ueberzeugung beſtätigt werde. Wie ſehr aber auch das ruſſiſche Volk, namentlich der gemeine Mann, von dieſer Wahrheit überzeugt ſei, erhelle daraus, daß viele Leibeigene, ja auch ſogar freie Leute mit Fleiß Landſtreicher würden oder auch kleine Diebſtähle begingen, um nur auf Koſten des Staates nach Sibirien geſchickt zu werden.

5) Sibirien hätte in vieler, beſonders in ſocialer, Beziehung große Vorzüge vor dem europäiſchen Rußland. So ſei z. B. die Leibeigenſchaft in Sibirien ſtrenge verboten. —

Nach ſolch einer gründlichen und tiefgemüthlichen Schilderung könnte am Ende Mancher Luſt bekommen,

lieber nach Sibirien, als nach Californien auszuwandern. Wir wollen indeß über die fünf Punkte eine kleine Betrachtung anstellen.

1) Sibirien ist nicht ganz Eiswüste. Wer wollte das bezweifeln? Sein südlich gelegener Theil ist in der That paradiesisch: schöne Berge und Thäler, reizende, fruchtbare Ebenen, majestätische Flüsse, melodisch rauschende Bäche, lächelnd dahin rieselnde Quellen und dergleichen mehr erwecken jene seligen Gefühle, wie man sie in dem schönen Frankreich und in dem milden Italien empfindet; allein die Klimate von dort und hier gleichen sich fast wie Berg und Zwerg! Der Frühling in Sibirien ist nichts als ein flüchtiger Uebergang des Winters auf den Sommer und sein Herbst ein flüchtiger Uebergang vom Sommer auf den Winter, das verursacht die Lage im Osten! Wenn die Breitengrade das Klima bedingen könnten, so wäre die Kälte im Winter in diesem schönen Theile Sibiriens, und im Sommer die Hitze nicht so überaus heftig. Man hat hier 35 bis 40 Grad Kälte, und die Hitze übersteigt bei weitem diese Grade. Der Mensch könnte in Bärenpelze gehüllt diese Kälte nicht ertragen, wäre die Luft in der Regel nicht so ruhig, wie in einem verschlossenen Raume. Ob der Sitz des Paradieses in Sibirien zu suchen ist, das mögen die Theologen erkunden und unter einander ausmachen. Die Ueberreste von Thieren der Vorwelt, die hier häufig gefunden werden und auf welche man seine Meinung gründet, können nur zu Vermuthungen

Anlaß geben, da man ſolche Ueberreſte von Thieren auch in vielen Orten Weſteuropa's findet. Die Theologen mögen ſich darüber ſtreiten!

2) Daß Sibirien unermeßliche Schätze Goldes, Silbers und auch viel Platina und Diamanten enthält, kann nicht geleugnet werden. Und ſollte Jemand einen Zweifel darein ſetzen, ſo verſchaffe er ſich doch Gewißheit durch den Einfluß, den Rußland auf die Geſchicke aller Völker Europa's übt! Vier, ſechs bis acht Ducaten, die ein Tagelöhner mit Goldausbeuten täglich verdienen kann, ſind in der That ein hübſches Sümmchen! Allein es ſteht auch mit der Anſchaffung von Lebensmitteln, die hier ſehr theuer ſind, und mit dem Umſtande, daß Einer, des Klimas wegen, nur drei Monate im Jahr auf's Goldſchürfen ausgehen kann, in einem ziemlich gleichen Verhältniſſe.

3) Daß Treue, Redlichkeit, Sittſamkeit u. ſ. w. in Sibirien unter den Menſchen herrſchen, glauben wir recht gern: denn jedes Dörfchen hat einen derben Soldaten, in der Regel einen Koſaken zum Schulzen, der mittelſt ſeines Knotenſtockes Unterricht in den verſchiedenen Tugenden ertheilt und auf dieſe Art die ſchönſte Ordnung handhabt, im Fall er aber allein nicht fertig werden kann, ſo ruft er eine beſtimmte Anzahl Bajonette zu Hilfe. Es iſt unrecht, von einem Menſchen, der ein Verbrechen beging, zu ſagen: es ſei Hopfen und Malz an ihm verloren." Der größte Miſſethäter kann ſeine Schuld aufrichtig bereuen und im Zuchthauſe ein recht nützlicher

und guter Mensch werden. Daß man aber in Sibirien aus allen Mördern, Straßenräubern, Dieben und Nekrasjuschtschis große Tugendhelden zu machen versteht, glaube wer da will. Daß das Leben in Sibirien für Verbrecher mit dem Leben des Jenseit's einige Aehnlichkeit habe, indem sie hier ein neues Seyn beginnen und ihr Leben voller Schuld wie einen Traum hinter sich lassen, und daß selbst die wesentlichen Folgen dieses Traumes durch Fleiß und gute Führung ebenfalls zu einem Traum aufgelöst werden können, und endlich, daß man sie nicht mehr mit dem harten Ausdrucke „Verbrecher" *) sondern mit einem tragisch-schönem Worte bezeichnet, das finden wir sehr rührend und dichterisch schön. Die Folgen des Traumes eines Verbrechers aber, die er in den Berg- und Festungswerken empfindet, sind wahrhaft marternd. Und wenn Einer auch am Ende so glücklich ist, durch jahrelange Verrichtung der schwersten Arbeiten und durch gute Führung aus einem Ketten-Zwangsarbeiter ein Colonist zu werden, so ist dieser schreckliche Traum noch nicht ausgeträumt. Der Colonist steht, wie Jeder nach Sibirien Verbannte, sein ganzes Leben lang unter polizeilicher Aufsicht und unter dem Stockcommando seines Schulzen. Will er einen von seinem Dorfe auch nur ein wenig entfernt wohnenden

*) Sobald die Verbrecher auf Sibirischem Gebiete anlangen, werden sie von der Obrigkeit, wie vom Volke nicht mehr Verbrecher, sondern Nesstschässnüje (Unglückliche) genannt.

Bekannten beſuchen, will er eine Nacht aus ſeinem Dorfe bleiben, will er irgend einen neuen Gewerbszweig ergreifen, ſo muß er vorher bei der Ortsbehörde um Erlaubniß dazu einkommen.

4) Daß es ſich in Sibirien viel herrlicher leben läßt, als man in Weſteuropa glaubt, mag ſein. Die Beamten, welche hier beſſer als im übrigen Rußland beſoldet werden, *) wiſſen ſich das Leben recht angenehm zu machen: ſie ſpeiſen viel und gut, trinken ihren Schnaps, der hier theuer iſt, vor dem Gabelfrühſtück wie vor dem Mittageſſen, gehen täglich in Geſellſchaften, tanzen, ſpielen Karten, fahren im Winter Schlitten und trinken mit den adeligen Verbannten, die Geld haben, Porter und Champagner wie Waſſer, wovon wir uns an Ort und Stelle überzeugt haben. Die Vergnügungen der Beamten und Privatleute von Adel ſind in den Hauptſtädten Sibiriens in dem Grade ſchöner und mannigfaltiger, wie die Civilgouverneure herablaſſender und gaſtlicher ſind. Aber wie iſt das Leben der armen Anſiedler beſchaffen? Wir haben ja eben einiges darüber geſagt. Und das Leben eines verwieſenen Edelmannes, der kein Geld

*) Sie erhalten alle vier Jahre eine Zulage im Betrag des vierten Theils ihres Jahrgehalts. Von dem großen Reiſegelde (Progónü), das Einer erhält, der zur Verwaltung eines Amtes nach Sibirien geht, kann ihm, wenn er an Ort und Stelle gekommen iſt, noch viel übrig bleiben.

hat, ist nicht minder traurig, die Beamten pflegen nur selten Umgang mit ihm.

Daß Viele aus der untersten Schicht des russischen Volkes mit Fleiß Landstreicher werden, oder auch kleine Diebstähle begehen, um auf Kosten des Staates nach Sibirien geschickt zu werden, ist leider eine schreckliche Wahrheit! Die Ursachen hiervon sind: der natürliche Leichtsinn, die Sorglosigkeit und Leichtgläubigkeit, wie überhaupt der rohe Naturzustand des gemeinen Russen. Wäre dieses in vieler Beziehung vortreffliche Volk wahrhaft cultivirt und frei von den Banden der Leibeigenschaft, dann würde es so etwas nicht thun, und tausend der gröbsten Verbrechen, die in dem schrecklichen Sibirien gebüßt werden müssen, würden nicht begangen worden sein, noch dergleichen ferner begangen werden. Viele Leibeigene wurden Vagabonden und Diebe, weil sie grausame Gutsherren hatten, die ihnen das schönste Dorf zu einem Sibirien machten. In der That! es ist für manchen armen Teufel besser, ein Colonist in Sibirien zu sein, als so einen Plagegeist von Leibherrn zu haben. Und in so fern hat jenes berüchtigte Gesetz auch seine gute Seite. —

Stiehlt Einer, um nach Sibirien geschickt zu werden, so muß er über 25 Rubel oder öfter stehlen, sonst erreicht er seinen Zweck nicht. Tausende haben sich in dieser Sache verrechnet, woran nur ihr Leichtsinn und ihre Unwissenheit schuld war. Ein Diebstahl unter 25 Rubel wird nicht mit Verbannung, ein Diebstahl über 25 Rubel

wird mit Verbannung nach Sibirien, aber auch zugleich mit Geißelung der ſchrecklichen Pletj, und mit Zwangsarbeit zweiten Grades beſtraft! Beſſer iſt es alſo, ein Nesnajuſchtſchi zu werden, denn ſo wird er, da man ihn keines eigentlichen Verbrechens beſchuldigen kann, zur Anſiedelung nach Sibirien transportirt. Nur das müſſen die Vagabonden ſich gefallen laſſen, daß man ihnen zu der ohnehin ſo mühſeligen Reiſe eine 5 Pfund ſchwere Kette anlegt oder ſie mit Mördern und Dieben an eine Stange ſchmiedet, ein Zuſtand, der dem Marſchiren und Ruhen grade keine Bequemlichkeiten verurſacht! Kommt der Zug nun endlich in Sibirien an, und fehlt es grade an Berg- und Feſtungsarbeitern, ſo macht ſich das Gouvernement auch manchmal kein Gewiſſen daraus, daß es die zur Anſiedelung Verurtheilten in die Feſtungen und Bergwerke ſchickt. Doch hält man ſie in dieſem Fall nicht länger als ein Jahr in der Zwangsarbeit, und ſie erhalten auch doppeltes Arreſtantengeld. Wie Viele erliegen aber der ſchweren Arbeit, ehe man ſie, wie es doch das Geſetz beſtimmte, zu Coloniſten macht!

5) Was nun dieſen Punkt betrifft, nämlich, daß die Leibeigenſchaft in Sibirien verboten ſei, ſo finden wir dies ſehr naiv! Leibeigenſchaft in Sibirien? Das wäre ja ein Sibirien in Sibirien!

Richten wir nun nochmals unſer Augenmerk auf die Goldſchätze, die hier mit ſo wenigen Arbeitskräften ausgebeutet werden und doch ſo bedeutend ſind, daß Rußland damit den großen Einfluß auf die Geſchicke

der Völker Europa's ausüben kann: so läßt sich darnach ermessen, welche Reichthümer hier aufgehäuft liegen müssen, und wie groß dann erst der russische Einfluß werden würde, wenn man die Arbeitskräfte in Sibirien zehn oder zwanzigmal größer machen könnte. Nichts Schlimmeres aber konnte Rußland begegnen, als die Entdeckungen der Goldminen in Californien. England wird Alles aufbieten, um den Werth des Goldes zum Sinken zu bringen, aufdaß Rußlands Einfluß geschwächt werde. Seit Californiens Goldschätze erschlossen sind, kann Rußland sich nicht mehr rühmen, aus seinen Goldwäschereien und Minen mehr des edelsten Metalls jährlich zu beziehen, als alle Bergwerke der bekannten Welt zusammen jährlich zu liefern im Stande sind. Es wird aber früher oder später seine Riesenarme von Kamtschatka ausstrecken, um auch dieses neu entdeckte Goldland an sich zu ziehen! Einer dem russischen Flächenraume entsprechenden Bevölkerung mit einem wahrhaft weisen und großen Zaaren an der Spitze ist alles Erreichbare erreichbar! —

Ruſſiſche Diebe.

Die Diebe und Beutelſchneider in St. Petersburg und Moskau gehören zu den raffinirteſten Meiſtern in dieſer Kunſt, wie man ſie kaum in London, Paris und Berlin findet.

Der ruſſiſche Geheim-Rath v. Perowſſky, der im Anfang der vierziger Jahren Miniſter des Innern wurde, iſt ein Mann von vielſeitigem Geiſte, der mit raſtloſer Thätigkeit für das Wohl Rußlands arbeitet, der ſich alſo auch des großen Vertrauens, das ihm der Kaiſer Nikolai ſchenkt, würdig macht. Herr von Perowſſky that ſchon im erſten Jahre der Verwaltung ſeines hohen Amtes dem Gewerbe jener ſchändlichen Menſchen in einem ſolche Grade Einhalt, wie es noch Keiner ſeiner Vorgänger vermochte. Noch ehe er Miniſter war hatte er ſtets mit Entrüſtung von den Betrügereien verſchiedener Kaufleute gehört, ohne jedoch dem Unfug ſteuern zu können. Viele Kaufleute, namentlich die

Mehlhändler und Lawotschniken (Specereihändler) bedienten sich falschen Gewichtes, und da sie die Polizeileute hohen und niedern Grades bestochen hatten, und die Minister sich nicht um solche Kleinigkeiten bekümmerten, so fanden die Klagen der Armen, die am meisten dabei litten, niemals Gehör. Bis zum Anfange der vierziger Jahre mußte es Einen empören, wenn man sah, wie die Kaufleute in ganz Rußland den Zucker und andere Producte abwogen. Kaufte man ein Viertelpfund Zucker, so hatte man drei Loth Zuckerpapier, das mitgewogen wurde, dabei.

Kaum war Perowsky Minister, so kleidete er sich eines Abends in die Tracht eines Bauern und begab sich in eine Bude, deren Eigenthümer ihm als ein arger Betrüger oft bezeichnet worden war, und kaufte ein Pud Mehl. Als er es darauf in seinem Hause wog, hatte er kaum 34 Pfund statt eines Pudes, das vierzig russische Pfund ausmacht.

Jetzt begab sich der Minister in derselben Bauerntracht mit seinem Mehl zu dem Tschassnü Pristaff desselben Stadttheils, zu welchem der Betrüger von Kaufmann gehörte und beklagte sich. Der Tschassnü Pristaff kannte oder erkannte den Minister nicht und sagte zu ihm, er möge morgen kommen, denn heute hätte er keine Zeit das Mehl zu untersuchen. Uebrigens, fügte er hinzu, soll er zu dem Kaufmann gehen, der sich wahrscheinlich im Wiegen geirrt hätte, und die sechs Pfund, die er zu wenig erhielt, von ihm verlangen.

„Das habe ich schon versucht," sagte der Minister, „aber er will nichts davon wissen, deshalb flehe ich Ew. Hochwohlgeboren an, mir zu meinem vollen Gewicht zu verhelfen." — „Nun so komm morgen, dann werde ich die Sache untersuchen lassen!" — „Aber ich bitte es heute zu thun, Ew. Hochwohlgeboren!" entgegnete der Minister. „Won, sukinsün! (Packe Dich fort, Hundesohn) sonst werde ich Dich wegpeitschen lassen," sagte der Tschassnü Pristaff, und der Minister eilte nach Hause und befahl, den Polizeimann sogleich zu Sr Excellenz zu bescheiden. Der Tschassnü Pristaff erschien auch bald. „Warum weisen Sie arme betrogene Leute, von denen Sie um Gerechtigkeit angefleht werden, so schnöde von sich?" fragte ihn der Minister. Der Polizeimann erblaßte und verstummte, denn jetzt erkannte er den Minister. Er wurde sogleich in Arrest gebracht und ihm bald darauf der Proceß gemacht. Der Mehlhändler aber wurde nach der ganzen Strenge der Gesetze bestraft. Dieses Ereigniß ging wie ein electrischer Schlag durch ganz Petersburg und bis tief in die Provinzen hinein und gab lange Zeit keinem Menschen Ursache, sich über falsches Gewicht zu beklagen. Am selben Abend war der Minister auch zu einem Specereihändler gegangen, wo er ein Viertelpfund Zucker kaufte. Der Spitzbube von Krämer legte ihm die Waare auf ein so großes Stück Zuckerpapier, in das man drei Pfund Zucker hätte wickeln können. Und als der Mann sich darüber beschwerte, gab ihm der Krämer

die gewöhnliche Antwort: „ihm würde der Hutzucker auch mit dem Papiere gewogen.“

Am andern Tage gab der Minister Befehl, daß alle Kaufleute in ganz Rußland, den Zucker ohne Papier auf die Wagschaale zu legen hätten, mit Ausnahme, wenn sie einen ganzen Hut dieses Productes verkauften. Unter keinem der frühern Minister wurde eine so förmliche Jagd auf die Diebe und Beutelschneider gemacht, als eben unter diesem ausgezeichneten Minister, Herrn v. Perowsky.

Ich lernte in dem südlichen Rußland einen Major kennen, mit dem ich am Ende Septembers 1838 wieder in St. Petersburg zusammentraf, wo er sich schon seit einem halben Jahre aufhielt.

„Haben Sie auch schon die berühmte Taglioni tanzen gesehen?“ fragte er mich, als ich ihn hier zum ersten Male besuchte. „Nein,“ sagte ich, „und ich habe auch gar keine Lust, sie zu sehen.“ „Nun, Sie kennen das Sprichwort, das man von Rom und dem Papst zu sagen pflegt!“ erwiederte der Major lächelnd. „Aber die berühmte Tänzerin wird heute in einem großartigen Ballet auftreten. Sie läßt sich nur noch ein paar Mal sehen, und dann verläßt sie, vielleicht auf immer, unser Land. Die ganze Kaiserliche Familie wird der heutigen Vorstellung beiwohnen, und ich würde es eine große Sonderbarkeit von Ihnen nennen, wenn Sie dieses großartige Stück, das Hunderte aus weiter Ferne nach Petersburg lockte, nicht sehen wollten. Machen Sie mir das Vergnügen und gehen Sie heute Abend mit mir in's

Theater," sagte der Major. Waren es Grillen? ich beschloß, nicht hinzugehen und lehnte das Anerbieten des Majors ab. Es war gegen halb sechs Uhr Abends, als ich meine Geschäfte verrichtet hatte und im Begriffe war, nach Hause zu gehen. Der Weg führte mich dem großen sogenannten steinernen Theater vorbei. Da sah ich eine Menge Menschen dem Schauspielhause, das schon hell erleuchtet war, zuströmen. Es kam mir vor, als würde hier das Heil der Welt ausgetheilt, so eilten die Menschen herbei.

Es ist wahr, wer das großartigste Ballet von ganz Europa sehen will, der muß nach St. Petersburg gehen, zumal wenn eine Künstlerin, wie die Taglinonie, an der Spitze steht! Unwillkührlich blieb ich vor dem Eingange des Theaters stehen. Plötzlich wurde die Lust in mir rege, die berühmte Tänzerin denn doch zu sehen, ich ging hinein. Die Kasse war noch nicht geöffnet, eine große Menge Menschen füllte den Raum. Ich sah hier viele gut und reichgekleidete Herren und Frauen, ich nahm Platz unter ihnen. Es waren einige Minuten vergangen und die hier harrende Menge war schon um einige Hundert Menschen vermehrt, so strömte Alles herbei, um die damalige Göttin der Petersburger tanzen zu sehen. Es waren noch einige Minuten vergangen, und jetzt hätte ich gerne meine zwei Silber-Rubel, die ich für einen Platz auf dem Parterre bestimmt hatte, hingegeben, wenn ich nur wieder hinaus auf die Straße gekonnt hätte; allein das war unmöglich. Mit vieler Mühe gelang es mir

endlich, meinen Oberrock ganz zuzuknöpfen — mir wurde so unheimlich in dieser Menschenmenge, daß ich es nicht beschreiben kann.

Endlich wurde die Kasse geöffnet, und nun fing der Scandal an: es entstand ein Drängen zum Ohnmächtigwerden: aber hinaus konnte Keiner, kaum der, der ganz in der Nähe der Thüre stand. Das Drücken und Drängen wurde dann fast unerträglich, wenn Einige an der Kasse ihre Billete in Empfang genommen und sich jetzt durch die Menge hindurcharbeiteten. Es mochte mehr als eine halbe Stunde vergangen sein, und es war mir noch nicht möglich, weder an die Kasse noch an die Ausgangsthüre zu gelangen. Als ich endlich ein wenig freier athmen konnte, sah ich, daß man mir den Rock durchgeschnitten und meine Uhr aus der Tasche gestohlen hatte. Wie es zuging, daß ich diese Operation nicht fühlte, weiß ich noch nicht! — Am andern Tage erfuhr ich, daß ich nicht der Einzige gewesen, der bei dieser Gelegenheit bestohlen worden. Einem Offizier wurde ein förmliches Quadrat in den Mantel und Rock geschnitten und ihm die Brieftasche mit einigen Tausenden in Bankbilleten aus der Tasche gestohlen; er fühlte auch nichts bei diesem Kaiserschnitte. Es wurden am selben Abend für mehr als 20,000 Rbl. an Geld und andern Sachen gestohlen, was allein der Polizei angezeigt wurde; aber wie Viele mögen ihren Verlust stillschweigend betrauert haben, da man doch nie Etwas zurück erhält, was Einem bei solchen Gelegenheiten in Rußland gestohlen wird.

Die russischen Budotschniken oder Polizeisoldaten.

St. Petersburg ist in polizeilicher Hinsicht in sechszehn Theile eingetheilt. Jeder Theil hat einen Polizeiinspector Tschassnü Prisstaff mit seiner Kanzlei, und jeder Prisstaff hat wieder einige Offiziere (Nadsiratelei), die ihm untergeordnet sind, und von denen jeder wieder eine eigene Kanzlei nebst einigen Gehilfen (starschije i mladschije Pomoschtschniki) und sonstige Schreiber unter sich hat. Unter dem Commando dieser stehen die Gorodowüji und Budotschniki; jene stehen im Range der Feldwebel, Unteroffiziere und Gefreiten, diese, die Budotschniki, sind gemeine Soldaten, welche vier bis sechs Stunden, ehe sie abgelöst werden, vor ihrem großen Schilderhause, Budke genannt, auf Wache stehen. Diese armen Menschen haben einen schweren Dienst, sie stehen in der schrecklichsten Kälte sowol des Tags als des Nachts eine solche Reihe von Stunden vor ihren Budken, in denen sich allerdings Oefen befinden; aber sie dürfen es nicht wagen auf einige Augenblicke hineinzugehen,

da die Gorodowüji Tag und Nacht in der Stadt umhergehen, von denen sie dann gar leicht überrascht werden könnten. Dergleichen Schilderhäuser oder Budken befinden sich auf allen öden Plätzen und in allen Straßen der Stadt in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten. Wie viel dieser Budken in St. Petersburg und Moskau seyn mögen, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben; jedenfalls ist ihre Zahl sehr groß. In den beiden Residenzstädten führen die Budotschnike, während sie auf Wache stehen, in der Hand eine Art Hellebarde, die aber weder Schärfe noch Spitze hat; in den Gouvernements- und Kreisstädten stehen sie ohne irgend eine Waffe, gewöhnlich mit einem Stecken, vor ihrer Budke.

Diese Polizeisoldaten haben darauf zu sehen, daß in den Straßen keine Diebereien, Schlägereien, Zänkereien u. dgl. m. vorfallen; auch müssen sie immer ein wachsames Auge auf die Betrunkenen haben, deren man nicht wenige täglich auf den Straßen sieht. So lange ein Betrunkener noch gehen oder stehen kann, darf ihn kein Budotschnik antasten; fällt er aber nieder, so kommt der zunächst stehende Wächter herbei und schafft ihn, nebst seinen Cameraden, von denen sich immer einer oder zwei in dem Schilderhause befinden, in eben diese Budke, und von hier aus wird er auf die Polizei gebracht, wo er seinen Rausch ausschlafen kann; sobald er aber nüchtern geworden, muß er zur Strafe die Straßen fegen. Es giebt in St. Petersburg eine große

Anzahl von Fiakern, die man Iswoschtschiks nennt, es sind größtentheils Bauern, die im Sommer zum Theil in ihre Dörfer zurückkehren, im Winter aber, wenn es in St. Petersburg höchst lebendig ist, mit ihren kleinen Fahrzeugen wieder zur Stadt kommen, in allen Straßen umherkutschiren und mit ihrem ewigen „Dawäts?“ (soll ich geben? wollen Sie fahren?) dem Fußgänger die Ohren voll schreien. Im Winter beträgt die Zahl dieser Fiaker gewiß 20—25000. Die Zahl der ganzen Einwohnerschaft St. Petersburgs beträgt noch immer keine volle 500,000. Sobald ein Iswoschtschik sieht, daß die Budotschnike einen Betrunkenen in die Cur nehmen, nimmt er mit seiner Droschke oder mit seinem Schlitten sogleich Reißaus; denn jeder Fiaker ist verpflichtet, jeden Betrunkenen, den die Budotschnike auf der Straße aufgegriffen haben, unentgeltlich auf die Polizei zu fahren. Es gewährt einen ergötzlichen Anblick, zu sehen, wie der Budotschnik dem davonjagenden Fiaker nachsetzt, um ihn einzuholen und zu zwingen, die reizende Last auf sein Fahrzeug zu laden. Es ist nichts Seltenes, daß ein paar Budotschnike, manchmal drei bis vier Betrunkene auf einen kleinen Schlitten geladen haben, auf den Kerlen sitzen und sie so durch die Straße zur Polizei fahren. So ist es auch nichts Seltenes, daß man acht bis zehn und mehr, sowol Mannsleute als Frauenzimmer, manchmal in Modekleidern, die Straßen fegen sieht. Ein oder zwei Budotschnike stehen dann dabei und führen mit einem Stecken das Commando über sie. Wer sich faul

oder ungeschickt bei der Arbeit zeigt, der erhält mittelst eines Steckens den gehörigen Unterricht.

Während ein Budotschnik vor seinem Schilderhause auf Wache steht, muß er auf Alles, was in seinem Distrikt auf der Straße vorgeht, Acht haben. Fragt ihn z. B. einer seiner Vorgesetzten: „ist heute so und so ein Wagen hier vorbei gefahren? oder: wann ist ein so und so gekleideter Mensch hier vorbeigegangen?“ so muß er solche Fragen pünktlich beantworten können.

Das ganze Polizeipersonal steht unter dem Befehl des Ober- oder General-Polizeimeisters. In der Provinz heißen diese höhern Chefs schlechtweg Polizeimeister, (Gouvernements-Polizeimeister) *) denn hier stehen sie nur im Range eines Staboficiers. Es ist vielleicht kein Amt in ganz Rußland, das so viel Mühe, und Widerwärtigkeiten aller Art mit sich bringt, als das eines Polizeimeisters. Es sind in der Regel Genies in ihrem Fache. Was in tiefer Nacht zu ruhen scheint, das fördern sie mittelst ihrer Werkzeuge zu Tage. Daher waren auch von jeher die Demagogen in ihren Unternehmungen nirgends so unglücklich, als in Rußland.

*) Durch ein Versehen wurde Seite 141 in der fünfzehnten Zeile der Gouvernements-Polizeimeister: Gouvernementsminister genannt.

I. Die falschen Banknoten.

Vor Jahren bekleidete ein Mann in Moskau das Amt eines Oberpolizeimeisters, der im Rufe großer Feinheit stand. Folgende Anekdote wird von ihm erzählt. Einmal kam ein Kaufmann aus der Provinz mit 60,000 Rubeln in Bank-Assignaten nach Moskau, um daselbst Waaren einzukaufen. Er kehrte bei einem seiner Bekannten ein. Kaum war er einen Tag da, so erschien Morgens der Generalpolizeimeister bei ihm, von zweien seiner Radstratels begleitet.

„Sind sie der und der?" fragte er den Kaufmann. „Zu dienen, Ew. Excellenz!" war die Antwort. — „Sie haben 60,000 Rubel Bank-Assignaten mitgebracht, um in Moskau Waaren einzukaufen?" —

Der Kaufmann erstaunte nicht wenig, daß der Polizeimann nicht nur seine Absicht, die er geheim gehalten, wußte, sondern sogar die mitgebrachte Summe angeben konnte.

„Es ist so, wie Ew. Excellenz fragen," antwortete der Kaufmann.

„Leider," fuhr der Oberpolizeimeister fort, „muß ich Ihnen zu wissen thun, was Sie vielleicht nicht ahnen, daß unter Ihren 60,000 Noten gegen 30,000 nachgemachte sind." —

Der arme Kaufmann sah den Polizeichef erschrocken an. Dieser fuhr fort: „Ja, so ist es, Sie haben für

30,000 Rubel falsche Banknoten unter Ihren 60,000, und ich bin gekommen, dieses nachgemachte Geld in Empfang zu nehmen, um es der höchsten Behörde zu überliefern." —

„Ich bitte Ew. Excellenz unterthänigst um Verzeihung, daß ich gegen dero Aussage protestiren muß," sagte der Kaufmann, der sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte, „ich habe dies mein Geld aus einem sehr reellen Hause, wo nie Nachgemachtes in Casse ist. Ich habe aber auch in meinem Leben schon so viel Bank-Assignaten in Händen gehabt, daß ich recht gut die nachgemachten von den ächten zu unterscheiden weiß. Unter meinen Banknoten fand ich keine falsche, das kann ich mit Bestimmtheit behaupten!" —

„Desto besser für Sie!" versetzte der Polizeichef, „wenn die Assignaten so täuschend nachgemacht sind, daß sie selbst der Kenner nicht von den Echten unterscheiden kann, so trägt die Krone den Schaden. Dieses zu untersuchen bin ich eben gekommen, die 30,000 falschen in Empfang zu nehmen und sie sofort der gesetzlichen Prüfung zu unterwerfen; zugleich auch, um den Fälschern desto schneller auf die Spur kommen zu können. Kraft meines Amtes befehle ich Ihnen nun, mir die ganze Summe in Gegenwart dieser beiden Zeugen (er wieß auf die beiden Nadsiratels) einzuhändigen; die nachgemachten Noten suche ich aus, die ächten sollen Sie auf der Stelle zurück erhalten. Der arme Kaufmann gerieth auf's Neue in Bestürzung;

allein es half nichts, er mußte dem Oberpolizeimeister die ganze Summe einhändigen. Dieser empfing das Geld mit einem seines Amtes würdigen Ernste. Wie dem allergeübtesten Geldwechsler rutschten ihm die Banknoten durch die Hände. 30,000, die nachgemacht waren, warf er auf die eine, und die ächten auf die andere Seite des Tisches. Als er damit fertig war, packte er die falschen zusammen und steckte sie ein, die ächten aber gab er dem Kaufmann mit den Worten zurück: „Sie haben keinen Verlust zu befürchten, da diese Banknoten wirklich so täuschend nachgemacht sind, daß sie nur das allergeübteste Auge von den Echten zu unterscheiden vermag, in welchem Falle die Krone, laut ihrem eigenen Gesetze, den Schaden tragen muß. Kommen Sie morgen früh um neun Uhr auf das Oberpolizeiamt, so werden Sie das Resultat vernehmen.“ Dieses gesagt, zog er mit seinen beiden Nadsiratels ab. Als sie das Haus verlassen hatten, kam der Wirth herauf und fragte den Kaufmann, was der Oberpolizeimeister bei ihm gemacht habe. Jener erzählte nun, was geschehen und gab eine große Unruhe zu erkennen. — „O, wenn der General Ihnen sagte, daß Sie keinen Verlust zu befürchten haben, so seien Sie nur ganz ruhig, denn er ist als ein gerechter und überaus erfahrener Mann, der alle Gesetze gut kennt, bekannt,“ sagte der Wirth. Allein der Kaufmann war keineswegs beruhigt, er stellte sich dieses und jenes vor, was er noch zu überstehen habe, wenn die Banknoten wirklich nachgemacht

wären. Es läßt sich denken, daß er mit großer Sehnsucht und bangem Erwarten der neunten Stunde des andern Tages harrte, und daß er sich pünktlich auf dem Oberpolizeiamte einfand, um das Resultat zu vernehmen.

„Tschtó Wam ugódno?“ (Was ist Ihnen gefällig?) fragte ihn der Oberpolizeimeister, als er vor ihm erschien. Wie Ew. Excellenz zu befehlen geruhten, bin ich gekommen, das Resultat wegen der 30,000 Banknoten zu vernehmen, welches Geld Ew. Excellenz gestern mit der Behauptung von mir in Empfang nahmen, daß es falsch sei. Ich aber kann nicht umhin, Höchstdenselben nochmals zu versichern, daß die Banknoten nicht falsch sind. Der Generalpolizeimeister sah den Kaufmann ernst und aufmerksam an, dann sagte er: „Ich war die ganze Nacht hindurch in meinen Berufspflichten so thätig, daß ich bis jetzt noch gar nicht zu mir selber gekommen bin. Wann und wo haben Sie mir doch das Geld übergeben?“ — „Excellenz, gestern gegen eilf Uhr in meiner Wohnung in Gegenwart der zwei Nadsiratels,“ sagte der Kaufmann, und sah den General ebenfalls ernst und aufmerksam und nicht ohne Erstaunen an; ihm schien, als ob sich die Gesichtszüge desselben merklich verändert hätten. Er schrieb dies der Nacht zu, die der Polizeichef schlaflos vollbracht hatte. Und in der That, diese Nacht hatte eine gänzliche Veränderung in den Mienen und Geberden des rastlos beschäftigten Mannes hervorgebracht! „Ganz recht!“ sagte der General, nachdem er eine Weile in tiefen Gedanken gestanden,

„ganz recht! jetzt erinnere ich mich, daß Sie mir gestern Morgen 30,000 Rubel in Banknoten übergeben haben. Sie werden dieselben zurückerhalten, weil es sich ergeben, daß sie nicht falsch sind. Nehmen Sie sich eine Droschke, im Fall Sie keine mitgebracht, und begleiten Sie mich in Ihre Wohnung, da Sie mir das Geld eingehändigt, und wo Sie es auch von mir zurückerhalten werden." Damit setzte er seinen Generalshut mit dem stolzen Federbusche auf und ging zur Thür hinaus. Der Kaufmann folgte ihm und begleitete ihn in seine Wohnung. Dort angekommen wiederholte er seine Aussage. „Gut!" versetzte der General, „Kommen Sie morgen um neun Uhr wieder zu mir, so werden Sie das Weitere vernehmen; früher habe ich keine Zeit, sonst könnten Sie Ihr Geld schon heute zurückerhalten." Nun zog er ab, und der Kaufmann blieb verwundert stehen. Was soll dies Alles bedeuten? Das Betragen des Polizeimannes war sehr räthselhaft. Doch das Räthsel sollte sich bald lösen. Vom Hause des Kaufmanns weg, ließ sich der General zur nächsten Budke fahren und fragte den Budotschnick: „Bin ich gestern gegen eilf Uhr morgens hier vorbeigefahren?" — „Ja, Excellenz!" — „Wo bin ich hingefahren?" — „Grade aus, Excellenz!" — Der General fuhr gerade aus, und beim zweiten Budotschnick fragte er wieder. „Bin ich gestern gegen eilf Uhr Morgens hier vorbeigefahren?" — „Ja, Excellenz!" — „Wo bin ich hingefahren?" — „Hier hinunter, Excellenz!" — Der General fuhr in

der bezeichneten Richtung weiter. Der siebente Budoischnik, den er auf diese Art fragte, zeigte ihm das Thor, wo er gestern hineingefahren. Was war natürlicher, als daß er auch heute die Einkehr in diesem Hause nahm. Der General stieg sogleich die Treppe hinauf, und mit Erstaunen sah er hier einen zweiten Oberpolizeimeister, der die Treppe herunter kam, und er erkannte in diesem Pseudo-Polizeimeister einen verabschiedeten Oberst, der das Recht nicht hatte, in einer Generalsuniform, wie sie nur der im activen Dienst stehende General trägt, zu erscheinen. Es war also ein Betrüger und ohne Zweifel derselbe, der dem Kaufmann die 30000 Rubel auf eine eben so listige als gewaltthätige Art entrissen hatte. Eine genaue Untersuchung bestätigte dies auch. Dieser verabschiedete Oberst hatte in Gesichtsbildung und Gestalt große Aehnlichkeit mit dem General, und da er lange im Kriegsdienst gestanden, fehlte ihm auch die militairische Haltung nicht. Dies brachte ihn denn zu dem verwegenen Entschlusse, das wichtige Amt des Oberpolizeimeisters in eigener Person und zu seinem Nutzen zu verwalten. Der Betrüger, wie auch seine beiden Helfershelfer, entgingen der gesetzlichen Strafe nicht, und der Kaufmann erhielt seine 30,000 Rubel, von denen keine einzige Note falsch war, zurück.

II. Das Präsent des Kaisers.

Derselbe berühmte Polizeimeister hatte einen kostbaren Pelzmantel, ein Geschenk seines großen Kaisers. Die Diebesrotte in Moskau hatte beschlossen, ihm dieses Pelzkleid zu stehlen. Ein glorioser Diebstahl! aber kein kleines Unternehmen. Und in der That, man stahl dem Polizeichef den Zobelpelz. Wie war das möglich, da Se Excellenz, wenn dieselbe in der Stadt herumreitet oder fährt, von einem oder zwei Kosaken begleitet wird. In Sr Excellenz Hause dieses Unternehmen auszuführen, war bei den zahlreichen Wachen und Dienern, die sich hier bewegen, ebenfalls unmöglich. Aber der Pelzmantel wurde ihm dennoch gestohlen! Wie jedes Genie den entscheidenden Moment zu benutzen weiß, ebenso verstanden auch die Generalspitzbuben in Moskau einen für sie günstigen Augenblick zu benutzen.

Es war im Winter, als eines Morgens gegen 8 Uhr ein vornehmer Schlitten vor dem Hause des Oberpolizeimeisters hielt. Der Kutscher, wie auch der Diener, der hinten aufstand, trugen die Livrée eines gräflichen Hauses in Moskau. Der Diener stieg vom Schlitten und meldete dem General, daß die Gräfin K**, welche als eine diplomatische Dame bekannt war, ihn höflichst ersuche, so schnell als möglich zu ihr zu kommen, indem sie ihm eine Sache von großer Wichtigkeit

mitzutheilen habe; und damit Se Excellenz ihre Bitte desto schleuniger erfüllen könnte, habe sie die Equipage geschickt.

Der General war schon in voller Uniform; er warf seinen Pelzmantel um und stieg in den gräflichen Schlitten. Der Diener stieg wieder hinten auf, der Kutscher trieb die Pferde an, und vorwärts ging's im Galopp zur Gräfin K**. Auf dem Hofe angekommen, stieg der Diener sogleich ab, öffnete die Schlittenthüre, half dem General heraus und begleitete ihn ins Vorzimmer, wo er, seinem Amte gemäß, den Mantel von den Schultern Sr Exellenz nahm. Ein anderer Diener führte den hohen Beamten in's Gastzimmer und die Kammerjungfer meldete der Gräfin, die noch im Bette lag, den Oberpolizeimeister. „Mein Gott, was will denn der General schon so früh bei mir?" fragte die Gräfin nicht ohne einige Angst kund zu geben. „Ew. Erlaucht, das weiß ich nicht; aber Se Excellenz ist im Gastzimmer und hat, wie es scheint, große Eile," antwortete die Kammerjungfer. Der Anstand wie auch das hohe Amt, das der Gast bekleidete, ließen indeß der Gräfin keine Wahl; sie mußte sich bequemen, den weichen Pfühl zu verlassen, um den General empfangen zu können. Es verging eine Viertelstunde, ehe die Gräfin mit ihrer Toilette fertig wurde. Der Polizeimann stand wie auf Kohlen im Gastzimmer; er hatte, wie gewöhnlich, noch so viele andere Geschäfte zu verrichten, daß ihm dieser Aufenthalt sehr peinlich sein

mußte. Endlich öffnete sich die Thüre und die Gräfin kam ihrem hohen Gaste mit vieler Höflichkeit entgegen. „Was verschafft mir die Ehre des Besuches Ew. Excellenz?“ — „Aber Gräfin, Sie haben mich ja rufen lassen!“ rief erstaunt der General. — „Hier muß ein Irrthum obwalten!“ entgegnete die Gräfin, nicht minder erstaunt, „ich habe Niemandem den Auftrag gegeben, Ew. Excellenz hieher zu bescheiden.“ — „Ich bin aber doch mit Ew. Erlaucht Schlitten hieher gekommen!“ sagte der General etwas ärgerlich. — „Das ist ohne mein Wissen geschehen,“ antwortete die Gräfin und rührte die Klingel, um von ihrer Dienerschaft Aufschluß über den sonderbaren Vorfall zu erhalten. Der Polizeimann aber wartete das Eintreten der Diener nicht ab, sondern verbeugte sich und eilte ins Vorzimmer. „Wo ist mein Pelz? fragte er hier. — „Der Diener Ew. Excellenz hat ihn bei Höchstdero Ankunft hierselbst in Empfang genommen,“ war die gehorsamste Antwort. — „Wo ist denn der Diener mit dem Pelz?“ — „Er ist damit in den Hof gegangen — er hat ihn vielleicht in den Schlitten getragen.“ — Seid ihr verrückt, was soll der Pelz im Schlitten! sagte der Polizeimann zornig, ging an die Hausthür und sah sich nach der Equipage um; allein es war weder Schlitten, noch Pelz, noch Diener zu sehen. Was dem Polizeichef gleich bei der ersten Frage der Gräfin ahnte, war ihm jetzt Gewißheit, nämlich, daß er von den raffinirtesten und verwegensten Dieben überlistet worden. Auf jene Art, wie er dem

verabschiedeten Oberst auf die Spur gekommen, konnte er die listigen Diebe nicht ausfindig machen; denn die Natur hatte zu Gunsten der Verwegenen ein heftiges Schneegestöber in die Straße gesendet, so daß es den armen Budotschniken unmöglich war, auch nur zehn Schritte weit zu sehen; allein sein Genie wußte [illegible] andere Wege, und in der That, er bekam die Diebe in seine Gewalt, trotz allen Maßregeln, die sie vor und nach dem seltsamen Diebstahl getroffen, und trotz des Schneesturmes, der ihre Spur verwischt hatte.

III. Die silberne Theemaschine.

Das populärste Geräth in Rußland ist die Theemaschine, welche man Samowär, d. h. Selbstbecher, nennt. Der gemeine russische Kaufmann wird sich schwerlich den Himmel ohne Samowär vorstellen. Thee und Branntwein wird in Rußland überaus viel getrunken. Sieht der russische Kaufmann einen schönen Platz im Freien, so sagt er: „tam moschno tschai pitj" (Da könnte man [schön] Thee trinken). Geht der Russe mit seiner Familie ins Freie, so muß auch der Samowär mitgenommen werden, sonst würde der ganze Spaziergang ein lästiger sein.

Man hat solche Theemaschinen von allen möglichen Formen und Größen; die gewöhnlichste Form ist die

einer Urne. Sie ſind aus Meſſing, Kupfer, Tombak und Silber getrieben. Im Innern iſt eine Röhre eingelöthet, die mit der Maſchine gleiche Höhe hat und ſich unten zu einem Bauche, dem Kohlenbehälter, verläuft. Auf dieſe Röhre paßt wieder ein anderer Cylinder, den man aufſtecken und abnehmen kann, und weil er dem hineingelegten Feuer den Wind zuführt, nennt man ihn auch Windfang oder Schornſtein.

Eines Tages war der Diener einer reichen Herrſchaft im Vorzimmer mit Putzen eines ſilbernen Samowärs beſchäftigt, als ein Pelzhändler eintrat und nach dem Herrn vom Hauſe fragte. „Der gnädige Herr iſt da, was iſt Ihnen gefällig?“ fragte der Diener.

„Ich habe die beiden Zobelfelle gebracht, welche die Herrſchaft geſtern in unſerm Laden gekauft hat. Trage ſie hinein und melde, daß ich hier bin,“ antwortete der Pelzhändler. Der Diener trug die Felle zu ſeinem Herrn und ſagte, was ihm aufgetragen war. „Was ſoll ich damit? ich habe ſie nicht nöthig! Trage ſie zurück!“ ſagte der Edelmann. — „Haben denn der gnädige Herr die Fellchen nicht gekauft?“ — „Nein! ſagt' ich dir, trage den Bettel fort!“ —

Der Diener kam wieder in's Vorzimmer, der Pelzhändler war verſchwunden und auch die ſilberne Theemaſchine war nicht mehr zu ſehen, nur der Schornſtein davon lag noch in der Ecke, wahrſcheinlich hatte der Dieb ihn nicht geſehen. Wie groß war jetzt der Schrecken des armen Menſchen! Er verſchloß den Schornſtein eiligſt

und lief auf die Straße sich nach dem Dieb umsehend; allein das war vergebliche Mühe! Es war nichts zu thun, er mußte seinen Herrn davon in Kenntniß setzen. Das Schlimmste bei solchem Ereigniß ist, daß die Herrschaft nicht selten den Diener selbst des Diebstahls beschuldigt, was auch hier der Fall war. Nachdem der arme Teufel durch die Polizei jämmerlich durchgeprügelt und am Ende doch für unschuldig erkannt worden war, setzte sich das Polizeipersonal in Bewegung, den Dieb zu fangen. Die Theemaschine war schon bei der Anzeige des Diebstahls der Polizei nach ihrem ganzen Umfange und Werthe bezeichnet worden; aber dessen ungeachtet erschien ein Nadsiratel nach dem Andern und fragte, welche Größe, Form und Schwere sie habe, wie viel sie werth sei u. dgl. m.

Solche lästige und ganz unnöthige Förmlichkeiten erlauben sich die Polizeimänner in Rußland gewöhnlich, und warum, das wissen sie am besten. — Es waren einige Wochen vergangen und man hatte nicht die geringste Spur, weder von dem Diebe, noch von der Maschine entdeckt. Da kam eines Morgens ein Polizeioffizier und meldete der Frau vom Hause, daß sie nach langem Forschen und Spüren den Samowär endlich ausfindig gemacht und in ihre Gewalt bekommen hätten. „Kaum hatten wir den Ihrigen auf der Polizei, so wurde unserm Tschassnü-Pristaff auch ein anderer silberner gebracht, auf den wir ebenfalls seit lange gefahndet hatten. Diese beiden Samowärs rühren zweifelsohne

von Einem Meister her, sie sehen sich so ähnlich in Form und Größe, daß wir gar nicht wissen können, welche von selben der Ihrige ist; nur die innere Röhre an dem einen scheint etwas dicker zu sein, als an dem andern." — „Aber warum haben Sie ihn nicht mitgebracht? wir hätten dann den Versuch gemacht, ob der Schornstein dazu passe," fiel die gnädige Frau ein. „Diese Probe muß auf der Polizei geschehen." „Aber," versetzte der Nadsiratel, „überdem muß auch der General den Samowár vorher in Augenschein nehmen; er hat ihn noch nicht gesehen; gegen 1 Uhr wird er kommen, deshalb hat mich unser Herr Tschassnü-Pristaff hieher geschickt, den Schornstein in Empfang zu nehmen, um zu erfahren, welche von beiden Maschinen die Ihrige ist." Die gnädige Frau befahl, ihm den Schornstein zu geben, darauf zog der Polizeimann ab und sagte noch an der Thür zum Diener, daß der Samowár nun bald wieder ins Haus gebracht werden würde, und daß er ferner besser aufpassen solle, damit er nicht zum zweiten Male auf solche Art abhanden käme. „Sláwa Bóchu!" (Gott Lob!) sagte der Diener und bekreuzte sich dreimal.

Vergebens wartete die Herrschaft auf ihren Samowár! Als sie endlich auf der Polizei nachfragen ließ, erstaunte man nicht wenig, daß einer aus der Diebesbande so verwegen, und die gnädige Frau so leichtgläubig sein konnte. — Die Maschine war den Dieben ohne den Schornstein ein unvollkommenes Werkzeug. Um es nun vollkommen zu machen, stahlen sie nun

auch noch diesen. Man hat die Diebe nie ausfindig gemacht.

IV. Das gestohlene Fortepiano.

Folgende Geschichte ist wegen der allzugroßen Behutsamkeit eines Dieners sehr drollig.

Eines Tages wurde in St. Petersburg ein Flügel (Fortepiano) gestohlen. Ein Instrumentenmacher hatte von der Herrschaft, der dieser Flügel gehörte, den Auftrag erhalten, denselben in Reparatur zu nehmen. Die Diener des Hauses wußten dies und erwarteten mit jeder Stunde die Leute des Instrumentenmachers. Die Diebsrotte wußte auch davon, und beschloß, das Instrument fortzuschleppen, ehe die Bevollmächtigten erschienen. Mehrere begaben sich in das Haus und sagten ganz unbefangen, sie seien gekommen, das Instrument abzuholen. Die Diener waren der Meinung, es seien die Leute des Fortepianomachers und waren noch den Dieben behülflich, als sie es die Treppe hinunter trugen. Aber wie erstaunte man, als einige Zeit darauf die rechten Gesellen kamen, um den Flügel in ihre Werkstätte zu tragen. Vergebens waren alle Nachforschungen, das Instrument blieb lange Zeit verschwunden! Dieser Diebstahl wurde nun das Stadtgespräch der großen Residenz St. Petersburg. Viele wollten

sich krank lachen, als sie diese Geschichte erzählen hörten, denn solch ein Diebstahl war bisher nicht vorgekommen.

Ein unverheiratheter Regierungsrath, der einen überaus treuen Diener hatte, welcher aber ein sehr beschränkter Kopf war, kam nach Hause und sagte zu ihm: „Kuska, nimm Dich in Acht, daß ich nicht bestohlen werde, denn es sind gar listige und verwegene Diebe in der Stadt. Gestern haben sie ein großes Fortepiano aus der Stube heraus gestohlen.“ —

„Ghosspodi pomiloi!“ (Herr Gott erbarme dich!) sagte Kuska und bekreuzte sich dreimal.

„Ja, so ist es, nimm dich in Acht, sonst wird mir am Ende auch noch mein neuer Flügel gestohlen!“ fügte der Regierungsrath lächelnd hinzu, denn er hatte sich erst vor Kurzem ein schönes Instrument aus der Wirth'schen Fabrik gekauft. „Entferne Dich keinen Augenblick aus dem Zimmer, ohne die Thüre zu verschließen, und gieb Keinem, den du nicht kennst, etwas von meinen Effecten, das befehle ich so! Slyschisch?“ — „Slyschu! (ich habe vernommen) sagte Kuska, nachdem ihm sein Herr diese Lehre gegeben.

Der Regierungsrath hatte eine goldene Taschenuhr, die sehr unregelmäßig ging, und die er seit einiger Zeit zum Uhrmacher in Reparatur geben wollte, ohne daß indeß etwas daraus wurde. Eines Abends sagte er zu Kuska, er möge ihn morgen daran erinnern, daß er die Uhr mitnehme, da sie bis zum künftigen Sonnabend in Ordnung gebracht sein müßte. „Slyschu!“ sagte Kuska.

Er erinnerte am andern Morgen seinen Herrn wohl dreimal daran. Dieser aber phantasirte einige Zeit auf seinem Flügel, dann eilte er schnell auf die Regierung, wie das täglich zu geschehen pflegte, und so vergaß er, wie immer, so auch heute die Uhr mitzunehmen. Kaum war der Regierungsrath eine Stunde vom Hause weg, als ein Uhrmacher kam, und von Kuska die Uhr verlangte. „Dein Herr hat mich hergeschickt, die Uhr abzuholen, damit er sie bis zum Sonnabend reparirt erhalte; also gieb sie her, ich habe nicht lange Zeit," sagte er. Kuska wußte im Augenblick nicht, was er thun oder sagen sollte. „Das ist richtig, die Uhr soll reparirt werden," antwortete er nach einer Weile; „aber ich kenne Sie nicht! und mein Herr hat mir strenge befohlen, Niemandem etwas von seinen Effecten zu geben, folglich gebe ich Ihnen die Uhr nicht!" — Vergebens wandte der Uhrmacher seine ganze Beredsamkeit an. Kuska, obgleich ihm schien, daß die Sache seine Richtigkeit habe, willfahrte ihm nicht. „Nun, so bist du eigensinniger Kerl allein schuld, daß dein Herr die Uhr bis zum Sonnabend, da er sie so nothwendig braucht, nicht reparirt erhalten wird," sagte der Uhrmacher und ging fort. Wie könnte der Mann etwas von der Uhr wissen, wenn ihn der Herr nicht beauftragt hätte, sie bei mir zu holen, um sie zu repariren. Sie muß bis zum Sonnabend fertig sein,.. der Herr hat's ja gesagt... Er vergißt immer darauf, so dachte und sprach der Diener mit sich selbst; rief

den Mann ſchnell zurück und war im Begriff, ihm die Uhr einzuhändigen; aber im Augenblicke ſtand das geſtohlene Fortepiano vor ſeiner Seele und der Befehl ſeines Herrn klang laut in ſeinen Ohren, er beſann ſich anders." — „Ich kenne Sie nicht! Kommen Sie, wenn der Herr da iſt! ich gebe die Uhr nicht aus meinen Händen!" rief er aus. Der Uhrmacher ſprach nun nochmals mit ſo viel Natürlichkeit, als nur ein Mann, der in irgend einem Auftrage geſchickt iſt, ſprechen kann und fügte hinzu: „mein Name iſt Wor, und ich wohne in der Maſchenik-Straße. Dein Herr iſt einer meiner wertheſten Gönner. Und wenn du mich nicht kennſt oder nicht kennen willſt, ſo iſt dies nicht meine Schuld. Dein Herr hat noch geſtern Abend zu dir geſagt, daß er die Uhr bis zum Sonnabend ſo nothwendig brauche. Warum haſt du ihn heute nicht errinnert ſie mitzuehmen, da er es dir doch befohlen?" — „Ich habe ihn daran erinnert! hat er etwa zu Ihnen geſagt, ich hätte es nicht gethan?" ſagte Kuska erſtaunt. — „Ich habe keine Zeit, um mich wegen deiner dummen Fragen in Erklärungen einzulaſſen! Aber wenn du aus allem, was ich dir ſagte, nicht ſehen kannſt, daß mich dein Herr geſchickt hat, die Uhr abzuholen, ſo biſt du dumm wie ein Stiefel! Willſt du mir die Uhr geben oder nicht? ich komme nicht wieder zurück!" Kuska war auf's Neue inconſequent geworden. Da blitzte ihm ein kluger Gedanke im Kopfe auf. „Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen," ſagte er und hielt den Uhrmacher, der ſich

anschickte wieder fortzugehen, beim Arm fest; „wenn mein Herr Sie wirklich geschickt hat, die Uhr bei mir in Empfang zu nehmen, so gehen Sie mit mir; wir wollen zu ihm auf die Regierung gehen, die nicht weit vom hier ist. Sagt er nun, ich soll Ihnen die Uhr geben, so gebe ich sie Ihnen. Wenn Sie diesen Vorschlag nicht annehmen, so muß ich glauben, daß Sie trotz Ihres Wissens von der Uhr gekommen sind, meinen Herrn zu bestehlen.“ Der Uhrmacher erstaunte über diesen Ton, den er von dem einfältigen Kuska nicht erwartet hatte. Der Kerl ist nicht so dumm, wie er allgemein gehalten wird; willfahre ich ihm nicht, so ist er gar im Stande, Gewalt zu schreien, dachte er und sagte: „da bist du auf den klügsten Gedanken gekommen! stecke die Uhr zu dir und laß' uns gehen.“ Kuska that es, sorgfältig verschloß er die Thüre und begab sich in Begleitung des Uhrmachers auf den Weg zur Regierung. Vergebens bat Meister Wor unterwegs, ihm die Uhr doch einmal zu zeigen. Kuska aber gab sie nicht aus seinen Händen. Als sie beide an dem Regierungsgebäude ankamen, verschwand der saubere Uhrmacher plötzlich. Der Diener aber begab sich zu seinem Herrn und erzählte ihm den Vorfall.

„Es ist Dein Glück, daß Du dem Dieb die Uhr nicht gabst; denn ich habe Niemandem den Auftrag gegeben, sie bei dir in Empfang zu nehmen! Aber woher weiß der Spitzbube, daß ich die Uhr bis zum Sonnabend reparirt wünsche, und woher weiß er Alles, was ich Dir gestern

Abend gesagt habe?" fragte der Regierungsrath. „Er hat es ohne Zweifel durch deine Dummheit und Geschwätzigkeit erfahren", fügte er hinzu.

Pomiloitje Bárin! (erbarmen Sie sich, mein Herr) sagte Kuska und bekreuzte sich dreimal, Sie wissen doch, daß ich nie schwatzhaft bin!

„Der Spitzbube mußte Alles, was Sie gestern Abend, die Uhr betreffend, zu mir sagten, und da weder er noch sonst Jemand gestern bei uns war, so glaubte ich nicht anders, als daß der gnädige Herr heute bei ihm gewesen und ihn wirklich beauftragt hätten, die Uhr abzuholen und zu repariren," sagte Kuska. „Aber woher weiß er denn das Alles, da ich mit Niemandem, außer mit Dir, ein Wort über die Uhr gesprochen habe. Wer mag es ihm gesagt haben?" rief der Herr erstaunt aus. — „Gott weiß es!" sagte Kuska. — „Und du hast dich wirklich nicht durch Schwatzhaftigkeit von ihm überlisten lassen?" — „Er wußte Alles, ehe ich ein Wort mit ihm sprach," entgegnete Kuska. — „Nun, so müssen die Wände Ohren haben, zu hören, und Beine, um das Gehörte weiter zu tragen!.. Aber die Diebe und Beutelschneider in St. Petersburg sind raffinirt, hörte ich öfter behaupten und ich behaupte es auch," sagte der Regierungsrath zu sich, und fügte, den Diener bedeutungsvoll anblickend, hinzu: „dieser Vorfall sei dir eine Lehre, daß du die Thüren sorgfältig verschließest, daß Du keinen Fremden in mein Zimmer lässest und Niemandem, es sei denn auf meinen mündlichen Befehl hin,

Etwas von meinen Sachen gebeſt! Hörſt du?" — „Sluſchu! ſluſchu! Barin!" ſagte Kuska und ging. „Sei auf deiner Hut, daß mein ſchöner Flügel nicht geſtohlen wird!" rief ihm der Regierungsrath lächelnd nach. Kuska feierte auf der Straße einen Triumph nach ſeiner Art, er war nicht wenig ſtolz auf ſich ſelbſt, daß er die Abſicht des liſtigen Diebes vereitelt hatte. Stolz den Kopf erhebend, ſagte er zu den in ſeiner Vorſtellung exiſtirenden Dieben: „Ihr Spitzbuben! mich ſollt ihr nicht hinter's Licht führen! Auch nicht ſo viel, als man unter einen Nagel bringen kann, ſollt ihr von dem, über das ich die Aufſicht habe, in eure Gewalt bekommen! Fortepiano's könnt ihr aus den herrſchaftlichen Zimmern herausſtehlen! aber das meines Herrn ſollt ihr in Ewigkeit nicht kriegen, dafür bin ich euch Bürge!"

Der Regierungsrath hatte ſich vor Kurzem, wie wir oben bemerkt, einen ſchönen Flügel gekauft, an dem er ein unbeſchreibliches Vergnügen fand. Er erzählte ſeinem Chef, dem Präſidenten, einem Deutſchen, der ſelber Artiſt war, ſoviel von der ſchönen Bauart, dem prachtvollen Holze und dem ausgezeichneten Tone dieſes Inſtruments, daß der Präſident vor Neugierde brannte, es zu ſehen.

„Ich muß doch einmal zu Ihnen kommen, um das Meiſterſtück in Augenſchein zu nehmen," ſagte der Präſident und fügte hinzu: Sie werden es doch erlauben, Herr Regierungsrath?" — „Der hohe Beſuch Ew.

Excellenz kann mir nur zur größten Ehre gereichen! Höchstdieselben dürfen nur befehlen und die Stunde bestimmen, in der ich Ew. Excellenz bei mir zu empfangen die Ehre haben werde," antwortete der Regierungsrath unter tiefen Verbeugungen. — „Ja das soll bald geschehen, denn Sie haben mich so neugierig gemacht, daß ich dem Drange, Ihren Flügel in Augenschein zu nehmen, nicht mehr widerstehen kann. Ich werde nicht unterlassen zu kommen." — Ohne dem Regierungsrath ein Wort vorher gesagt zu haben, begab sich der Präsident, dem es gerade einfiel, auf dem kostbaren Flügel ein wenig zu präludiren, in die Wohnung seines Untergebenen, der schon auf der Regierung war. In seiner „Vice-Mondir," einen Stern auf der Brust, bestieg der ehrwürdige alte Mann die Treppe und zog die Klingel. Der Diener öffnete die Thüre, der Präsident trat ein. „Ist der Herr Regierungsrath zu Hause?" fragte er. — „Nein! Aber was ist Ihnen gefällig?" fragte Kuska.— „Ich bin gekommen, das schöne Instrument deines Herrn in Augenschein zu nehmen. Wo steht es?" — „Ja... der Herr ist nicht zu Hause! Kommen Sie, wenn der Herr da ist! Ich erlaube nichts! Es läuft heutzutage allerlei Diebsgesindel herum, Fortepiano's, Uhren und was es habhaft werden kann, zu stehlen! Kommen Sie, wenn der Herr da ist!" schrie Kuska laut, schob den Präsidenten zur Thür hinaus und klappte sie ihm vor der Nase zu. Dem ehrwürdigen Alten wurde so seltsam zu Muthe, daß er einige Augenblicke vor der Thüre

stehen blieb, ohne zu wissen, was er thun sollte. In dem Moment, als Kuska so laut von Diebesgesindel sprach, kam der Regierungsrath zur Hausthüre herein. Er hörte die Schmähworte seines Dieners unten auf der Treppe; aber er wußte nicht, wem sie galten. Da ist gewiß wieder ein listiger Dieb, dachte er und eilte schnell hinauf. Wie erstaunte er aber, als er seinen Chef, der noch in Gedanken dastand, vor sich sah. „Gnädiger Himmel!.... Excellenz!.... was macht mein Diener!.... Träume ich?.... Ew. Excellenz hier vor der Thüre?" rief er erschrocken aus. Er hatte sich mehr vorgestellt, als geschehen war. — „Der mißtrauische Geselle will mich Ihren Flügel nicht besehen lassen; er ist der Meinung, ich sei gekommen, ihn zu stehlen. Das ist aber noch nicht Alles, er schob mich auch zur Thüre hinaus und klappte sie mir vor der Nase zu. „Es läuft heutzutage allerlei Diebsgesindel herum, Fortepiano's und Uhren zu stehlen," sagte er und schob mich zur Thüre hinaus. Das ist ja ein höchst mißtrauischer Geselle!" sagte der Präsident... „Ich wünsche indeß, ich hätte so Einen..." fügte der überaus sanftmüthige Herr hinzu.

Der Vorfall mit dem angeblichen Uhrmacher belehrte mich über eine Sache, die ich bis dahin nicht recht verstand. Ich sah nämlich in St. Petersburg mehrere Male, daß man recht gut gekleidete Leute, die in einem Hause nach Jemandem fragten und dann die Treppe erstiegen, der Polizei überlieferte, ohne daß man ihnen etwas anderes

zur Laſt legen konnte, als eben nur das, daß ſie nach irgend Jemandem fragten und dann die Treppe hinauf gingen. Einmal beſuchte ich einen Bekannten von mir, der in einem größen Hauſe wohnte. Ein recht gut gekleideter Mann ſtand auf dem Hofe und fragte den Hausknecht, wo Herr N. wohne. „Im zweiten Stockwerk," war die Antwort. Ich hörte dies im Vorübergehen. Mein Bekannter wohnte im dritten Stockwerk. Als ich zu ihm kam, ſtand er im Begriffe, auszugehen. „Ich habe ein ſehr dringendes Geſchäft abzumachen, ich gehe da und da hin," ſagte er. So begleite ich Sie eine Strecke, ſagte ich. Nachdem wir ein paar Minuten mit einander geſprochen hatten, gingen wir zuſammen die Treppe hinunter, und als wir auf den Hof kamen, hörten wir, daß ein Einwohner deſſelben Hauſes die Polizei hätte rufen laſſen, um den oben erwähnten Mann zu verhaften. Der Nadſiratel trat ſo eben zum Thor herein und fragte den Unbekannten in höchſt barſchem Tone, was er hier im Hauſe zu thun habe. Dieſer antwortete mit großer Kaltblütigkeit und Ruhe, daß er zu Herrn N. habe gehen wollen. „Zu ſonſt Niemandem?" fragte der Polizeimann. „Nein!" — „Du lügſt, Sukinſün! Du biſt hierher gekommen, um zu ſtehlen oder zu ſpioniren!" — „Das ſei fern von mir!" entgegnete jener mit ſeiner vorigen Kälte und Ruhe. — „Herr N. wohnt im zweiten Stock; was haſt du im vierten zu thun?" ſchrie der Polizeimann Wuth ſchnaubend und ſchlug mit ſeiner Fauſt den armen Teufel dermaßen in's Geſicht,

daß ihm das Blut aus Mund und Naſe ſtrömte. — „Bindet ihn an!“ ſagte er zu zwei Budotſchniken, mit denen er angekommen war. Die Kerle hatten einen Strick, banden ihn über dem Ellenbogen am Arme feſt und führten ihn wie einen Hund auf die Polizei. Die Sache intereſſirte mich ſo wenig, daß ich mir die Mühe nicht machte, in Erfahrung zu bringen, ob der Menſch wirklich ein Dieb war.

So viel iſt aber gewiß, daß die Diebe in St. Petersburg und Moskau tagtäglich unter allerlei Vorwänden in die Häuſer, die größtentheils geöffnet ſind, ſchleichen, um zu ſtehlen oder Etwas auszuſpioniren. Durch dieſes tief eingewurzelte Uebel iſt aber auch ſchon mancher ehrliche Mann in Verdacht und Widerwärtigkeiten gerathen! Wer in Rußland nicht reich und vornehm iſt und keine Fürſprache irgend eines Großen hat, der ſteht ſchutzlos da und kann unſchuldiger Weiſe in eine fatale Unterſuchung gerathen, wobei ihn die Polizei ſehr ſchlimm behandelt.

In Rußland iſt es Geſetz, daß Jedermann, der in's Ausland reiſen will, ſein Vorhaben dreimal in der Zeitung bekannt machen muß. Man hat die Einrückungsgebühren zu bezahlen und dafür erhält man die drei Blätter, in denen ſich die Anzeige befindet, mit welchen man ſich ſodann in das Paßbüreau zu begeben hat.

Ein ſehr ehrbarer Deutſcher, der kein Wort ruſſiſch verſtand, ging eines Tages in die Expedition der deutſchen Petersburger Zeitung, um ſeinen Namen wegen

seiner vorhabenden Reise ins Ausland einrücken zu lassen. Man sagte ihm hier, daß er nach drei Tagen wiederkommen möchte, um die Blätter in Empfang zu nehmen. Der Deutsche war in der großen Stadt fast unkundig, mit vieler Mühe hatte er das Haus, wo die Expedition war, gefunden, und wahrscheinlich hatte er es sich beim Fortgehen nicht gut gemerkt, weshalb er am vierten Tage in das dritte Haus daneben gerieth. In der Meinung er sei im rechten, zog er die Klingel an einer Thüre, hinter der er das Expeditionsbüreau der Zeitung vermuthete. Es wohnte hier aber ein hoher Beamter, der gerade sein Mittagsschläfchen hielt. Sein Diener öffnete die Thüre. Der Deutsche fragte nach der Zeitungsexpedition. Der Diener aber verstand nicht, was er gefragt wurde; er war boshaft, schrie den Deutschen an und hielt ihn fest. Nun entstand ein Lärm, der den hohen Beamten aus dem Schlafe weckte. Dieser kam heraus und fragte, was es hier gäbe. „Der deutsche Spitzbube ging im Hause herum, wahrscheinlich um zu stehlen und zu spioniren!“ sagte der Diener. Der Herr, einer von den gröbsten Russen, fragte den Deutschen, wer er sei und was er hier im Hause zu thun hätte. Dieser verstand nicht, was man ihn fragte. Und jener verstand nicht deutsch, daher schien ihm das Beste zu sein, die Polizei herbeirufen zu lassen, was auch geschah. Der Polizeioffizier verstand auch kein Deutsch. Auf Befehl des hohen Beamten mußte der arme Deutsche nun mit auf die Polizei, wo man ihn einen Tag sitzen ließ, bis man ganz

genaue Erkundigungen über ihn eingezogen hatte, laut deren er ein ehrlicher Mann war, der nur aus Unkundigkeit die Klingel an Sr Excellenz Thüre gezogen. Es giebt unzählige Fälle, durch welche ein armer ehrlicher Mann in Rußland in große Widerwärtigkeiten gerathen kann.

V. Der raffinirteste Diebstahl.

Wohl in keinem Lande wird so viel auf Silbergeräthe verwendet als in Rußland. Selbst geringen Bürgersleuten fehlt es nicht ganz daran, und auch bei ärmlichen Speisewirthen findet man silberne Löffel. Es ist wahr, seit das sogenannte Neusilber auch in Rußland Aufnahme gefunden, haben sich auch manche Traiteurs Löffel aus diesem Metall angeschafft. Die Silberfabriken in St. Petersburg und Moskau gehören unstreitig zu den großartigsten dieser Art in Europa. Laut des Gesetzes darf kein anderes Silber als dreizehnlöthiges (die 84. Probe) in Rußland verarbeitet werden. Ich kannte russische Kaufleute, die sich das Silbergeräth Centnerweise anschafften. Dem Brantweinspächter Kusin wurde einmal ein Centner Silbergeräth gestohlen, wovon schon Seite 116 die Rede war.

Bei einem der ersten Restaurateurs in Moskau erschien einmal ein vornehm gekleideter Mann und ver-

langte zu Mittag zu speisen. Als er gegessen, den Kellner bezahlt hatte und fortgegangen war, vermißte man den schweren silbernen Löffel, dessen er sich bedient hatte, und vergebens war alle Mühe, ihn aufzufinden. Man konnte nicht anders glauben, als daß ihn der Gast mitgenommen habe.

Am anderen Tage erschien derselbe Herr wieder in dieser Restauration und verlangte ein Mittagessen. Man bediente ihn so als ob kein Verdacht gegen ihn gehegt würde, der Kellner aber, der ihm die Speisen auftrug, bewachte ihn anfangs mit Argusaugen. Da er aber doch noch anderes zu thun hatte, so geschah es, daß der Löffel heute wie gestern vom Tische verschwand, ohne daß weder er noch sonst Jemand sah, wo er hingekommen war. Der Gast bezahlte und ging, ohne daß es Jemand wagte, ihm in den Weg zu treten. Diese abhandengekommenen Löffel erregten einen heftigen Streit zwischen dem Wirth und seinen Kellnern. Am dritten Tage erschien der saubere Gast wieder in dieser Restauration. Es wurde sogleich dem Wirth gemeldet. „Nitschewo delsätj! (es ist nichts dabei zu thun) sagte dieser und machte gute Miene zum bösen Spiel; denn der unheimliche Gast schien ein Adeliger zu sein, und es ist in Rußland gefährlich einen Edelmann dessen zu beschuldigen, wessen man den Fremden in Verdacht hatte. Man bediente ihn also ganz artig. Der Wirth hatte seinen Kellnern strenge befohlen, den Verdächtigen gut zu beobachten; aber auch heute verschwand der Löffel

plötzlich. Der Gast saß an einem Tische allein, und da der Löffel nirgends zu sehen und zu finden war, so sehr man auch darnach suchte, so war es außer allem Zweifel, daß er ihn zu sich gesteckt hatte. Da dessen ungeachtet keine mathematische Gewißheit hierüber vorhanden war, indem Niemand sah, daß er ihn zu sich steckte, so wagte es auch Keiner, ihn geradezu des Diebstahls zu beschuldigen; denn es ist, wie gesagt, gefährlich, mit einem Adeligen in Rußland einen solchen Handel anzufangen. Indessen trat der Wirth dem Gaste, als dieser gehen wollte, in den Weg und sagte: „Milostiwüj Ghossudär! (Gnädiger Herr ein Ausdruck; dessen man sich in Rußland nicht selten bedient, wenn man Einen zurechtweisen will.) „Gnädiger Herr! zu meinem großen Leidwesen muß ich Ew. Hochwohlgeboren die gehorsamste Bemerkung machen, daß heute nun der dritte der Löffel, deren Sie sich in meiner Restauration bedient, abhanden gekommen, ohne daß wir wissen, wie das zugeht. Sie saßen allein bei Tische.... die Löffel können doch nicht wie der Rauch verschwinden.... Wo mögen sie hingekommen sein, da wir sie nicht finden können?....

Ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß mir dies höchst auffallend ist." —

„So müssen Sie Ihren Leuten befehlen, ferner besser auf Ihre Löffel zu achten. In Zukunft aber verbitte ich mir dergleichen Bemerkungen. Wenn Sie es nicht wissen, so sei es Ihnen hiermit gesagt: ich bin

Edelmann und Cavalier, unter deſſen Würde es iſt, ſolche Beleidigungen ſich gefallen zu laſſen. Nehmen Sie ſich in Acht!“ Und damit gingen Se Hochwohlgeboren fort, und der Wirth ſtand da wie auf den Mund geſchlagen.

Am vierten Tage erſchien derſelbe Herr wieder in dieſer Reſtauration und verlangte ganz unbefangen, zu Mittag zu ſpeiſen.

Die Kellner erſchracken, als ſie dieſen unheimlichen Menſchen ſahen; der Wirth aber ſagte: Bedient ihn, wie es ſich gehört: ich habe in Erfahrung gebracht, daß er wirklich ein geborner Edelmann iſt. Indeſſen werde ich einen Polizeiofficier hierher beſcheiden; den vierten Löffel ſoll mir der ſaubere Gaſt gewiß nicht mitnehmen. Der Nadſiratel erſchien bald und begab ſich, ohne von dem Gaſte bemerkt worden zu ſein, in ein Nebenzimmer. Dieſe Maßregel machte den Wirth und die Kellner ſorglos: will er auch heute den Löffel mitnehmen, dachten ſie, ſo wird der Polizeioffizier ihm denſelben zu ſeinem Erſtaunen aus der Taſche ziehen. Die Kellner beobachteten den verdächtigen Gaſt faſt gar nicht, und auch heute war der Löffel verſchwunden, ohne daß Jemand geſehen, wo er hingekommen war. Man ſuchte überall und gab mit Mienen und Geberden dem Hochwohlgebornen Gaſte zu verſtehen, daß er ihn entwendet habe; aber mit Worten wagte keiner dieſes auszuſprechen. Der Gaſt that, als verſtünde er von dem Allen nichts. Als er bezahlt hatte und ſich an=

ſchickte fortzugehen, trat ihm der Wirth in den Weg und ſagte:

„Gnädiger Herr! ich bitte Sie ganz gehorſamſt, den Löffel heraus zu geben; thun Sie es nicht, ſo kommen Sie heute nicht aus meinem Hauſe! Sie haben allein bei Tiſche geſeſſen, und den Löffel, deſſen Sie ſich bedient, fehlt wie die andern drei, die Sie ohne Zweifel auch mitgenommen haben.... Ich ſage dieſes eigentlich nur deshalb, weil ich Menſchen in meinem Leben gekannt, die ohne es gerade zu wollen, Etwas der Art mitzunehmen pflegten. Vielleicht haben auch Sie die Löffel aus Verſehen eingeſteckt?“ —

„Du dummer Menſch! wie unterſtehſt Du Dich, mich ſo zu beleidigen? Ja, noch mehr, mich geradewegs des Diebſtahls zu beſchuldigen! Haſt Du vergeſſen, daß ich ein Edelmann und Cavalier bin und Du ein Bauer biſt?“ — „Daß Sie Edelmann und Cavalier ſind, will ich nicht in Abrede ſtellen,“ ſagte der Reſtaurateur, der anfing hitzig zu werden; „aber Sie gehen nicht eher aus meinem Hauſe, als bis Sie den Löffel, den Sie auch heute entwendet, herausgegeben haben.“ Es entſtand ein heftiger Streit zwiſchen beiden. Da trat der Polizeimann aus ſeinem Verſtecke und fragte, als ob er gar nicht wüßte, um was es ſich hier handelte, was vorgefallen ſei. Der Gaſt ſchien beim Auftreten des Polizeimannes nicht wenig beſtürzt; doch ſammelte er ſich bald wieder, ſtelz wie ein Cavalier ſeines Schlages. Der Wirth wandte ſich jetzt zum Nadſiratek, erzählte ihm

Alles, und verlangte, daß man den verdächtigen Gast polizeilich untersuche. Der Gast aber sagte zu dem Polizeimann: „fragen Sie doch den Restaurateur, ob er oder Einer seiner Leute gesehen, daß ich den Löffel wirklich eingesteckt habe.“ Jener legte nun dem Wirth die Fragen vor. — „Das haben wir nicht gesehen,“ antwortete dieser, „aber dennoch behaupte ich, daß der Herr den Löffel entwendet hat. Wo könnte er anders seyn, als bei ihm?“ Der Wirth bestand darauf, daß Se Hochwohlgeboren an höchstdero Person polizeilich untersucht würden. Der Edelmann aber sagte in stolzem Tone zum Polizeioffizier: „Warnen Sie den Mann; rathen Sie ihm, von seinem Vorhaben abzustehen; erinnern Sie ihn daran, daß ein Gesetz ihn zur Strafe verurtheilt, wenn er mich, einen Edelmann, auf einen ungegründeten Verdacht hin auf so schimpfliche Weise untersuchen läßt, und ich, wie es nicht anders sein kann, als nicht schuldig befunden werde.“ — „Allerdings,“ sagte der Polizeimann zum Wirth, „könnte Ihnen der frivole Spaß theuer zu stehen kommen! denn mir scheint selber, daß das Resultat der Untersuchung zu Sr Hochwohlgeboren Gunsten ausfallen wird; unmöglich kann ein Cavalier, der sich schuldig fühlt, eine so edle Sprache führen, daher nehmen Sie meinen Rath an und lassen Sie ab von Ihrem Vorhaben!“

Der Wirth aber war in solchen Feuereifer gerathen, daß er keiner Warnung Gehör gab; und wer konnte ihn tadeln? wo sollte der Löffel sein, wenn nicht bei

dem Gaste, der ihn ja allein bei Tische gebrauchte! Doch hatten die Kellner Befehl von ihrem Herrn erhalten, ehe der Act der Untersuchung vor sich ging, nochmals überall zu suchen, um ihn möglichenfalls zu finden; da aber einer nach dem andern herbeikam und mit Mienen und Geberden dem Wirth zu verstehen gab, daß der Löffel nirgends zu sehen sei, so sagte dieser mit noch mehr Hitze als vorhin: „Ich bestehe ein für alle Mal darauf, daß der Herr in meiner Gegenwart an seiner Person untersucht werde.“ Der Polizeimann wollte noch sprechen, aber der Restaurateur fiel ihm in die Rede und sagte: ich kenne dergleichen Schreckschüsse, die mich von meinem Vorhaben abbringen sollen! Auch kenne ich das Gesetz und die Strafe, die es verhängt, recht gut; allein es muß untersucht werden!“ Der Gast, mochte er wollen oder nicht, mußte sich fügen. Die drei Hauptpersonen begaben sich in ein Nebenzimmer, wo die Untersuchung vor sich ging. Die Taschen, die Strümpfe, alle Kleidungsstücke des Edelmannes wurden mehr als zehnmal um und um gekehrt und von allen Seiten befühlt, an den Stiefeln wurde gerüttelt und geschüttelt, der Restaurateur wurde bleich wie eine Leiche, denn es ließ sich kein Löffel sehen. Endlich bemerkte er, daß der Gast eine Perücke auf hatte; der Löffel konnte krumm gebogen und darunter versteckt sein; er machte den Nadsiratel darauf aufmerksam. Dieser forderte den Edelmann auf, die Perücke abzunehmen. Das geschah und es zeigte sich etwas

Glänzendes, aber es war kein silberner Löffel, sondern nur ein kahler Schädel. Der Restaurateur wurde noch bleicher.

„Nun, gegessen hat der Herr den Löffel doch auch nicht, da er nicht von Brot, sondern von Silber war," sagte endlich der Nadstratel zum Restaurateur. „Ist Ihre Hitze nun gekühlt?" fügte er hinzu. „Ich gebe Ihnen jetzt den besten Rath, den Ihnen ein Mensch geben kann," fuhr er fort: „finden Sie sich mit dem so schwer beleidigten Herrn in Güte ab, aufdaß es nicht zur Klage komme."

Der Edelmann war mit dem Vorschlag zufrieden und der Wirth konnte Gott danken, daß er es war. Sie versöhnten sich also Beide, d. h. der Restaurateur gab dem Cavalier eine Summe, für die er mehr als 50 silberne Löffel hätte kaufen können. Jener empfing sein Geld und zog ab. Dem Wirth war es, als sei er aus einem schrecklichen Traume erwacht. Er bot dem Polizeioffizier auch ein Trinkgeld (na wodku) an, damit er von dem Vorfall schweigen möchte, und der Leser darf voraussetzen, daß dieser es nicht ausschlug.

Aber um des Himmels willen, wo sind die Löffel hingekommen, da wir sie nirgends finden können, nicht in der Restauration, nicht bei dem verdächtigen Gaste? Das werden wir bald erfahren!

Am andern Tage erschien derselbe Herr wieder und verlangte zu Mittag zu speisen. „Daß sich der gütige Gott erbarme! Ghospodi pomilui!" sagte einer der

Kellner, als er den unheimlichen Gast sah, „wenn das so fort geht, speis't er uns alle Löffel auf.“ Mit Angst und Schrecken lief er zum Wirth, ihm das abermalige Erscheinen des gefährlichen Mannes zu melden. „Ghoſſpodi pomilui!“ rief auch der Wirth aus und bekreuzte sich. Er sah den Edelmann für einen Hexenmeister an. Der russische Bauer und Bürger glaubt noch an dergleichen. Er faßte sich indeß ein Herz, ging zum Gast und sagte: „Hochwohlgeborner Herr, erbarmen Sie sich meiner! erzeigen Sie mir die Gnade, ferner nicht mehr hieher zu kommen, um Ihr Geld bei mir zu verzehren. Schenken Sie doch einem andern Restaurateur die Ehre Ihres hohen Besuches! darum bitte ich Sie ganz gehorsamst!“

„Du bist ein seltsamer Tracteur!“ sagte der Gast, „andere Leute bitten ihre Gäste, doch recht bald wieder, und recht oft zu kommen!“ — „Ich bin nun einmal ein so seltsamer Kauz, der nicht alle Hochwohlgebornen Gäste gern in seinem Hause sieht, selbst dann nicht, wenn sie viel verzehren und gleich baar bezahlen. Also muß ich meine gehorsamste Bitte wiederholen: kommen Sie nicht mehr in mein Haus, Ihr Geld bei mir zu verzehren, ich bitte, bitte gehorsamst!“ — „Nun wohl!“ versetzte der Gast, „ich will Dir die Bitte gewähren, ich werde nie wieder kommen; Leuten, die in Güte mit mir reden, thue ich gern Gefälligkeiten!“ Er sprach's, ging und hielt sein Wort.

Nach einigen Monaten, als man die Möbel in der

Gaſtſtube mit friſchen Stoffen überzog, fand man die Löffel unter dem Sophapolſter, das ſo gemacht war, daß man es leicht aufheben konnte. Früher dachte man nicht an dieſe Einrichtung des Sophas, ſonſt hätten die Kellner, die überall ſuchten, das Polſter aufgehoben und die ſo liſtig verſteckten Löffel gefunden. Jetzt wurden Verſuche angeſtellt und man fand, daß ſich ganz leicht ein Löffel nach dem andern darunter ſchieben ließ. Dem liſtigen Betrüger war es gar nicht um ein paar ſilberne Löffel zu thun! er hatte ein anderes Ziel vor Augen, das er denn auch vollkommen erreichte.

Es iſt noch nicht lange her, daß ein Kaufmann in Moskau, der unter Anderm mit Juwelen handelte, in dieſelbe Falle ging. Ihm wurde ein Brillantring von großem Werthe in ſeinem Laden und in ſeiner Gegenwart entwendet, und der ſonſt ſo kaltblütige und erfahrene Mann ließ ſich verleiten, eine polizeiliche Unterſuchung an der Perſon eines Oberſt vornehmen zu laſſen, weil er die mathematiſche Gewißheit zu haben meinte, der Mann habe den Ring zu ſich geſteckt.

Er hatte aber ein gleiches Loos mit jenem Reſtaurateur, nur mit dem Unterſchiede, daß ihm der Spaß mehr koſtete, als ein halbes tauſend ſilberne Löffel werth ſind.

VI. Auch eine Gewaltthätigkeit.

Bekanntlich iſt in Rußland das Tabakrauchen auf offener Straße verboten. Nur dem General-Stab-Doctor von der Flotte, Wirklichen Staatsrath, Hrn. v. H. war das Rauchen auf der Straße von Allerhöchſter Seite geſtattet, weil der Doctor ohne ſeine Cigarre keine Stunde leben konnte. Indeß wird dies Verbot nicht ſo ſtrenge beobachtet, als es vorgeſchrieben iſt. In St. Petersburg und beſonders in den Provinzen ſind mir nicht Wenige begegnet, die mit ihrem Glühſtengel im Munde ganz ſorglos daher kamen. Es pflegt hiermit zu gehen, wie mit allem andern in der Welt. Wer etwas gilt, der kann ſich auch etwas erlauben. Sieht die Polizei Jemanden, der ein Amt im Dienſte des Staates bekleidet, oder Einen, welcher der vornehmen Welt angehört, ſo drückt ſie gern ein Auge zu und ſagt allenfalls: „Mein Herr, das Rauchen iſt hier verboten, wollen Sie ſich daher keinen Unannehmlichkeiten ausſetzen, ſo ſtecken ſie ihre Cigarre ein.“ Damit ſei aber nicht geſagt, daß die ruſſiſche Polizei ſich immer ſo gütig benimmt. Es giebt unter dieſen ruſſiſchen Leuten mehr habſüchtige und hochmüthige Menſchen, als wahrhaft gebildete. Begegnet ein Raucher den erſtern, ſo kommt er nicht ſo gnädig davon.

Einmal ging ich zu St. Petersburg über den Newskiſchen Proſpect, es kamen ein paar ausländiſche Schiffer daher, von denen jeder einen Cigarrenſtummel im Munde

hatte, an dem jedoch keine Spur von Feuer zu sehen war.

„Warum rauchen Sie, da Sie doch wol wissen, daß es hier verboten ist?“ fragte sie ein Nadsiratel. Die Schiffer nahmen mit ihrem ihnen eigenthümlichen Phlegma den Stummel aus dem Munde und sagten, daß sie nicht russisch sondern nur englisch und deutsch verstünden. Der Polizeimann verstand gegen alle Erwartung ein wenig englisch und erklärte ihnen das Ding im englischen. „Die Cigarren brennen ja nicht!“ antworteten die Schiffer, indem sie, wahrscheinlich um den Polizeimann desto deutlicher von der Wahrheit ihrer Aussage zu überzeugen, den Stummel wieder in den Mund steckten. „Was! Ihr wollt mich noch zum Narren haben? Sie müssen sogleich mit auf die Polizei gehen!“ versetzte der Nadsiratel. Wollten die Fremdlinge nicht Gefahr laufen, durch die Budotschnike fortgeführt zu werden, so mußten sie sich gutwillig fügen.

Zufälligerweise begegnete ich am andern Tage einem dieser Schiffer und ich konnte nicht umhin, ihn zu fragen, wie die Sache abgelaufen sei. „God dam!“ sagte er, „als man uns auf dem Stadttheil (in einem Polizeidistricte) mit allerlei Schreckschüssen zu ängstigen versucht hatte, erklärte der Quartaloffizier, daß wir diesmal, weil es das erstemal sei, mit einer Strafe von 5 Rubel Silber für den Mann davon kämen; aber wir sollten uns sehr in Acht nehmen, nicht zum zweitenmale ertappt zu werden, da es uns dann viel schlimmer gehen würde.

Als wir das Strafgeld erlegt hatten, bemerkte ein Anderer, wir sollten Gott danken, daß wir Fremde wären, indem ein Einheimischer in diesem Falle das Vergehen nicht nur mit einer Geldbuße, sondern auch noch mit 25 Stockprügel zu büßen hätte.

„Hier zu Lande behandelt man Einen schlimmer, als St. Bartholomäus behandelt worden ist," sagte der Schiffer und ging seines Weges.

Schlußwort.

Beim Rückblick auf Alles, was wir nun erzählt und worüber wir unsere Meinung ausgesprochen haben, sehen wir, daß dieses gerade nicht zum Vortheil des russischen Volkes ausgefallen ist. Es konnte dies aber auch nicht anders ausfallen, wenn wir unsere Meinung über Alles, was wir während der Reihe von Jahren, die wir in Rußland verlebt, daselbst gesehen und erfahren, unparteiisch aussprechen sollten. Aber wir können dem Leser versichern, daß wir das eigentliche russische Volk ganz besonders lieb gewonnen haben. Von allen Völkern, die wir in ihren Ländern kennen gelernt, fanden wir, nach unserer Ueberzeugung, keins, dessen Gemüth dem Grundzuge nach, so gut und theilnehmend an dem Leiden seines Nebenmenschen ist, als eben das des russischen Volkes. Seine Gastfreundschaft übersteigt die Begriffe Aller, welche Rußland nur aus Büchern kennen gelernt haben, denn sie ist unbeschreiblich, und man wird sich in ganz Europa vergeblich nach einem Volke

umsehen, unter welchem diese schöne Tugend so allgemein ist und in dem Maße geübt wird, als in Rußland. Man hat zwar schon die Frage aufgeworfen, ob diese Tugend des gemeinen Russen wohl die Probe halten würde, wenn Alles, was er besitzt, sein Eigenthum und nicht das des Leibherrn wäre. Diese Frage kann man unbedingt mit Ja! beantworten. Der Mensch in seinem rohen Naturzustande findet seine Glückseligkeit nur in der angenehmen Befriedigung seiner physischen Bedürfnisse, und wenn wir sehen, wie der gemeine Russe nicht nur seine Hütte, sein Salz und Brot, sondern auch seine Leckerspeise, nach welcher ihm selbst der Mund wässert, einem fremden Gaste mittheilt und sich freut, wenn es diesem wohl schmeckt, so sieht man daraus, daß die Gastfreundschaft eine ihm angeborene Tugend ist, weshalb sie auch in allen Classen der russischen Gesellschaft verhältnißmäßig in gleichem Maße geübt wird. Das russische Volk ist von der Natur mit so großen Fähigkeiten ausgestattet, daß es der höchsten Civilisation fähig ist. Alle grellen Ausbrüche und schlimmen Eigenschaften dieses Volkes sind größtentheils nur eine Folge der Knechtschaft, in der es seit vielen Jahrhunderten schmachtet. Kaum war es von dem eben so schmählichen als drückenden Joche der wilden Mongolen befreit, so wurde es von seinem Zaaren, einem schrecklichen Tyrannen, Iwan dem „Grausamen," beherrscht, und von dessen Nachfolgern zu eigentlichen Sklaven gemacht. Wie ganz anders stünde es um dieses Volk, wenn es

nicht von den Mongolen auf der Bahn des Ruhmes und der Cultur, auf welche es durch seine großen Herrscher Wladimir I. und Jaroslaw I. gelangte, im Fortschreiten gehemmt worden wäre!

Dieses Volk wird ewig in der Weltgeschichte als warnendes Beispiel dastehen, in welches namenlose Unglück eine große und mächtige Nation durch Uneinigkeit und Streitigkeiten unter sich selbst auf Jahrhunderte gerathen, ja, sogar darin untergehen kann!

Wladimir I., von den Russen der „Apostelgleiche" genannt, wurde vom Tode überrascht (1015), ehe er die Thronfolge genau bestimmt hatte. Seine eilf oder zwölf Söhne theilten sich darauf in die Herrschaft des Reiches und so entstanden die vielen Fürstenthümer in Rußland. Diese Theilfürsten stritten nun mit einander um die Oberherrschaft oder Großfürstenwürde, und wurden so Ursache der innern Zwiste und Bruderkriege, die sich immer erneuerten und länger als drei Jahrhunderte hindurch währten. Die Spaltungen und die innere Schwäche des Reiches machten sich die Mongolen zu Nutze, drangen in Rußland ein und überfielen einen Theil der streitenden Parteien, was der andere Theil nicht nur ruhig geschehen ließ, sondern sich darüber freuete, ja, dabei sogar zum Verräther an seinen eigenen Brüdern wurde. Aber es währte nicht lange, so hatten die Mongolen auch alle übrigen Theilfürsten, folglich das ganze russische Land unterjocht. Sie mußten Tribut entrichten und ihren stolzen Nacken vor ihrem Ueberwinder,

dem Groß-Chan der wilden Horde, beugen. Zu spät suchten sich die thörichten Theilfürsten zu versöhnen, um mit vereinten Kräften den furchtbaren Feind des Vaterlandes wieder zu vertreiben. Zwei Schlachten, die sie verloren, entschieden für das schmähliche und unbeschreiblich drückende Joch, in welchem das russische Volk länger als zwei Jahrhunderte schmachten mußte. Aber selbst in dieser tiefen Erniedrigung haßten und bekämpften sich die Theilfürsten noch immer unter einander, und manchmal rief der schwächere Theil die Mongolen zu Hilfe, die sich dann auch sogleich dazu bereit zeigten, in großen Schaaren aufbrachen, um das ohnehin zerrüttete Land noch mehr zu verheeren. Sehr oft riefen die streitenden Thoren den Groß-Chan zum Richter ihrer Zwiste an, und dieser sprach dann nicht selten in seiner hohen Weisheit das Todesurtheil über den Einen oder den Andern, und so mußten mehrere regierende russische Fürsten den Tod durch Henkershand sterben. Mit schmerzlichem Gefühl beschreibt Karamsin, der berühmteste, freisinnigste und offenherzigste Geschichtschreiber der Russen, die damaligen Zustände seines Vaterlandes. Die Unterjochung durch die Mongolen war die tiefste Erniedrigung der Russen. Wo blieb damals der Nationalstolz der Männer des Ruhmes, wie sie sich mit dem Worte „Slawen" zu nennen pflegen? Sie setzten ihn bei Seite und bestrebten sich, in den niedrigen Kunstgriffen der Sklaverei Fortschritte zu machen, um dadurch die ihnen mangelnde Kraft zu ersetzen. Sie gefielen sich

Leider zu oft in allerlei Kniffen und Ränken, um ihre Unterdrücker, die Barbaren zu betrügen, und durch diese Uebung gelangten sie dahin, sich selbst unter einander zu täuschen und zu betrügen. Die Russen wurden empfindungslos für Unrecht und Schande, äußert Karamsin und meint, daß der russische Charakter noch in unserm Jahrhundert Flecken zeige, mit denen ihn die Mongolische Barbarei beschmutzt habe. So viel ist gewiß, daß die damals schon aufgegangenen Keime der Cultur gänzlich erstickt wurden, und daß die Unabhängigkeit des russischen Charakters dem Knechtssinne weichen mußte, der das russische Volk noch heutzutage umfangen hält. Iwan III., Großfürst von Moskau, der im Jahr 1462 den Thron bestieg, gelang es endlich, die Mongolen und Tataren wieder aus Rußland zu vertreiben, und alle Fürstenthümer des Reiches unter Ein Scepter zu vereinigen. Um den immer wieder herein dringenden Tataren mit großer Macht begegnen zu können, schuf Iwan III. das bekannte Militairsystem, auf Grund dessen selbst die ärmern Edelleute dem Kriegsheere des Zaaren eine verhältnißmäßige Anzahl Bewaffneter, welche sie in Kriegszeiten selbst anzuführen hatten, liefern mußten. Dafür schenkte ihnen der Zaar große Strecken Landes. Auch unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers, Iwan's des „Grausamen," brachen die Tataren immer wieder in Rußland ein und eroberten auch wieder Moskau, das sie schrecklich verheerten; aber sie konnten sich nicht lange halten und wurden jedesmal mit großem

Verluste aus dem Lande vertrieben, und am Ende gar, mit Ausnahme der Krimm'schen Tataren, selber unterjocht. Aber die Kriege mit den Polen, Schweden und Liefländern währten immer fort, und so blieben die Tataren der Krimm, die erst zwei Jahrhunderte später von Katharina II. unterworfen wurden, den Russen eine furchtbare und stets drohende Macht. Daher suchte Boris Godunów, der nach Iwan's des „Grausamen" Tode zuerst als eigenmächtiger Minister Fjedor's I. und nach dessen Tode als erwählter Zaar Rußland mehrere Jahre beherrschte, jenem Militairsystem eine noch umfangsreichere und festere Grundlage zu geben. Jenes alte Gesetz, kraft dessen der russische Bauer zwar persönlich frei war, aber nie im Besitze übertragbaren Eigenthums sein durfte, ist gewiß eben so sehr, als die Unterjochung durch die Mongolen, Ursache an dem großen Elend, in welchem sich der gemeine Russe noch heutzutage befindet, und dem Knechtssinn, der ihn noch immer umfangen hält: denn durch dieses Gesetz waren die Massen des Volkes, die Bauern, angewiesen, bei den privilegirten Grundbesitzern Frohndienste zu thun, wobei sie von diesen hart gedrückt wurden, weßhalb sie dann bald bei dem einen und bald bei dem andern der Grundherren ihr Heil versuchten; durch dieses Umherirren im Lande aber geriethen sie stets in Mangel und Noth, was die Edelleute sich wieder zu Nutze machten, indem sie, theils durch die wirklich erzeigten Wohlthaten und theils durch bloße Versprechungen Tausende von freien

Leuten veranlaßten, ſich ihnen contractmäßig auf eine beſtimmte Anzahl von Jahren als leibeigen zu verſchreiben. Viele tauſend Andere ließen ſich indeß durch Verſprechungen nicht verleiten, noch nahmen ſie Wohlthaten an, die man ihnen auf Koſten ihrer perſönlichen Freiheit ſpenden wollte, ſie frohndeten lieber im Tagelohn, da ſie aber von den Edelleuten immer ſchlechter und ſchlechter behandelt wurden, ſo war ihre Exiſtenz bei weitem elender, als die der Leibeigenen. Um dieſem großen Elende der freien Leute mit einem Male ein Ende zu machen, wie er kund und zu wiſſen that, erließ Boris Godunów jene berüchtigten Ukaſe, wie wir ſie Seite 253 geſehen. Sein eigentlicher Zweck aber, den er dadurch erreichte, war: die Edelleute, namentlich die ärmern, in den Stand zu ſetzen, ihre Pflicht, hinſichtlich der bewaffneten Mannſchaft, mit der ſie in Kriegszeiten zum Heere des Zaaren ſtoßen mußten, deſto beſſer zu erfüllen. So hatte die Ausübung dieſer deſpotiſchen Maßregel doch wenigſtens einen Schein von Rechtfertigung. Dieſen Schein der Rechtfertigung konnte ſich Katharina II. nicht einmal geben, als ſie auf dieſelbe gewaltthätige Art die Leibeigenſchaft in der Ukraine unter den bisher perſönlich freigebliebenen Koſaken einführte, und noch weniger konnte Eliſabeth, welche eigentlich den Anfang hiervon machte, indem ſie gegen 50000 freie Kleinrußländer ihrem Günſtling ſchenkte, ſich dieſen Schein geben.

Wir haben oft gesagt, daß der gemeine Russe faul, träge, eigensinnig und ein Feind des Fortschritts sei. Aber ist das ein Wunder? Wie kann der mächtige Sporn des Wetteifers, die Ursache der Vervollkommnung und des Fortschrittes in der Cultur, auf einen Menschen wirken, der mit Weib und Kind, mit Enkel und mit Allem, was er besitzt, und was er während seines ganzen Lebens mit Fleiß und Mühe erwirbt, einem Andern gehört? Wie kann er Lust und Liebe zum Ackerbau, zu dieser einförmigen und schweren Arbeit haben, da von dem Grund und Boden, den er sein ganzes Lebenlang bebauen muß, nie eine Spanne lang sein Eigenthum werden kann? Wie groß und herrlich würde dieses Volk im andern Falle dastehen, das in seiner schmählichen Knechtschaft noch immer gastfreundlich, mitleidig gegen jeden Unglücklichen, dienstfertig, fröhlich und tapfer ist und dabei sein Vaterland wie seinen Fürsten über Alles liebt! Aber warum schafft der Zaar und Selbstherrscher aller Reußen die Leibeigenschaft nicht ab, da sie die größte Feindinn der Cultur ist, die sein armes Volk noch immer in der tiefen Versunkenheit erhalten wird? das ist eine Frage, mit der sich das ganze civilisirte Europa beschäftigt, und welche von den neusten Liberalen damit beantwortet wird, daß der Autokrat sich viel zu sehr in seinem Despotismus gefalle, als daß er Lust haben könnte, das gewaltige Uebel aus der Wurzel zu reißen. Das könnte man wohl von allen Zaaren des 17. und 18. Jahrhunderts, vielleicht mit

Ausnahme Peters III., sagen, aber gewiß nicht von Alexander I. und Nikolai I. Keinem Menschen auf der Welt liegt das wahre Wohl des russischen Volkes mehr am Herzen, als dem Kaiser Nikolai, und kein Mensch weiß besser, als er, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft in unserm Zeitalter eine Nothwendigkeit geworden ist, die man nicht mehr lange umgehen kann. Es ist dies aber eine Aufgabe, deren Lösung vielleicht die schwierigste unseres Jahrhunderts ist. Alle Zaaren und Zaarinnen von Peter dem Großen bis zu Paul I. haben durch ihre Gesetze zur Lösung dieser Aufgabe nicht nur nichts beigetragen, sondern dieselbe noch mehr verwickelt. Allen diesen Selbstherrschern, mit Ausnahme Peters I. und Katharina II., fehlten auch die Eigenschaften, dieses große Werk seiner Lösung nahe zu bringen. Zur Vollendung desselben ist eine Vorbereitung nothwendig, die mehr als ein Menschenalter ausfüllt. Daher mußte auch das große Unternehmen Alexander I., der sich besonders durch den Act der Emancipation der Leibeigenen verewigen wollte, fehlschlagen, und eben deshalb, weil bis zu seiner Thronbesteigung noch keine Vorbereitung dazu getroffen war. Alexander kannte, es konnte nicht anders sein, das Schwierige und Gefährliche seiner Unternehmung recht gut, denn er war von edeln, freisinnigen und scharfsichtigen Männern umgeben, welche das Uebel der Leibeigenschaft und Alles, was seit Jahrhunderten damit verflochten ist, in seinen tiefsten Tiefen durchschaut hatten. Manche von diesen

ſpiegelten ihrem edeln und freiſinnigen Zaaren das Unmögliche des Gelingens wie auch das Gefährliche ſeines Unternehmens vor und zwar aus Gründen, wie wir ſie ſchon hie und da in unſern Erzählungen geſehen haben. Trotz dem machte der junge, von ſeiner hohen herrlichen Idee begeiſterte Monarch den Verſuch. Mit der Aufhebung der Leibeigenſchaft in den Oſtſeeprovinzen ging es zwar langſam, aber gut, und das rührte daher, weil der Adel hier bereitwillig auf den Plan des edeln und liberalen Monarchen eingegangen war. Nicht ſo bereitwillig kam ihm der Adel in dem eigentlichen Moskowitenlande entgegen, er ſtieß hier vielmehr auf den heftigſten Widerſtand, und bald ſchien ihm, als thäte ſich ein Abgrund, vor ihm auf der ihn mit Millionen andern zu verſchlingen drohte. Da Energie und Ausdauer zu den glänzenden Eigenſchaften Alexanders I. nicht gehörten, ſo verlor er den Muth, und ſein Eifer für das begonnene hohe Werk erkaltete für immer. Das Reſultat dieſer Unternehmung iſt klein zu nennen, denn während der vier und zwanzigjährigen Regierung des Kaiſers Alexander erhielten vielleicht nicht mehr als vier und zwanzig Tauſend Leibeigene ihre Freiheit und zwar größtentheils nur durch ſolche Edelleute, die aus Liebe zu ihrem freiſinnigen Zaaren oder um ſich ihm bemerkbar zu machen, dieſes Opfer aus der Fülle ihrer armen Seelen brachten. —

In Eſthland und Kurland war die Leibeigenſchaft ſchon aufgehoben, als die Abgeordneten des liefländiſchen Adels

im Jahre 1819 beim Kaiſer Alexander erſchienen, um den weſentlichſten Theil der Maßregel, welche der Adel auch zur Abſchaffung der Leibeigenſchaft in Liefland getroffen, Sr Majeſtät zur Prüfung vorzulegen. Die Worte, welche Alexander bei dieſer Gelegenheit zu den Deputirten ſprach, ſind ſehr bezeichnend für die hohe herrliche Geſinnung dieſes vortrefflichen Monarchen, ſie lauten alſo: „Ich freue mich überaus, daß der Liefländiſche Adel meine Erwartung erfüllt hat. Sie haben ein Beiſpiel gegeben, welches Nachahmung verdient. Sie haben in dem Geiſte unſeres Jahrhunderts gehandelt und eingeſehen, daß nur die liberalen Prinzipien das Glück der Völker begründen können.“

Da nun dieſer freiſinnige Autokrat, der ſich vor dem civiliſirten Europa ſchämte, ſein Land ſo weit hinter unſerm Jahrhundert zurück zu wiſſen, und der ſich durch den großen Act der Emancipation der Leibeigenen ganz beſonders zu verewigen dachte, das Befreiungswerk nicht zu Stande brachte, ſo läßt ſich leicht daraus erklären, daß die Löſung dieſer Aufgabe ganz ungeheuer ſchwer ſein muß.

Wenn man bedenkt, wie die Deutſchen, die gelehrteſten und aufgeklärteſten aller Nationen, ſich bei dem Entwurf der Regelung der Grundrechte die Köpfe zerbrachen und wie ſie bei der Ausführung des Werkes überall auf nicht zu beſeitigende Hinderniſſe ſtießen: ſo läßt ſich darnach ermeſſen, wie ſchwer die Abſchaffung

der Leibeigenschaft in einem Lande sein muß, wo der Mensch, der Bauer, seit Jahrhunderten zur Hypothek geworden ist.

Alexander I. hat die Abschaffung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen zu Stande gebracht, in dem eigentlichen Moskowitenlande aber vermochte er es nicht, und hat hier zur Vorbereitung des großen Werkes so viel wie nichts gethan, denn die Befreiung der oben erwähnten 24,000 Menschen geschah nur durch solche Edelleute, welche dadurch die Aufmerksamkeit ihres Zaaren auf sich ziehen wollten; die Allerwenigsten haben Lust, auf solche Weise ihr Eigenthum zum Opfer zu bringen; auch ist die Zahl 24,000 gegen 40 Millionen so klein, daß sie gar nicht in Betracht gezogen werden kann.

Gegenwärtig verlangen nun diese vielen Millionen Menschen von ihrem Zaaren, dem Kaiser Nikolai, die Wohlthaten der Civilisation. Welch ein hoher Beruf! Und das ganze aufgeklärte Europa will, daß Nikolai die Leibeigenschaft aufhebe, ohne zu berücksichtigen, daß alle seine kaiserlichen Vorfahren zur Vorbereitung dieses großen Werkes nichts gethan, und daß diese schwere Lösung sich nun einmal nicht aus dem Stegreif machen läßt.

Wir haben schon Seite 21 der Gerüchte erwähnt, die vor ungefähr eilf Jahren zu St. Petersburg in Umlauf waren, laut deren Kaiser Nikolai die Aufhebung der Leibeigenschaft unter jeder Bedingung beschlossen habe. Aus verschiedenen Aeußerungen dieses consequenten Mo-

narchen gegen einige der höchsten Würdenträger, wie auch aus mehreren Maßregeln, die er getroffen hatte, ging hervor, daß jene Gerüchte nicht alles Grundes entbehrten. Warum das Werk trotzdem nicht zu Stande kam, das erkläre derjenige, der den vertrautesten Blick in das Räderwerk der russischen Staatsmaschine gethan hat. An gutem Willen und Energie fehlt es diesem Kaiser nicht, und es ist gewiß, daß noch kein Zaar seit Michail Romanow bis zum Tode Alexanders auf dem russischen Throne war, der alle Eigenschaften, welche zur Lösung dieser riesigen Aufgabe erforderlich sind, in sich so vereinigt hätte, wie Kaiser Nikolai.

Das Ungestüm seines Geistes und die Sucht, von Allem, was er säete und pflanzte, auch sofort die Früchte zu genießen, würde Peter den Ersten, wenn er es gewollt und wenn er auch ein Jahrhundert später gelebt hätte, unfähig gemacht haben, dieses Werk, das viel Geduld und Vorbereitung erfordert, mit gutem Erfolg zu vollbringen. Der genialen, ruhmbegierigen Catharina II. fehlte es an Aufrichtigkeit und an wahrhafter Liebe zu ihrem eigentlichen Volke; sie bestrebte sich nur, dem aufgeklärten Europa die glänzendste Meinung von ihrer liberalen Regierung beizubringen, ohne selber liberal zu sein. Daher waren auch ihre in Westeuropa so großes Aufsehen erregenden Anstalten, die sie getroffen, um das Dunkele und Unvollkommene in dem Codex der russischen Nationalgesetze zu erklären und zu verbessern, ohne allen Erfolg. Alexander I. war ein Mann von

tiefem Gefühl, Wohlwollen und aufrichtiger Liebe zu seinem Volke; aber er träumte gern allerlei schöne Träume und dabei gebrach es ihm an Energie des Willens und an Ausdauer bei seinen Unternehmungen. Kaiser Nikolai dagegen ist der Mann, den die Vorsehung mit so vielen und großen Herrschereigenschaften ausgestattet hat, daß man im ersten und zweiten Jahrzehend seiner Regierung glauben konnte, er sei zur Lösung jener riesigen Aufgabe berufen, und wer weiß, um wie viel er jetzt schon diesem großen Ziele näher gerückt wäre, hätten ihm die unseligen Ereignisse des Jahres 1848 nicht Stillstand geboten! Man kann sich erst dann einen Begriff von den Regentenfähigkeiten dieses Mannes machen, wenn man bedenkt, daß er in ein paar Jahren mehr Ordnung in das Chaos der russischen Gesetze brachte, als alle seine vierzehn Vorfahren vom ersten Romänow an gerechnet in zwei Jahrhunderten vermochten. Und in so fern nennen die Schmeichler und Höflinge diesen Kaiser nicht ohne Grund: „Nikolai den Großen.“ Seine Gesetze, mit Ausnahme der Strafgesetze, die für unser Zeitalter zu grausam sind, wären für Rußland, gemäß den Zuständen, in denen sich sein Volk befindet, ganz vortrefflich zu nennen, wenn sie nur von den habgierigen Staatsdienern gewissenhaft gehandhabt würden. Und was die Gesetze, die Leibeigenschaft betreffend, angeht, so müssen dieselben nun einmal, so lange das Grundübel nicht vertilgt ist, bestehen. Aber auch diese Gesetze hat Nikolai zum

Wohl der armen Bauern überaus viel verbessert und durch neue, die er gegeben, hat er die Tyrannei der Grundherren gebrochen. Die Verderbtheit und Bestechlichkeit des russischen Beamtenthums sind gewiß mit Ursache, daß er die furchtbaren Strafgesetze nicht mehr gemildert hat. Wir haben nun den gemeinen Russen so ziemlich kennen gelernt, haben gesehen, daß die Existenz des Bauern, der keinen Grundbesitzer zum Herrn hat, in mancher Beziehung noch elender ist, als die des Leibeigenen, woran allerdings die alte schlechte Verfassung und die natürliche Beschaffenheit des Riesenlandes schuld ist. Da dieses aber nun einmal nicht anders ist, so muß er zur Civilisation reif gemacht werden, eine Vorbereitung, welche selbst unter der Regierung eines Nikolai viele, viele Jahre erfordert. Der unumschränkte Monarch könnte mittelst eines einzigen Federzuges die Leibeigenschaft aufheben. Aber was würde das, wie jetzt noch die Zustände seines Landes und Volkes beschaffen sind, für Folgen haben! Wir schließen mit den Aeußerungen freisinniger, edler und scharfsichtiger Männer, welche Worte der berühmte J. H. Schnitzler in zwei Punkte zusammengefaßt hat: „Was sollte Rußland heutzutage nach Aufhebung der Sklaverei mit seinen 45 Millionen Leibeigenen anfangen, die erblos, capitallos, landlos und ohne Werkzeug zur Arbeit dastünden, die an Sorglosigkeit und jene Sicherheit, welche die Sklaverei gewährt, gewöhnt sind, was sollte Rußland mit ihnen anfangen, wenn sie plötzlich der Unabhängigkeit,

d. h. dem Elend, Preis gegeben worden wären? Die Freigelaſſenen würden der Gefahr ausgeſetzt ſein, auf dem nackten Boden wie Wolfsheerden auf dem Schnee herumzuſtreifen, ohne zu wiſſen, wo und wie ſie ihren Aufenthalt finden ſollten!" —

Wir werden in einem andern Werke verſuchen, tiefer in dieſe Sache einzugehen.

Züge aus dem Leben des ruſſiſchen Generaliſſimus, Fürſten Italiſßky, Grafen Suwórow Rymnikßky.

Aus einem ruſſiſchen Manuſcript.

Wir haben dieſe Züge der Handſchrift des ruſſiſchen Sergenten, Jwan Sergéi entlehnt, der 16 Jahre ununterbrochen in Suwórow's (Suwaroff's) häuslichem Dienſte geſtanden und im vorigen Jahrzehend zu St. Petersburg geſtorben iſt.

Dieſer eines Suwórow's würdige Biograph verſtand ohne Zweifel beſſer mit dem Säbel, als mit der Feder umzugehen. — Aber um deſto treuer und einfacher zeichnete er das Gemälde von ſeinem Herrn der Nachwelt auf. Er trug die Gewohnheiten Suwórow's, wie er ſie tagtäglich ſah, in ſein Heft ein, das man nach ſeinem Tode vorfand.

Bei der Ueberſetzung war uns, als ſähen wir mit leiblichen Augen das Thun und Weſen des im Kampfe furchtbaren und im Privatleben ſo ſeltſam komiſchen

Helden, und als lauschten wir mit leiblichen Ohren seinen drastischen und trivialen Ausdrücken.

Wir haben nur hie und da, aber mit der größten Vorsicht, die Feile an das Werk des Kammerdieners gelegt, aus Furcht über dem Style den Mann zu verlieren, den er charakterisirt.

Immer um 12 Uhr in der Nacht begann Suwórow sein Tagewerk; in Kriegs- oder andern für den Staat wichtigen Zeiten stand er noch früher auf, und da er sich dies zur Gewohnheit gemacht hatte, die niemals eine Ausnahme duldete, so hatte er seinen Kammerdienern den Befehl gegeben, der also lautete: „Im Fall Suworow um 12 Uhr in der Nacht nicht aufstehen will, so faßt ihn beim Fuß und zieht ihn mit Gewalt von seinem Lager.“ Suworow's Bett war ein ziemlich hohes Heu- oder Strohlager; seine Decke bestand aus einem feinen Leintuch. Gleich nach dem Aufstehen ging Suworow eine volle Stunde förmlich nackt und tactmäßig in seinem Zimmer umher (war er im Lager, so geschah dies in seinem Zelte), und lernte laut: türkische, tatarische und koreliſche Wörter auswendig. Um sich in der koreliſchen Sprache recht zu üben, hatte er immer einige Korelen seine Leibeigene bei sich (die Korelen sind ein Stamm der Finnen). Wenn Suworow seine Lection gelernt hatte, wusch er sich. Gewöhnliches Waschgeräthe hielt er nicht, zwei Eimer Wasser und ein großes messingenes Becken wurde in sein Zimmer gebracht, und in Zeit von einer

Halben Stunde hatte er sich den größten Theil dieses Wassers in's Gesicht geplätschert, das noch übrige ließ er sich sodann auf die Schultern also gießen, daß es über seine ausgestreckten Arme an den Ellenbogen zur Erde träufelte. Diese Art sich zu waschen, sagte er, sei für die Augen wie für den ganzen Körper sehr wohlthätig.

Es war gewöhnlich zwei Uhr nach Mitternacht, wenn Suworow mit Waschen fertig wurde, und in dieser Zeit trat der Koch ein, den Thee zu bereiten. Von Niemand anderm wollte er den Thee gekocht haben, und es mußte dies in Suwórows Gegenwart geschehen. Hatte der Koch eine halbe Tasse eingeschenkt, so kostete Suwórow den Thee, ob er nicht zu stark oder zu schwach sei. Er trank keinen andern, als vom besten chinesischen schwarzen Thee, und er mußte, ehe er abgebrühet wurde, gut gesiebt werden, damit das Feine, welches Suwórow „Staub" nannte, nicht in die Kanne kommen konnte, sonst sagte er: „der Thee ist verdorben!" — Er trank in der Regel nur zwei Tassen, und niemals aß er Etwas dabei. In den gebotenen Fasten *) trank er ihn ohne Rahm. Beim Theetrinken schrieb Suworow auf, was er in jener Stunde gelernt hatte, und gab

*) Bekanntlich hat der Russe vier Perioden der Fasten im Jahre, die der gemeine Mann streng beobachtet. Auch die Mittwochen und Freitage des ganzes Jahres gehören dazu.

ſich auch ſeine Lektion für die künftige Lehrſtunde auf. Nach dem Thee fragte er den Koch: „Was werden die Gäſte heute zu Mittag eſſen?“ Der Koch ſagte ihm das. „Aber was wirſt du heute für mich kochen?“ fragte er darauf. War es in den Faſten, ſo antwortete der Koch: „Fiſchſuppe!“ war es an keinem Faſttage, ſo ſagte er: „Kohlſuppe mit Braten!“ — Backwerk aß er nicht und noch ſeltener Saucen. Wenn viel Gäſte zur Tafel geladen waren, beſtand das Mittageſſen aus 6 bis 7 Gerichten. War die Unterredung mit dem Koch geendigt, ſo ſetzte ſich Suworow, noch immer nackt, auf's Sopha und begann ſein Morgengebet, das in heiligen Geſängen beſtand, die er nach Noten ſang. Er hatte eine gute Baßſtimme, und war ein großer Freund vom Singen.

Nach dem Morgengebet warf Suwórow ſich in die Kleider und in Zeit von fünf Minuten ſtand er völlig angekleidet da. Jetzt wuſch er ſich Hände und Geſicht nochmals mit eiskalten Waſſer. Darauf trat ſein Adjutant ein und überreichte dem General die ſchriftlichen Berichte. Der Oberſt D. D. Mandrúkin war lange Zeit ſein Adjutant.

Es war noch nicht 7 Uhr in der Frühe, wenn Suworow zur Wachtparade ging. Hier ſagte er immer zu den Soldaten: „Kinder, ſeid hübſch munter, kühn und tapfer, übt Euch in den Waffen, ſo wird Euch Ruhm und Sieg! Eine Kugel ſei auf drei Tage:

„Den erſten und zweiten Feind erſchlagt!
Und dem dritten die Kugel durchgejagt!“

Ein geübter und disciplinirter Soldat vermag mehr, als zehn nicht geübte und nicht disciplinirte."

Nach der Wachtparade, wenn Suworow keine besonders wichtigen Geschäfte zu verrichten hatte, ließ er den Obersten Falkon zu sich kommen, der ihm dann deutsche und französische Zeitungen vorlesen mußte. Der Graf verstand beide Sprachen. Wenn ihn die Neuigkeiten in den Zeitungen nicht interessirten, rief er plötzlich: „Ist das Essen fertig?" — Die zur Tafel geladenen Gäste hatten sich um diese Zeit auch schon eingefunden, und man setzte sich um 8 Uhr in der Frühe zu Tische, um zu Mittag zu speisen. Wenn sehr vornehme Personen zur Tafel geladen waren, speis'te man um 9 Uhr. Vor dem Essen trank Suworow ein Gläschen Kümmel, niemals ein zweites; war er unpaß, so trank er ein Glas Fusel mit Pfeffer. Bei Tische trank er sehr mäßig Ungarwein oder Malaga; aber an Festtagen Champagner. Aus Früchten und anderm Naschwerk machte er sich wenig; nur als Abendbrod aß er ein mit Zucker gewürztes Scheibchen Citrone oder drei Theelöffel voll eingemachter Stranchbeeren. In Friedenszeiten speisete Suworow nie allein, seine Tafel war immer für 15—20 und mehr Personen gedeckt. Bei Tische saß er niemals an dem Orte, wo der Wirth des Hauses zu sitzen pflegt, er saß an der einen Ecke zur Rechten. — Sein Tischgedeck war von dem der Gäste verschieden. Er aß nie mit einem silbernen Löffel, sondern mit einem zinnernen, der aber ganz die Form eines

ſilbernen hatte. Wenn ihn Einer, der es wagen durfte, fragte, warum er einen zinnernen Löffel einem ſilbernen vorzöge, antwortete er: „Alles Silber enthält Gift!“ Sein Tiſchmeſſer und auch ſeine Gabel hatten elfenbeinerne Griffe; auch ſeine Gläſer waren von denen der Gäſte verſchieden. Nie ſtand eine Schüſſel mit Speiſen auf dem Tiſche, das Eſſen wurde vom Kochheerde zur Tafel gebracht und den Gäſten ihrem Range nach dargereicht. Seinem eigenen Befehle gemäß mußte Suworow es ſich gefallen laſſen, daß alle Speiſen für die Gäſte an ihm vorbeigetragen wurden, ohne daß er hätte zugreifen dürfen, und wenn ihm auch der Mund nach Etwas wäſſerte, ſo durfte er doch nichts davon eſſen, denn er mußte mit ſeiner Fiſchſuppe oder mit der „Kohlſuppe und dem Braten“ vorlieb nehmen. Weil Suworow einen ſo ſehr ſchwachen Magen hatte, war er überaus mäßig bei Tiſche, und überdem ſtand auch noch ſein erſter Kammerdiener, Procher Dübaſſow, den er „Proſchki“ nannte, hinter ſeinem Stuhl und paßte auf, daß Suworow ja nicht zu viel eſſe. Es geſchah einige Male, daß der Graf von den Speiſen der Gäſte Etwas haben wollte, aber Proſchki nahm ihm flugs den Teller weg, und da half kein Bitten, Schelten noch Drohen, der Teller wurde nicht wieder hingeſetzt. „Nun, ſo laſſ' mich nur von dieſem da ein wenig koſten!“ ſagte er. Aber Proſchki antwortete: „Es kann nichts gereicht werden, Gräfliche Erlaucht!“ Und wenn er auch Gott weiß was gethan

hätte, Proſchki hätte nicht nachgegeben, denn er hatte eine gerechte Urſache, ſo unerbittlich in dieſem Stücke zu ſein: fühlte Suworow ſich nach dem Eſſen unpäßlich, ſo wurde Proſchki zur Verantwortung gezogen, und alle ſeine Entſchuldigungen wurden verworfen. „Du allein biſt Schuld, daß Suworow krank iſt! warum haſt Du ihm ſo viel zu eſſen gegeben?“ hieß es dann.

Suworow hatte es gern, wenn die Gäſte ſich bei Tiſche ziemlich laut unterhielten, trat ein Schweigen ein, ſo rief er plötzlich: „Brüder ſprecht doch ein Wort!“ Wurde er von irgend einem Großen zur Tafel gebeten, ſo mußten ſein Koch und Kammerdiener auch mit eingeladen werden, damit jener die Speiſe für ihn kochen und dieſer hinter ſeinem Stuhle ſtehen konnte. Es ereignete ſich einige Male, daß Beide zu Hauſe blieben. Suworow ſaß traurig bei Tiſche und aß nichts. „Ja ne ſdarów!“ (ich bin krank) ſagte er.

Vor Tiſche betete er das Vater Unſer laut und ſehr andächtig. In den großen Faſten (vor Oſtern) wurde in Suworow's Hauſe täglich Gottesdienſt gehalten, wobei er das Amt des Diakons verſah; er verſtand den heil. Dienſt beſſer, als mancher Dorfpfarrer.

In der erſten Woche dieſer Faſten *) aß Suworow

*) Bekanntlich genießt der gemeine Ruſſe während ſeiner Faſten nichts, was von einem Thiere herrührt, folglich weder Eier noch Butter, weder Milch noch Käſe u. ſ. w.,

nichts als Speisen aus Pilzen; in der Charwoche aber, in welcher er auch communicirte, genoß er nichts als Thee.

Am ersten Ostertage wohnte er der Früh- und Spätmesse bei, und nach geendigtem Gottesdienste stellte er sich in die Reihe der Priester und küßte sich mit ihnen, darauf küßte er Jeden, der sich in der Kirche befand. *) Seine Kammerdiener standen bei dieser Gelegenheit mit Körben voll gefärbten Eiern hinter ihm und gaben jedem, der sich mit ihm geküßt hatte, ein Ei, er aber nahm (dem russischen Gebrauch zuwider) keins dagegen in Empfang.

Christi Himmelfahrt und Pfingstsonntag werden von den Russen mit gleicher Feier begangen. An diesen Tagen speisete Suworow gewöhnlich mit seinen Gästen im Walde unter duftenden Birken, die mit allerlei farbigen Bändern geziert waren; an verschiedenen Stellen standen Sängerchöre, welche in die Feiertöne der militärischen Tafelmusik einstimmten. Nach Tische begann

---

ja, der echte Gläubige genießt nicht einmal Zucker in seinem Thee, weil Ochsengalle darin enthalten sein soll.

*) Wie bekannt grüßt und küßt während der ganzen Osterwoche jeder mit den Worten: Chrestos waß kreß (Christus ist auferstanden), darauf beschenkt man sich gegenseitig mit Eiern, auch mit Eiern aus Glas, Steingut und Zucker. Die Reichen und Vornehmen beschenken sich mit allerlei kostbaren Sachen; doch darf ein Ei dabei nicht fehlen.

der Reihentanz; aber kein Frauenzimmer durfte Theil am Reigen nehmen: Suworow tanzte mit seinen Soldaten und Offizieren.

In den Weihnachtsfeiertagen lud er viele Gäste zu Kränzchen und Bällen bei sich ein, wo auch Pfänderspiele üblich waren. Bei dieser Gelegenheit durften auch Frauenzimmer an Spiel und Tanz Theil nehmen, Suworow war dabei überaus fröhlich; sobald aber seine Schlafstunde kam, schlich er sich heimlich aus der Gesellschaft, ohne daß dadurch Spiel und Tanz unterbrochen wurden. „Laßt sie springen und jubeln, ich will schlafen," sagte er zu seinem Kammerdiener. In der Butterwoche*)

*) Die Fastnachtswoche, in welcher viel Butter gegessen wird, was dem Rechtgläubigen in dieser Woche noch von der Kirche erlaubt ist; Fleisch aber darf jetzt schon nicht mehr genossen werden. Fast jeder Bewohner des christlichen Rußlands ißt in dieser Woche Blini (Pfannenkuchen aus Buchwaizenmehl, Hefe und Butter). Die Vornehmen wissen sich die Blini noch durch andere Zuthaten schmackhafter zu machen. Die Butterwoche ganz besonders aber die Osterwoche, werden in dem ganzen christlichen Rußland, vorzüglich aber in den beiden Residenzstädten unter lauter volksthümlichen Vergnügungen verlebt. Auch die Reichen und Großen wissen diese Tage der Fröhlichkeit nach ihrer Art zu begehen. Es ist dies ein Ersatz für die Kasteiungen, denen sich der Rechtgläubige in den sieben Wochen zu unterwerfen, und die er dann nach Ostern überstanden hat. In St. Petersburg bieten die Volksfeste für den Fremden ein höchst interessantes Bild dar. Auf dem schönen Platze, dem Winter-

that Suworow sich glüklich an den Blini, rutschte von den Eisbergen und stimmte mit in den Jubel des Volkes ein.

Seinen Namens- und Geburtstag feierte Suworow niemals; wol aber den Namens- und Geburtstag seiner

---

palaste schräge gegenüber, wo sich Alt und Jung, Reich und Arm, Tugend und Laster u. s. w. versammelt, stehen die künstlichen Eisberge, Anhöhen, die aus Eisblöcken errichtet sind. Von diesen Eisbergen, die sich allmählich zu einer Ebene verlaufen und mit einer etwa 1 Fuß hohen Einfassung versehen sind, rutscht man auf kleinen Schlitten, die Eisen auf den Läufen haben, pfeilgeschwind hinab. Das Volk steht rings um die Eisbahn herum, die einige Fuß breit ist, ergötzt sich an dem Wetteifer der Schlittengleiter und bekommt Lust, ein Gleiches zu thun. Eigentlich sind diese Eisberge nur für das Volk errichtet; doch entschließt der Vornehme sich auch nicht selten zu einem solchen Rutsche, Suworow war ein Liebhaber davon.

Zwischen der Eisbahn und der Seite des Winterpalastes ist für die Großen und Reichen wie für Jedermann, der mit eigener oder gemietheter Equipage hin- und herfahren will, ein Raum gelassen. Alles, was kostbar und theuer von Kutschen und Wagen ist, das kann man hier sehen. Neben der Eisbahn stehen die verschiedenartigsten Schaukeln und Buden. Speculanten haben schon als man die ersten Eisenbahnen in Deutschland zu bauen anfing, ein Carroussel mit einer glänzenden Locomotive hier errichtet. Das Ding entwickelt Dampf und macht ein Geheul, daß die Fahrgäste nicht anders glauben, als sie befänden sich auf einer Eisenbahn. Krämer bieten hier ihre Waaren feil, Taschenspieler, Seiltänzer, Kunstreiter u. dgl. m. laden zu ihren Vorstel-

großen Zaarin Catharine II., des Kronprinzen Paul und des Großfürsten und nachmaligen Kaisers Alexander, welche Tage er mit großem Gepränge beging. Im vollen Ornate mit allen seinen Großkreuzen geschmückt wohnte er an diesen Tagen dem Hochamte bei; und nach Beendigung desselben ließ er noch eine Messe für das ganze kaiserliche Haus lesen, welchem Gottesdienste er vom Anfange bis zum Ende knieend beiwohnte. An diesen Tagen gab er auch immer große Tafel.

Suworow pflegte sich auch nach dem Mittagessen mit kaltem Wasser zu waschen und zu pudeln, worauf er ein Glas Porter trank, das durch ein mit Zucker geriebenes Scheibchen Citronen gewürzt sein mußte, und dann auf ein paar Stunden schlafen ging; dies nannte er sein Mittagsschläfchen. Ueber seinem Heu- oder Strohlager war ein grobes Segeltuch ausgebreitet, und das Segeltuch war mit einem feinen Bettlaken bedeckt. Zur Decke hatte er nichts als ebenfalls ein feines Lein-

---

lungen ein. Hier war es auch, wo während eines solchen Festes die Bude des ausgezeichneten Kunstreiters Lehmann in Flammen aufging, wodurch einige hundert Menschen das Leben verloren. — Aber auch die raffinirtesten Diebe und Beutelschneider sind während dieses Festes thätig, und der Einheimische sowohl, als ganz besonders der Fremde, muß sehr auf seiner Hut sein, d. h. er darf Nichts von einigem Werthe in seinen Taschen haben, wenn er nicht Gefahr laufen will, von den russischen Dieben ausgebeutet zu werden, — die allergrößte Vorsicht schützt ihn nicht immer!

tuch; war es aber sehr kalt, so nahm er noch seinen Reisemantel zur Decke.

Suworow's Hauskleid bestand aus geschlitzten Beinkleidern und einer Jacke, beides aus Cannefaß. Im Winter, selbst in der strengsten Kälte, trug er niemals ein Pelzkleid, ja nicht einmal eine Unterjacke, auch keine Handschuhe, selbst dann nicht, wenn er die größte Zeit des Tages in der Kälte zubringen mußte. So trug er auch in Schnee und Regen weder Mantel noch Oberrock. Die Kaiserin Katharina schenkte ihm einmal ein kostbares Winterkleid, das aus dem theuersten Sammt und dem seltensten Zobel bestand und mit goldenen Tressen und Quästen geschmückt war, sie schenkte es ihm mit der Bedingung, daß er nie anders, als in diesem Kleide vor ihr erscheinen sollte. Sie dachte den alten berühmten Feldherrn auf diese Art an ein warmes Kleid zu gewöhnen. Aus Liebe und Ergebenheit zu seiner gnädigen und sorgsamen Kaiserin trug Suworow auch einige Male das Kleid; er zog es aber erst dann an, wenn er aus dem Wagen stieg und in's Pakais zur Audienz ging. Im Winter war in Suworow's Schlafzimmer eine so große Hitze, wie sie nur in einem Schwitzbade üblich ist. Er ging immer nackt und taktmäßig in dieser Stube herum. Wenn er sich eine Sommerwohnung nahm, mußte auch ein Garten nebenbei seint; denn er war gewöhnt in den Tagen des Sommers, vor und zuweilen nach dem Essen, eine Stunde im Grünen herumzuspringen. Bei dieser Motion trug er nichts als ein paar cannefaßene Beinkleider und Stiefeln. Geschah

Diese „wohlthätige Bewegung" nach dem Essen, so legte er sich darauf schlafen. Das Schlafzimmer seiner Kammerdiener mußte sich neben dem seinigen befinden. Die Bade- oder Schwitzstuben *) besuchte Suworow

*) Die Bad- oder Schwitzstuben sind ein großes Bedürfniß des Russen. Die meisten besuchen sie einmal wöchentlich. Da ist fast kein Bauer, der neben seiner Hütte nicht eine Badestube hätte. Diese allgemeine Gewohnheit des russischen Volkes ist Ursache, daß der russische Soldat im Auslande, wo er dies Bedürfniß nicht leicht befriedigen kann, so manchen Krankheiten ausgesetzt ist. In allen Hauptstädten Rußlands, besonders aber in den beiden Residenzen, sind eine Menge solcher Badstuben errichtet und für Jedermann geöffnet, der für eine Kleinigkeit Geld baden und schwitzen will. Diese Bade- oder Schwitzanstalten bestehen in der Regel aus drei Stuben. Die erste derselben ist zum Aus- und Ankleiden, in der zweiten, die nicht mehr als 20—25 Grad Hitze enthält, befinden sich die Röhren mit kaltem und heißem Wasser und mehrere Bänke mit hölzernen Kopfkissen, worauf man sich legt, wenn man sich den ganzen Körper mit einem Seifenwisch bestreichen lassen will. Zu diesem Dienste stehen die Bánschtschiks bereit, nackte Kerle, die Einem für ein besonderes Trinkgeld ganz gehörig einseifen und abstreichen. Die dritte Stube enthält den eingemauerten Kessel mit siedendem Wasser und einem Haufen Wacken, die sehr heiß sind. Auf derselben Seite befindet sich das Lager aus Brettern, einer hohen Schuster- oder Schneiderbritsche ganz ähnlich, zu welcher 4—6 Stufen führen. Je höher man hinaufsteigt, desto heftiger empfindet man die Hitze, und oben auf der Lagerstatt kann es nur ein starker und

viermal im Jahre, und da mußte eine solche Hitze Statt finden, wie sie nicht jeder Russe aushalten kann; er aber ertrug sie leicht und mit Lust.

---

an's Schwitzen sehr gewöhnter Mensch aushalten. Der echte Russe kauft sich einen flachen Besen aus Birkenreisern mit dem Laub, geht in die dritte Stube und peitscht sich damit tüchtig durch oder er läßt es durch einen Banschtschik thun. Darauf ersteigt er die Pritsche und schwitzt, daß ihm das Wasser vom ganzen Körper rinnt. Einmal versuchte ich, oben auf der Lagerstatt zu schwitzen, es war eine furchtbare Hitze. Es kam noch ein Russe dazu, der sich auch oben niederlegte, und dem es noch nicht heiß genug war, weshalb er einem Banschtschik befahl, einen Eimer Wasser auf die fast glühenden Backen zu gießen. Plötzlich entstand eine Hitze, daß ich fast ohnmächtig wurde. Ich machte mich geschwind von dem Lager; der Kerl aber blieb oben liegen und sagte: „aach, kak slawns" (ach, wie ist es herrlich hier)! Hat er nun genug geschwitzt, so geht er in die zweite Stube, läßt einen Banschtschik kommen, und streckt sich auf eine der Bänke aus. Der Banschtschik nimmt einen Wisch aus Birkenrinde, die grobem Hanf ähnlich ist, tunkt ihn in warmes Wasser und reibt ihn mit Seife an. Und nun wird der Ausgestreckte nach Banschtschiksart förmlich magnetisirt. Ist diese Handlung vollendet, so wird der Gewaschene mit einem Paar Eimern warmem oder kaltem Wasser übergossen. Hat der Russe sich ein Erkältungsfieber, eine Verrenkung der Glieder oder sonst ein Uebel zugezogen, so sagt er: „man muß in die Badstube gehen!" Und das thut er auch, schwitzt und läßt sich tüchtig streichen. Diese Verfahrungsart hat

Suwórow hatte vier Diener, die im Hause beständig um ihn herum sein mußten. Procher Dübassow war eine Reihe von Jahren sein erster Kammerdiener, der ihm treu und redlich diente und dafür sorgte, daß sich der Graf nicht im Essen vergaß. Bei der Aufstellung des Standbildes Suwórow's, das bekanntlich in einer bronzenen Ritterstatue auf rundem Piedestal besteht, und unfern der Newabrücke und des Sommergartens in St. Petersburg aufgestellt ist, wurde Procher Dübassow in den Adelstand erhoben und ihm eine Pension von 1500 Rubel jährlich ausgesetzt, die er auch bis an seinen Tod genossen (er starb 1823 im 81sten Lebensjahre). Der zweite Kammerdiener war der Sergent Iwan Sergéi, dem wir die Schilderung dieser Züge Suwórow's zu verdanken haben. Er trat im Jahre 1784 in des Feldherrn häuslichen Dienst, und befand sich später bei dessen Sohn, Arkadius Alexandrowitsch, der seinen Tod in demselben Flusse fand, welcher Ursache war, daß sein Vater den berühmten Beinamen: „Rymnikósky" erhielt, der dritte Kammerdiener war der Sergent Sidrow, und der vierte war ein Wundarzt.

Suwórow schlief gewöhnlich auf dem Rücken liegend, eine Lage, die nicht selten Ursache der ängstlichen Träume

---

größtentheils einen guten Erfolg; nicht selten jedoch auch einen schlimmen, denn nicht jeder Anfang einer Krankheit läßt sich durch Schwitzen und Reiben mit einem Seifenwisch unterdrücken.

war, von denen er gar oft heimgesucht wurde. Schrie er im Traume, so mußte er augenblicklich aufgeweckt werden, weil er behauptete, daß auf diese Art schlimmen Folgen vorgebeugt werden könnte. Einmal fragte er den zweiten Kammerdiener, der gegen Mitternacht zu ihm ins Zimmer trat, seinen Herrn plötzlich aufzuwecken: „Habe ich denn geschrieen?“ — „Ja, Ew. Erlaucht!“ — „Warum hast Du mich denn nicht sogleich aufgeweckt?“ „Es geschah ja sogleich, als Ew. Erlaucht zu schreien geruheten!“ sagte der Kammerdiener. Suworow wollte jedoch dieser Aussage keinen Glauben beimessen, er behauptete das Gegentheil hiervon. Der Kammerdiener bestand aber auch auf seinem Recht, er kannte seine Ordre und wußte, daß er seine Pflicht gethan hatte, deshalb entstand ein heftiger Wortwechsel. „So rufe Tischtschenko hieher!“ sagte Suworow. Tischtschenko, ein Kleinrußländer, der weder lesen noch schreiben konnte, war Adjutant bei ihm, und mußte in dergleichen Streitigkeiten den Schiedsrichter machen.

Suworow war kein Freund von den gewöhnlichen Hausthieren, daher duldete er auch keins in seinem Gebiete; begegnete er aber einem solchen auf dem Hofe, so schmeichelte er ihm auf eigenthümliche Art. Sah er z. B. einen Hund, so bellte er ihn an, sah er eine Katze, so miaute er und sah er einen Hahn, so krähete er. Suworow ahmte die Laute dieser Thiere auf eine unglaublich natürliche Art nach. Einmal gab er vor einer Schlacht mit den Türken die Ordre, aufzubrechen, sobald

der Hahn krähte. Da man damals das ausgezeichnete Krähtalent des Feldherrn noch nicht kannte, so wunderte man sich nicht wenig über solche Ordre, zumal in der ganzen Gegend kein Hahn vorhanden war. Man harrte jedoch mit der größten Aufmerksamkeit auf dieses Signal. Plötzlich krähte der Hahn laut und hell! — Suworow war es, der da krähete.

Wie manchem Berühmten und Nichtberühmten gereicht es zum größten Vergnügen, wenn alle Welt sein Bildniß besitzt. Bei Suworow fand man diese Eitelkeit nicht, denn Niemand konnte ihn bewegen, sich malen zu lassen. Doch endlich brachte es die Kaiserin Catharine II. dahin, daß er einem Maler saß, weil sie beschlossen, sich nach dem Portrait des berühmten Erstürmers von Rustschuk und Praga ein Brustbild anfertigen zu lassen, was denn auch geschah. So duldete Suworow auch keinen Spiegel im Hause; kam er irgendwohin, wo ein solcher hing, so mußte er augenblicklich verhüllt werden. „Gott soll mich behüten, einen zweiten Suworow zu sehen!“ sagte er. Er war auch kein Liebhaber von Uhren, und nie hatte er eine Taschen-, Wand- oder Tischuhr. „Der Soldat muß ohne Uhr die Zeit wissen,“ pflegte er zu sagen. Im Winter wie im Sommer trug Suworow keine andere als zwirnene Strümpfe. Ein Feind der Aerzte, sagte er zu kranken Offizieren, die sich bei ihm meldeten, um in's Hospital zu gehen: „Geht nicht in's Armenhaus, da giebt man Euch zwar am ersten und zweiten

Tage gutes Essen und weiches Lager; aber am dritten Tage giebt man Euch einen Sarg! Vertraut Euch nicht den Aerzten an, es sind privilegirte Menschentöder! Ich aber weiß für Euch einen bessern Rath: wenn Ihr krank seid, so trinkt ein Glas Schnaps mit Pfeffer, darauf gehet, laufet, springet und wälzt Euch herum, so werdet Ihr gesund."

Während des Krieges mit den Türken und überhaupt auf langen beschwerlichen Märschen stieg Suworow, wenn es Raststunde war, vom Pferde und wälzte sich im Grase herum; auf dem Rücken liegend und die Beine in die Höhe kehrend, sagte er: „das ist die gesündeste Bewegung, so zieht das Blut aus den Füßen. Kinder macht es auch so!" Die Soldaten folgten nun größtentheils seinem Beispiele.

Suworow rauchte niemals Tabak, dafür schnupfte er aber sehr stark. An gewöhnlichen Tagen trug er eine einfache goldene Dose bei sich; an Sonn- und Festtagen trug er eine, die mit Brillanten und dem Bildnisse der Kaiserin geschmückt war, oder auch eine von denen, die ihm Kaiser Joseph und andere Monarchen geschenkt hatten. Er sah es sehr ungern, wenn Jemand eine Prise von ihm verlangte. Nur der Fürst Wolkonßky, den er liebte, hatte das Vergnügen, mit ihm gemeinschaftlich zu schnupfen. Suworow pomadisirte sich gerne, auch war er ein großer Freund von wohlduftenden Wassern, mit denen er täglich seine Kleider benäßte. In seinem Schnupftuche hatte er immer einen

Knoten, der mit wohlriechendem Waſſer angefeuchtet war. So lange Suworow lebte, duldete er niemals ein Frauenzimmer in ſeinem häuslichen Dienſte. Er ſtarb im 71ſten Jahre ſeines Alters zu St. Petersburg (1800), tief betrübt über die Ungnade des Kaiſers Paul, in die er gerathen war.

Wenn wir das Privatleben Suworow's zum Gegenſtande unſerer Betrachtung machen, ſo ſehen wir ihn faſt von der Menſchheit abgeſondert. Wir finden aber auch in ſeinen Sonderbarkeiten ein großes Genie, das ſich nicht von den Umſtänden regieren ließ, ſondern ſich dieſelben zu unterwerfen wußte. Ihm ſchien die allgemeine Lebensordnung des Menſchen ſeinen großen Unternehmungen hinderlich zu ſein, daher ſchrieb ſeine Sonderbarkeit dieſer Lebensordnung Bedingungen vor. Ja, in der That! die ſcheinbare Narrheit Suworow's war von tiefer Bedeutung, ſie hatte ein ganz anderes Ziel vor Augen, als den bloßen Sonderling zu ſpielen! Seine Hauptentfernung von der allgemeinen Lebensordnung des Menſchen war die Gewohnheit um Mitternacht aufzuſtehen und ſein Tagwerk zu beginnen, dann ſein ſtundenlanges nackt und taktmäßig im Zimmer oder Zelte Umhergehen. Seine andern Sonderbarkeiten waren zum Theil eine Folge der erſtern. So kann es uns z. B. gar nicht mehr befremden, daß ein Menſch, der um Mitternacht ſein Tagewerk beginnt, ſchon um 8 oder 9 Uhr zu Mittag ſpeiſet. Wer ſich und ſeine Kriegsgefährten lehren wollte, zu jeder Zeit bereit zu

sein, dem Feinde Gegenwehr zu leisten, sowie sich zu nächtlichen und beschwerlichen Märschen geschickt zu machen, um den sorglos ruhenden Feind zu überfallen, der durfte nicht die gewöhnlichen Ruhestunden zu seiner Erholung wählen. Und dieses war es eben, was Suworow sein Lebenlang vor Augen hatte, und so entstand die allgemeine Verwandlung der Lebensordnung in seinem Leben. Er weckte seine Soldaten in der frühen Morgendämmerung auf, und seine schnellen Märsche gaben zu jenen Volksmährchen Anlaß, daß er überall und nirgends sei. Durch sein nackt im Zimmer und Zelte Umhergehen gewöhnte er sich so sehr an Kälte, daß er ihr den heftigsten Widerstand leistete. Durch seine Gewohnheit, sich mit eiskaltem Wasser tagtäglich zu waschen und zu pudeln, hatte er seinen von Natur schwachen Körper dermaßen abgehärtet, daß er allen schädlichen Einflüssen der Witterung Trotz bot.

Einfach, furchtlos, ausharrend und aller Verzärtelung größter Feind, war er der Liebling seiner Soldaten, die ihn nicht bloß wie ihren Vater, sondern fast wie ihren Gott liebten. Er lehrte sie durch sein Beispiel, wie man alle Beschwerden des Leben ertragen kann und ertragen soll. Suworow liebte die Einfachheit, welche an die tiefste Armuth des Lebens grenzt. Zuweilen aber zeigte er sich auch im höchsten Glanze, namentlich an hohen Festtagen, wenn er in der Kirche dem Gottesdienste beiwohnte, wo er, das Nichts der Creatur vor Augen habend, andächtig betete und sein altes graues

Haupt bis tief zur Erde beugte. Durch dieſes Beiſpiel entzündete und befeſtigte er den Glauben ſeiner Soldaten: ſie hielten ihn für einen unüberwindlichen Helden und waren unüberwindlich mit ihm!

Als Suworow einmal ſah, daß alle Mühe und Menſchenopfer vergeblich waren, eine Feſtung, an der ihm Alles gelegen war, einzunehmen, ließ er eine ſechs bis ſieben Fuß tiefe Grube graben, ſprang hinein und ſchrie: „Scharrt ihn zu! ſcharrt den Suworow zu!“ *) Als man ihn nun dringend bat, er möge doch wieder aus der Grube ſteigen, antwortete er: „Nein! ſcharrt ihn zu! wenn Suworow die Feſtung nicht haben kann, ſo will er lebendig begraben ſein, und er kann ſie nicht haben, drum ſcharrt ihn zu!“ Wie ein Lauffeuer ging das durch das ganze Heer. Endlich verſprach er aus der Grube zu ſteigen, doch nur unter der Bedingung, daß die Feſtung genommen werde. Man nahm die Bedingung an. Nun währte es nicht lange und der Sieg war ſein. Suworow, der Sohn eines gewöhn-

*) Bekanntlich ließ Suworow auf dem Gotthard, als ſein von vielen Entbehrungen ermattetes Heer nicht mehr höher ſteigen wollte, eine Grube graben, und verlangte von ſeinen Grenadieren lebendig begraben zu werden. Dieſe riſſen nun Alles mit ſich fort — und die ermatteten Soldaten fühlten neue Kraft und machten den denkwürdigen Uebergang über den Gotthard. Vielleicht, daß Suworow es auch früher vor der Einnahme einer Feſtung ſo machte, wie der Kammerdiener erzählt.

(Anm. des Ueberſetzers.)

lichen Offiziers, ſchätzte und liebte Jedermann, der ſich durch eigene Verdienſte und auf eine würdige Art Rang, Ruhm und Reichthum erworben; aber er verachtete Jeden in eben dem Maße, der ſich durch Abenteuer, Schmeichelei u. dgl. dies alles erworben, wodurch er ſich aber, wie konnte es anders ſein, nicht wenige Feinde machte. Seine glänzenden Thaten, ſeine unverbrüchliche Treue gegen das kaiſerliche Haus und ſeine unvergleichliche Liebe zu ſeinem „heiligen Vaterlande" waren es, die ihn aus niederm Stande in den Grafen- und Fürſtenſtand erhoben und ihm eine militairiſche Würde gaben, wie ſie noch keiner ſeiner Vorgänger gehabt hatte, nämlich die Würde eines Generaliſſimus. Ewig groß und herrlich wird Suworow, einer der größten Feldherrn ſeiner Zeit, in der ruſſiſchen Geſchichte bleiben. Nach dem Tode Catharinens II. ſuchten Suworows Feinde ſeinen Ruhm zu verdunkeln und ſeine Verdienſte um das „heilige Vaterland" zu ſchmälern, und allzubald fiel er in die Ungnade des Kaiſers Paul. Doch hatte dieſer Kaiſer beſchloſſen, den großen Feldherrn, als er aus der Schweiz nach Rußland zurückkehrte, gar glänzend zu empfangen: durch Triumpfbogen und Ehrenpforten mancher Art ſollte er in St. Petersburg einziehen. Doch hatten Suworows Feinde es dahin gebracht, daß der Kaiſer ſeinen Sinn änderte und alle Ehrenpforten wieder abreißen ließ, als der würdige Feldherr ſich der Reſidenzſtadt genähert hatte. Der greiſe Generaliſſimus zog nun, kränklich wie er war und tief gebeugt

über die Ungnade des Kaisers, wie ein gewöhnlicher Privatmann in St. Petersburg ein, wo er von jetzt ab auch ganz eingezogen bei seiner Nichte lebte.

Als der Kaiser hörte, daß der alte Feldherr wirklich krank war, schickte er einen Kammerherrn zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Dieser Kammerherr war früher Kammerdiener bei Sr Majestät; aber er wußte sich in dessen Gnade so sehr zu befestigen, daß der Kaiser ihn aus purer Gunst zum Kammerherrn ernannte und ihn auch in den Grafenstand erhob. Suworow kannte diesen Grafen, der ohne eigentliche Verdienste und ohne Ahnen war, auf's Genaueste, aber er that, als kenne er ihn nicht, und der Graf konnte annehmen, daß die Kränklichkeit und das hohe Alter des Feldherrn Ursache dieses schwachen Gedächtnisses sei. „Wen habe ich die Ehre bei mir zu sehen?" fragte ihn Suworow. — „Ich bin der Graf K.....w, Kammerherr Sr Majestät des Kaisers," war die Antwort. — „Ganz recht! jetzt erinnere ich mich," sagte Suworow, „Sie haben bei der Gefangennehmung des Räubers Pugatschéw tapfer mitgewirkt, und ich freue mich, die Gelegenheit nochmals zu haben, Ew. Erlaucht für diese Beihilfe zu danken." — „Ich bitte um Verzeihung, Ew. Durchlaucht! ich habe an dem Siege über den Räuber, der unser „heiliges Vaterland" einige Zeit mit Schrecken erfüllte, keinen Antheil! antwortete der Kammerherr. „Nicht?... Dann war es bei der Erstürmung von Rustschuk, wo ich Sie sah!... Ja, ja, so ist es, es

war bei Rustschuk!" — „Ew. Durchlaucht verzeihen, daß ich auch dieses verneinen muß, ich war nicht mit bei Rustschuk, habe keinen Theil an diesem glänzenden Siege," sagte der Kammerherr. „Aber mein Gott! wo hab' ich Sie denn gesehen? auf dem Schlachtfelde war es, wie mich dünkt..... War es nicht bei der Erstürmung von Praga?" — „Ew. Durchlaucht verzeihen, ich war nicht mit bei Praga, habe also auch nicht den geringsten Antheil an diesem Siege und Ruhme des russischen Heeres." — „Aber so bitte ich Ew. Erlaucht, mir zu sagen, bei welcher Gelegenheit es gewesen, als ich sah, wie Sie Sich durch eine glänzende That auszeichneten.... War es nicht auf dem Schlachtfelde, so war es doch an einem andern Orte, wo Sie sich um das Vaterland so verdient machten, daß Se Majestät der Kaiser Sie zum Lohne dafür in den Grafenstand erhob. Ist es nicht also?" fragte Suworow. „Ich bitte um Verzeihung! ich habe meinem Herrn und Zaaren dem allergnädigsten Kaiser zwar treu und redlich gedient, aber ich kann mich nicht rühmen, das vollbracht zu haben, was man eine große und ruhmvolle That zu nennen pflegt. Ich bin durch die Gnade und Gewogenheit meines allergnädigsten Herrn und Kaisers in den Grafenstand erhoben worden!" entgegnete der Kammerherr und machte so viele Bücklinge, wie er sie bei Hofe zu machen pflegte.

„Ah, das ist etwas Anderes!" versetzte Suworow, und rührte die Klingel. Procher Dübassow trat sogleich ein

und fragte nach dem Befehl seines Herrn. Suworow aber gab ihm ein paar Ohrfeigen, indem er sagte und auf den Grafen deutete: „Siehe her, Balwán (Holzblock), dieser Herr war auch Kammerdiener und ist jetzt schon Graf. „A Tü Durák (und du Narrenkerl) bist noch immer wie vor zwanzig Jahren Kammerdiener! Kannst du nicht auch Graf werden?“ Proschki verstummte über diese seltsame Zumuthung seines Herrn. Der Kammerherr aber machte über dieses Lob, daß er es vom Kammerdiener bis zum Grafen gebracht hatte, gar kein freundliches Gesicht, sondern ein ernstes und sehr langes, und hüpfte behend zur Thür hinaus. Er kam nie wieder, sich nach dem Befinden des kranken Feldherrn zu erkundigen.

Suworow starb bald darauf an Alterschwäche und aus Gram für den traurigen Lohn, der ihm am Abend seiner Tage wurde.

Friede sei mit ihm! er hat das Seinige zur Macht und zum Ruhme Rußlands gethan!

Gedruckt bei J. C. H. Witt.

APR 1972
4061-891
CANCELLED
WIDENED
CANCELLED
3 APR 88

Widener Library
3 2044 099 631 459